Vermächtniss Dr. Haupt's

Unvollständig:
nur IV, 2725. vorhanden!

45 - Rar!

H. n.
o.
50 am
1

Geschichtliche

Denkwürdigkeiten

und

Seltenheiten der Natur,

durch Kupferblätter anschaulich gemacht,

und

für alle Stände zum Nuzen und Vergnügen

faßlich beschrieben.

BIBLIOTHECA CIVITATIS NORIMBERGENSIS.

1. Bandes 8. Heft.

Nürnberg, 1812.

945.

An das Publikum.

Wenn des Tages Geschäfte vollendet sind, wem ist es nicht fast zum Bedürfnisse geworden, nach einem Buche zu greifen, das bey einem umfassenden Plane mannichfaltig und angenehm zu unterhalten sich bemüht, das durch reichhaltigen Stoff dem Geiste neue Ansichten der Dinge bemerklich macht, und durch wohlgewählte Kupferblätter das Auge reizt? Unsere Zeitschriften haben größtentheils diese Absicht und mehrere erreichen sie, ohne den Stoff zu erschöpfen; die Journalform ist daher gegenwärtig die geltendste.

Ich übergebe dem deutschen Publikum, das mir seit mehreren Jahren einiges Vertrauen schenkte,

ein neues Werk unter dieser beliebten Form, welches ich mit besonderer Aufmerksamkeit auf den Zweck, den es hat; auf die Leser, denen es gewidmet ist, und mit voller Liebe für die Gegenstände, die ich bearbeite, zu Stande zu bringen hoffe.

Der Titel umfaßt den Plan des Werks; aber das sey mir erlaubt, voraus zu bemerken, daß ich bey der Ausführung nicht Alles geradezu aufgreifen werde, was sich mir als etwas wundervolles, es sey so unwahr oder so unwahrscheinlich als es wolle, darbietet, und daß ich weit entfernt sey, Wunder zu erschaffen, wo keine sind, oder alte Lügen wieder in Umlauf zu bringen, wie wir sie da und dort nicht sparsam aufgetischt finden. Wunder genug hat die Welt — physische und moralische —; ich werde nicht nöthig haben, zu unnatürlichen und unwahrscheinlichen Schilderungen meine Zuflucht zu nehmen, und eben so wenig werde ich dem Unanständigen und Anstößigen fröhnen müssen, um meine Hefte zu füllen. Die ältere Geschichte — wie reich ist sie noch an Scenen, die nicht benutzt sind; und die neueste — sie hat, wie wir alle wissen, an grosen Bege-

benheiten grosen Ueberfluß, welche sich viele der Kunst willig zu schönen Darstellungen anbieten. Welche reizvolle Ansichten von merkwürdigen Weltgegenden, von Städten, von Landsitzen der Großen, von ländlichen Aufenthaltsorten berühmter Gelehrter enthüllen nicht die neuesten in- und ausländischen kostbaren Kupferwerke, wenn ich das Feld der geographischen Merkwürdigkeiten übersehe, die sich für meinen Plan eignen; und wenn ich den Trümmern alter Volksgröße und Regentenmacht, die in allen Erdtheilen die grose Lehre von der Vergänglichkeit menschlicher Kraftäuserungen predigen, meine Aufmerksamkeit zu der Unterhaltung meiner Leser widme, so wird mir des Stoffes reiche Quelle nie versiegen können. Das Lieblingsfeld meiner Forschungen, das allverbreitete, worin der höchstweise Schöpfer seine liebevolle Allmacht äußert, das Feld der Naturgeschichte wird mir desto willkommnere Ausbeuten für meinen Zweck gewähren, je mehr ich mich bemühen werde, nur das Seltenste daraus, das Auffallendste, in so getreuen Abbildungen, als es meine Kräfte zulassen, diesem Werke einzuverleiben. Dahin will

ich trachten, daß es eine Sammlung von Aufsätzen und Kupferblättern enthalte, die nicht nur gebildeten und bildsamen erwachsenen Freunden des Wissens Erholung und Freude gewähren, sondern die auch Väter und Lehrer gern ihren jüngeren Lieblingen in die Hände geben, unbesorgt, daß darin etwas gefunden werden könne, wovon ihnen leid wäre, es dem zarten Gemüthe nahe gebracht zu haben.

Dr. Carl Lang.

Nro.1.

Nro.2.

I.C. Bock SC.

Umblicke an dem Seehafen von Marseille.

Nr. 1.

In der Reihe der ältesten Städte des ehemaligen Galliens zeichnet sich Marseille durch ihren Ursprung, der sich in das graueste Alterthum verliert, und dadurch, daß sie, früher als andere, eine gewisse Kulturstufe erreichte, vortheilhaft aus. Marseille wurde durch eine griechische Colonie gegründet; nicht einig aber sind die Forscher über die Ursachen der Auswanderung des jungen Schwarmes aus Griechenland; darin nur stimmen ihre Muthmaßungen, daß es Phocäer gewesen seyen, die ungefähr sechshundert Jahre vor Christi Geburt, als Kaufleute oder Seeräuber, vielleicht in dieser doppelten Eigenschaft, wie sich Gelegenheit darbot, die Küste Galliens betraten und sich dort niederließen. Der Landstrich, den sie zuerst besetzten, hatte wenig Umfang, war wenig fruchtbar; dem Meere mußten die Nahrungsmittel abgewonnen werden, welche das Land versagte. Sie sandten Boten auf Kundschaft aus; einige lernten die Rhonemündungen an dem Meerbusen von Lyon kennen, und des Landes Schönheit erweckte den Wunsch, dorthin ihre Ansiedlung zu verbreiten. Eine auserwählte Schaar von den Eingewanderten, zwey griechische Jünglinge, Simos und Protis, an ihrer Spitze, sey, so geht die Sage, nach den Rhonemündungen gesegelt und habe von dem Könige Nannus, dem Besitzer des Landes, Erlaubniß begehrt, auf den Grenzen seines Gebietes eine Stadt zu erbauen. Und desselben Tages

sollte des Königes einzige liebreizende Tochter, Petta, aus des Landes Edelsten sich einen Gatten wählen. Wem sie einen Trunk bot, der war der Glückliche! Das Mädchen habe die Trinkschaale dem Jüngling Protis gereicht, der nun des Königes Eidam und Begründer von Marseille wurde.

Unter den mannichfaltigsten Schicksalen hob und senkte sich der Wohlstand dieser Stadt; der Theil des jetzigen Marseille, der auf Alterthum Anspruch macht, die Altstadt, ist schlecht gebaut und unrein; aber zu dem Schönsten, was Frankreich an städtischen Anlagen aufzuweisen hat, gehört die Neustadt, in deren Gebäuden sich Pracht mit Bequemlichkeit vereint, sich allenthalben die Herrschaft des Luxus verräth, welchem die Bewohner huldigen.

Von der Straße Canebière aus erblickt der Wandernde die Mastbäume der Schiffe, die, ihrer Segel beraubt, einem Fichtenwalde ähnlich sehen; sie führt ziemlich gerade dem Hafen zu. Der Kai des heiligen Johannes ist der Hauptgeschäftsplatz; er zieht sich zur Rechten an dem Hafen hin: das lebhafteste Gewühl herrscht dort, Alles ist in voller Thätigkeit; der Platz ist ansehnlich, und doch gebricht Raum, die Handelsgewölbe sind klein, drängen sich. Sucht was ihr wollt, ihr findet es hier; man verkauft euch wohlriechende Wasser und Pomaden, Gold- und Silberwaaren, Stoffe, Spezereyen, Uhren, Gewehre, Landkarten, Bücher, Datteln, Orangen, Citronen, Trauben, Krabben, Affen, Papageyen, Kupferstiche, Gipsfiguren; auch liegen an dieser Seite des Hafens die meisten Schiffe vor Anker. Auf der Terrasse la Tourrette wäre der schönste Spaziergang in Marseille, wegen der herrlichen

Aussicht auf das Meer, verhinderten nur nicht gerade dort verderbliche Winde das Aufkommen der Bäume, deren Mangel die Wandelluſt, welche Schatten verlangt, ſehr ſchwächt. Das Fort Saint Jean ſchließt an dieſer Seite den Eingang in den Hafen; die Werke ſind wohl erhalten und mit Geſchütz wohl beſetzt. Weniger lermvoll zeigt ſich das andere Geſtade des Hafens, der St. Nikolauskai; er iſt weniger beſucht, aber weit geräumiger. Die Vorrathshäuſer für alle Arten von Schiffsbedürfniſſen ſind dort; auf dem Endpunkte ſteht das Fort St. Nikolaus, und bewahrt den Eingang in den Hafen von der Gegenſeite; es liegt jetzt größtentheils in Trümmern.

Der Hafen iſt 450 Toiſen lang, und 130 Toiſen breit: er faßt gegen 900 Schiffe. In Tagen des Friedens iſt er gleichſam der Schauort aller europäiſchen Seefahrer. Auſſer den Schiffen der mittelländiſchen Küſtenbewohner, der Genueſer, welche Kaſtanien und Aepfel bringen, auſſer den Barken von Jan Remo, den Schiffen von Toulon, Majorka, Frejus, mit Orangen und Sardellen befrachtet; auſſer den Felouken von Nizza, Livorno, Baſtia; den Barken von Hyeres und Porto Ferajo, und den größeren Levantefahrern, deren Mannſchaft in Frankreich lebendige Gemälde von den Sitten und Gebräuchen Aſiens und Afrika's darſtellt; ſieht man engliſche, holländiſche, ſchwediſche, däniſche, ruſſiſche Schiffe dort ſich ſammeln, und der Unterſchied in Sprachen, die Mannichfaltigkeit in Kleidungen und Geſichtszügen machen den Luſtwandel an dem Hafen für den Menſchenbeobachter höchſt merkwürdig. Wenn aber jetzt dieſe bunte Menſchenkarte mangelhaft iſt, ſo tritt dagegen Erinnerung an vergangene To-

ge ein, und die Theilnahme des Wandelnden wächst bey dem Rückblick auf mehrere merkwürdige Männer, deren Wirkungskreis der Hafen von Marseille war.

Dort auf der Rhede von Marseille war es, wo der große Mahler Vernet Ideen und Farben von der Natur borgte, die er in ihren furchtbarsten Momenten belauschte. Mitten im Sturme ließ dieser kühne Mensch sich hinausführen aus dem Hafen auf schwankendem Kahn, um seine Phantasie zu den herrlichen, erhabenen Gedanken zu befeuern, die seine Werke ehrenvoll auf die Nachwelt bringen.

Hier war es, wo einst der Präsident von Montesquieu den Jüngling Robert fand, eines Handelsmäcklers Sohn, der, um den Vater zu erlösen, welcher zu Tetuan in Sklaverey lag, seine Freystunden dazu verwendete, Leute in einem kleinen Kahne für Geld aus dem Hafen zu führen. Auch bey uns ist es wohlbekannt, daß der edle Montesquieu des braven Jünglings Vater heimlich befreyte, und der trostlosen Familie ihren Versorger wiedergab. Wer weiß nicht, daß zwey Jahre verflossen, ehe der junge Mann, den nun kein Gram mehr drückte, als der, seinem unbekannten Wohlthäter nicht danken zu können, den Präsidenten an dem Hafen wieder fand, und, ahndend, daß niemand als er jene Großthat verübt habe, sich vor ihm auf die Kniee stürzt, ihn mit Dankworten überhäuft, ihn beschwört, sich in dem Kreise der geretteten Familie seines Werkes zu freuen; wer weiß nicht, daß nichts den edlen Montesquieu vermögen konnte, sein Stillschweigen zu brechen, und daß er sich dem Danke des Jünglings und der Bewunderung des Volkes durch schnelles Verschwinden unter der Menge entzogen habe, Alles wäre unbekannt

geblieben, hätte man nicht, erst nach dem Tode des trefflichen Mannes unter seinen Papieren eine Quittung von dem Banquier Main in Cadix über eine von jenem erhaltene Summe von 7500 Livres gefunden, wovon 6000 für die Lösung Roberts bezahlt, 1500 demselben zu den Unkosten der Rückreise waren eingehändiget worden.

Nicht weniger herzergreifend, aber minder bekannt ist Nikolas Compian's Schicksal in diesem Seehafen. Compian reist in Handelsgeschäften auf einem Marseiller Schiff über Meer; ein Seeräuber aus Tripoli fällt das Schiff an, und erobert es. Compian wird in Tripoli als Sklave an einen reichen Türken verkauft. Der Türke gehörte in die Zahl der seltnen, guten Menschen, ihn rührt der namenlose Kummer seines Sklaven, er hält ihn sehr menschlich und erlaubt ihm sogar nach Hause zu reisen, um die Seinigen wieder zu sehen. Nur verlangt er des Christen Ehrenwort, in das Haus seines Herrn, der ihn mehr als Sohn vom Hause behandelte, bald zurück zu kommen. Compian giebt sein Wort, und reist nach Marseille; fröhlichen Blickes sieht er Brüder und Freunde wieder, aber getreu seiner Zusage, wie einst Regulus, entreißt er sich den Umarmungen dieser Lieben, und segelt den barbarischen Küsten wieder zu. Er tritt bey Tripoli an das Land, und eilt in das Haus seines Herrn; in tiefer Trauer findet er ihn. Des Türken junge, schöne Gattin rang mit dem Tode, eine heftige Krankheit hatte sie niedergeworfen. „Christ, sprach der Muselmann, vereine dein Gebet mit dem meinigen; Gott ist gut, und das Flehen eines Ehrenmannes, er sey von welchem Glauben er wolle, muß ihn rühren!" Compian wirft sich nieder und betet voll In-

brunst an der Seite seines Herrn, und der Himmel erhört ihr Flehen, die junge Frau wird gesund. Der Türke umschlingt seinen Sklaven mit Entzücken und schenkt ihm Freyheit; aber arm will er den nicht entlassen, den er als Gast ehrt, als Freund liebt. Er macht ihm ein Schiff mit Getreide beladen zum Geschenke, welches nachher die Quelle großen Reichthums für den Beschenkten wurde.

Und in Wahrheit, Compian verdiente sein Glück; er war es, der einst, als Theurung die Einwohner von Marseille drückte, das hungernde Volk gegen die Regierung zu murren anfieng, und ihm eine reiche Ladung von Getreide angekommen war, welche die Kornwucherer um ungeheuren Preis bezahlen wollten, laut sagte: „nicht auf das Elend meiner Mitbürger berechne ich meine Handelsgeschäfte!" — und der that, wie er sprach, und sein Getreide dem Volke zu kleinen Theilen überließ, in Preisen, wie sie in dem Zeitraume des Ueberflusses waren.

Eben da, an dem Hafen von Marseille, war es, wo einst jener tapfere Seeheld, Ritter Paul, als Viceadmiral, umgeben von prächtig gekleideten Generalen und Officieren, unter dem schüchtern andrängenden Haufen von Neugierigen einen alten, armen Matrosen erblickte, der mit ihm zugleich Schiffjunge gewesen war. Der Held, seines Ranges und Ruhmes werth, macht sich schnell Platz unter seiner Umgebung und unter der Menge, schüttelt dem alten Gefährten seiner Gefahren ehrbarlich die Hand, erfreut sich hoch seines Wiedersehens, spricht vertraut mit ihm, fragt nach seinen Glücksumständen, und verschaft dem würdigen, aber armen Mann eine Stelle, wobey er mit seiner Familie ruhig leben konnte. Mit voller Achtung

wird in Marseille noch jetzt jenes Seehelbens gedacht; noch jetzt rühmt man es, daß er, ein Sohn der dürftigsten Aeltern; gebohren in dem Schiffchen einer armen Waschfrau; als Knabe genöthigt sich hinter einem Waarenballen zu verstecken, um nur als Schiffjunge aufgenommen zu werden, einer der glücklichsten Vertheidiger des Maltheserordens und der Schrecken der Türken wurde; ein Mann, der durch seinen Muth Bewunderung erregte, durch sein Betragen allgemeine Achtung erwarb, und durch Güte und bescheidenes Gefühl seines Werthes alle an sich fesselte, die sein glänzender Ruhm in Erstaunen gesetzt hatte. Stand Paul an der Spitze, da gab es für die Matrosen aus der Provence keine Gefahren; gegen geöffnete Feuerschlünde folgten sie ihm unerschrocken, und an seinem Todestage flossen Thränen aus Augen, die nie zu weinen gewohnt waren.

Von ganz anderer Art zeigte sich einst in Marseille die Kühnheit des berühmten Kaufmanns Roux. An jedem Tage wagte dieser sein ganzes Vermögen im Seehandel, und jede seiner Frechheiten wurde von unerhört glücklichem Erfolge gekrönt. Nie ließ dieser Kecke auch nur die kleinste Tartane, denen er Ladungen von 100000 Thalern anvertraute, versichern; seine Schiffe schienen einen Freypaß gegen Stürme und Seeräuber zu haben. Zweymal wagt' er zu wetten, daß ein Schiff, welches er aus Martinique erwartete, an einem bestimmten Tage, in einer bestimmten Stunde ankommen müsse, und zweymal gewann er die Wette. Unermeßlich wurde sein Reichthum und seine Kühnheit grenzenlos. In dem Jahre 1740 rüstete er auf eigene Kosten ein Linienschiff und eine Fregatte von 40 Kanonen aus, welche seine eilf eigenthümlichen Handels-

schiffe begleiten mußten; er selbst kündigte dem Könige von England Fehde an durch eine Kriegserklärung, welche so anfängt: George Roux au roi George. — Seine kleine Flotte blieb nicht unthätig, sie nahm den Feinden mehrere Schiffe; endlich aber ward das Glück müde, so großen Uebermuth zu begünstigen, — das Linienschiff traf der Blitz, die Fregatte versank bey einem Sturm, und die Handelsschiffe wurden Beute der Engländer.

Der Marseiller Hafen ist einer der sichersten und bequemsten auf der Welt, aber dennoch in steter Gefahr, durch den Ablauf aller Gossen und Cloaken der Stadt und durch abgeschwemmtes Land, das die Regenwasser herbeyführen, verschlammt und versandet zu werden. Die Sorge, ihn rein zu erhalten und zu säubern, darf nie aufhören. Zu dieser Arbeit sind verschiedene Maschinen erfunden worden, und ganz neuerlich hat die Regierung eine Belohnung für den, welcher das einfachste und zweckmäßigste Verfahren zu der Säuberung des Hafens angeben würde, bestimmt. Die jetzt dazu gebräuchliche Maschine ist ein Ponton, auf welchem sich ein großes Rad, wie an einem Krahn, befindet. Es wird durch Menschen umgedreht, und setzt zwey Balken in Bewegung, welche, bey ihrem abwechselnden Untertauchen, den Unrath auf dem Grunde mit großen eisernen, scharfrandigen Löffeln aufschöpfen, den sie hierauf in einer Barke wieder ausleeren, die man la Salope nennt. Der Inhalt wird bey dem Lazareth an einer besondern Stelle ausgegossen, vorher aber von gewissen Arbeitsleuten mit den Händen durchsucht, um nutzbare Gegenstände, die darin verborgen seyn können, abzusondern. Ausser Stücken Holz, Eisen, Kupfer, hat man oft Sachen

von Werth und bisweilen selbst Kunstwerke aus der Römer Zeiten darin gefunden, so einmal eine Marmorbüste und eine kleine marmorne Statue.

Bey der Betrachtung des Hafens von Marseille verliert sich die Phantasie bis in die Zeiten der kühnen Phönizier, denen wir das Alphabet und unsre ersten geopraphischen Kenntnisse verdanken; ihre Verdienste um die Kultur der ältesten Nazionen sind unzweifelhaft. Man glaubt in Marseille noch die Nachkommen jener Phocäer zu finden, welche die ersten Künste und Wissenschaften in das alte Gallien brachten und den Geist der Industrie belebten; man setzt Marseille den berühmten Städten des Alterthums an die Seite, Venedig, Florenz, Genua, einst Beherrscherinnen des Meeres durch ihre Handelsüberlegenheit; man zollt dem kühnen Geiste der Kaufleute gerechte Achtung und Bewunderung, welche dort den Stapelplatz der Reichthümer des Orients zu errichten wußten. Wenn die Kaufleute von Marseille nicht wie die Florentiner aus dem Hause Medicis die Ehre erlangten, der römischen Kirche Päbste, ihrem Vaterlande Regenten, Königen ihre Töchter zu Gemahlinen zu geben, so findet der Beobachter doch mehrere unter jenen, die sich den Strozzi und den deutschen Fugger an die Seite setzen lassen.

Nach den Zeugnissen alter Schriftsteller hatte Marseille im sechsten Jahrhunderte u. Chr. G. noch nichts von ihrem Glanze verlohren; aber durch wiederholte Anfälle der Sarazenen ward ihr Wohlstand heftig erschüttert. Im neunten Jahrhunderte blühte dort der Handel neu auf; zweymal im Jahre segelten Kaufleute von Marseille im Verein mit Kaufleuten aus Lyon und Avignon nach Alexandrien,

und holten dort indische Spezereyen, arabische wohlriechende Kräuter, Heilpflanzen und Harze. Diese Waaren wanderten die Rhone und Saone hinauf, man verschiffte sie weiter auf der Mosel, von wo aus sie auf dem Rhein, Mayn, Neckar, bis an Deutschlands ferneste Grenzen verführt wurden. Zu den Zeiten der Kreuzzüge besorgten die Marseiller einen großen Theil der Schiffe, auf welchen die Kreuzritter nach Palästina segelten; sie lieferten diesen Alles, was zum Bedürfniß, zur Bequemlichkeit, zur Pracht erfordert wurde, auch die Ueberfahrten der Pilgrimme, die zu dem heiligen Grabe walleten, hoben die Glücksumstände der Stadt. Spezereyen, Zucker, Seide waren Haupthandelsartickel der Marseiller; aber noch konnte damals der höchste Handelsflor nicht erreicht werden, selbst die mehr als hundertjährigen Kriege der Grafen von Provence gegen die Könige von Sizilien legten häufige Hindernisse in den Weg. Als aber Marseille und die Provence sich unter Frankreichs Scepter fügten, da hob sich das Handelsleben schöner als je; ein altes Erbtheil aus der Urväter Zeiten stieg besonders der Levantehandel. Die Könige von Frankreich bewilligten dem Hafen von Marseille große Vorrechte, und ungeachtet harter Bedrängungen zu den Zeiten der Ligue, und noch härterer in der Pestperiode 1720, waren die Fortschritte zu einem glorreichen Gipfel unverkennbar. Seit Ludwig XIV. der französischen Flagge in dem ganzen Orient Achtung verschaffte, wurde Marseille der Mittelpunkt des Handels aus jener Erdgegend; alle Schiffe, die aus dem Ocean in das Mittelmeer segelten, sprachen da mit Bequemlichkeit ein.

„Den gegenwärtigen Zustand des Handels von Marseille mit dem ehemaligen vergleichen, hieße Leben mit Tod in eine Parallele bringen!" Ich bediene mich hier der eigenen Worte des berühmten franz. Gelehrten Millin, dessen neuesten Bemerkungen ich überhaupt bey dieser Darstellung gefolgt bin. In dem Jahre 1788 wurde der Hafen von Marseille von 5000 Schiffen besucht, in dem Jahre 1805 sind noch nicht 1000 dort eingelaufen. Das Kriegsunglück hat den Marseiller Seespekulazionen den letzten Stoß gegeben, und Millin fürchtet, die Handelsblüthe dieses trefflichen Hafens werde nie wieder ihre vorige Schönheit erlangen, da der Hafen von Genua den Schiffenden noch größere Bequemlichkeiten gewährt, als jener.

Und doch — was lebensfrohen Sinn der Marseiller betrifft, ist er noch immer der alte. Wer zu Zeiten des röm. Kaisers Mark Aurel einen üppigen Weichling mit zwey Worten schildern wollte, sagte: er kömmt aus Marseille; und in unsern Tagen hat die leichtsinnigste Freude dort ihren Lieblingssitz. Vergnügen scheint dort die Triebfeder aller Handlungen zu seyn; um dieses in seinen angenehmsten Formen zu erschöpfen, sinnt der Kaufmann auf seinem Comtoir, der Handwerker in seiner Werkstätte, und hat er in einem Theil der Woche so viel verdient, daß er den übrigen Theil wohlbehäglich verbringen kann, so mag Vernunft ihn vergeblich an die Zukunft erinnern; in den vollesten Zügen genießt er, was die Gegenwart reizendes beut. Aber offen, löblich im Handel, nicht geizig, — das sind die Marseiller, brav und ausdauernd in Gefahr. Der Feuerstoff, der in allen Provenzalen glüht, verursacht, daß ihre Vergnügungen laut

und geräuschvoll seyn müssen; es scheint als ob die Marseiller sich nur alsdann geltend erholen zu können glauben, wenn ihre Freude lermend wird. Vergeblich sucht der Beobachter dort stillen Genuß häuslicher Freuden; Familienfeste, Genüsse, welche das einsame Fortbilden des Geistes durch Lesen und Nachdenken gewährt, sind reizlos für jene Lüsternen, und ein wenig Unordnung scheint sich als Verstärkungsmittel in ihre Fröhlichkeit einmischen zu müssen, wenn sie vollständig seyn soll. Leichtsinn wird dort aus leichtem Sinn; ein Schritt noch, und es wird Liederlichkeit. Unausbleibliche Folgen zu großer Sittenfreyheit, und nirgends herrscht diese mehr als in Marseille; sie nimmt dort alle Gestalten an, ohne Scheu. Concerte, öffentliche und Privatbälle, Theaterfreuden nehmen dort kein Ende.

Obgleich diese Züge im Allgemeinen die Bewohner schildern, wie sie sind, so haben doch die traurigen Ereignisse, welche die Stadt während der Revolution betrafen, gezeigt, daß, wenn die Marseiller das Vergnügen fesselt und hinreißt, ihr Herz dennoch für die edelsten Gefühle empfänglich sey. Auch ist dieser Hang zu Zerstreuungen nicht so allgemein, daß nicht Ausnahmen Statt finden sollten, und, wie gesagt, der leichte Sinn hindert die Marseiller nicht, brav, muthig, entschlossen, wohlthätig zu seyn, stets bereit zu Rath und That.

Die Klementiner in Syrmien.

No. 2.

Georg Kastriot, der unter dem Namen Skanderbek den Ruhm eines Tapfern noch bey der Nachwelt behauptet; der muthvolle Fürst von Albanien, welcher zwanzig Jahre lang der vereinten türkischen Macht widerstand, erlag endlich dem Heere Amurads II. in dem Jahre 1447, rettete sich durch die Flucht, und ließ Land und Leute in der Gewalt der Sieger. Jetzt erglühten die Muselmänner von Rache; die Albanesen, sonst der Schrecken des Feindes, nun von ihm unterjocht, mußten ihre Versuche, unabhängig unter einem freyen Fürsten zu leben, hart büssen. Müde des Druckes, nahmen viele Muhamed's Lehre an; alle nicht. Eine kleine, auserwählte Schaar litt unerschrocken, gefaßt, selbst den gänzlichen Untergang mit Gleichmuth lieber zu ertragen, als der Christuslehre untreu zu werden; als Klemens, einer von Skanderbeks ruhmwürdigen Kriegern, sich erhob, die Getreuesten um sich her sammelte und sie aufrief, ihm zu folgen, wohin der Vorsehung Hand sie führen würde. Fast zweytausend Albanesen, völlig gerüstet, drängten sich an ihn, und in dem Jahre 1465 brach die Schaar auf mit Weib und Kind, und Hab' und Gut, und rettete sich auf unbewohnte, schwer zugängliche Gebirge, welche Albanien von Servien scheiden. Voll Vertrauen siedelten sich diese Muthigen dort an, verschanzten die engen Gebirgpässe, erschwerten das Eindringen durch dichte Verhaue, und Klemens

wurde Oberhaupt des neuen Freystaates. Nach ihm nannten sich diese Gebirgleute Klementiner.

Kaum erhielt der Hof von Constantinopel Kunde von dieser Auswanderung, als ein Heer abgesendet wurde, die neue Ansiedlung zu zerstören. Der Angriff war heftig, aber eben so hitzig ward er empfangen und abgetrieben; es gelang keinem von den türkischen Befehlshabern, jene Gebirgpässe zu überwältigen. Erst in dem Jahre 1526, nach der harten Schlacht bey Mohatsch, worin die Türken Sieger über die christlichen Heere blieben, mußten die Klementiner die Entrichtung eines jährlichen Tributes von 4000 Dukaten versprechen; ihre Verfassung, ihr heimisches Leben im Gebirge, bey Viehzucht und Jagd, blieben unangefochten, und ihre Anzahl wuchs von Jahr zu Jahr ansehnlich. So verflossen zwey Jahrhunderte; vor Bedrückung schirmte sie ihres Landes natürliche Beschaffenheit; aber in dem Jahre 1737 ward ihre Ruhe gestört. Es vermochte sie der griechische Patriarch in Belgrad, Jonanowitsch, daß sie andern bosnischen, bulgarischen, albanischen Schaaren zu einer Auswanderung nach Servien sich anschlossen. Zwanzigtausend Mann wollten so dem türkischen Joche entfliehen; aber sie wurden eingeholt und getödtet. Kaum tausend Mann rettete die Flucht. Unter diesen waren gegen dreyhundert Klementiner mit ihren Frauen und Kindern. Sie zogen gen Belgrad, aber Suna, einer von ihren Geistlichen, führte sie von da nach Syrmien, wo ihnen östreichischer Kaiserschutz und dem Anführer ein Erzbisthum mit reichlichem Gehalte zu Theil wurde.

Diese Klementiner gründeten, nach dem Gestade des Sawestromes in der Gegend von Mitrowitz, zwey Kirchdörfer

von guter, angenehmer Bauart, Herkofze und Nikinze. Sie theilten sich in Stämme (Fisz), wovon in jedem Dorfe drey wohnen. Ihre Häuser sind groß, geräumig, reinlich, gute Ordnung herrscht in dem Innern. Ohne diese wär' es nicht möglich, daß Familien von dreyßig, vierzig Mitgliedern beysammen in einem Hause wohnen könnten.

Noch sind die Sitten der Klementiner nicht sehr abgeglättet, aber dem rohen Zustande haben sie sich entwöhnt, der Anfang der Kultur ist gemacht. Man nennt sie ehrlich, getreu, verschwiegen, muthvoll im Gefechte, ausdauernd in des Lebens Mühen; aber Jähzorn und Rachsucht ist die Schattenseite in ihrem Charakter. Die Klementiner gehören zu einer schönen Menschenart, und da sie seit Jahrhunderten keine Verheirathung, weder von Söhnen noch Töchtern, außer ihrem Stamme zuließen, so blieb das Geschlecht unvermischt bis auf den heutigen Tag. Sie sind groß, schlank, kernhaft, ihre Züge einnehmend, bedeutungsvoll; Klementiner von Illyriern zu unterscheiden, ist nicht schwer. Vorzüglichen Ruf der Schönheit und des Liebreizes haben ihre Mädchen, die sich schon in dem dreyzehnten Jahre mit zwanzigjährigen Männern verheirathen. Aber eifersüchtiger ist nicht leicht ein Afrikaner, als es diese Männer gegen ihre niedlichen Weiber sind. Der Fremde hüte sich, mit einer Klementinerin allein zu sprechen, sey es auch am Tage; ihr Mann wüthet, wenn er es sieht, und ein Messerstoß scheint ihm das einfachste Mittel, seine Eifersucht zu kühlen.

Auszeichnend ist die Kleidung der Klementiner beyden Geschlechtes. Meine Abbildung versinnlicht sie, aber sie bedarf wörtlicher Erklärung.

Eine rothe, runde Mütze, oben mit einer kleinen Quaste besetzt, deckt den männlichen Kopf. Die Haare werden kurz abgeschnitten, und um den freyen Hals wird ein schmaler Streif von schwarzem Krausflor geschlagen. Ein Hauptkleid des Mannes ist die Weste über dem Hemde; sie hat keine Aermel und reicht bis an die Kniee; oben ist sie bis unter die Brust offen, gewöhnlich von rother Farbe. Eine kurze Jacke mit Aermeln, die kaum die Hüften erreicht, und an beyden Klappen fast wie der Husarenpelz mit Knöpfchen und Schnüren reich besetzt ist, wird darüber getragen. Der Leib ist mit einer Binde mehrfach umwickelt. Sie tragen kurze Beinkleider, die nicht an den Knieen geschlossen sind, und umwinden die Beine mit bunten, wollenen Zeugstreifen so zierlich, daß man glaubt, sie seyen mit farbigen Strümpfen bekleidet. Geflochtene Schuhe, aus vielen gedrehten Riemen mühsam zusammengefügt, sind ihre Fußbekleidung.

Ein eigenes Hauptwaffenstück der Klementiner ist der Pusztován, eine Kugel von Messing oder Eisen, in deren Mitte ein Stab befestigt wird, welcher nur $1\frac{1}{2}$ Fuß lang seyn darf. Er ziert beständig die rechte Hand und ist furchtbar im Handgemenge, denn ein Schlag damit bringt tödtliche Wunden. Der Klementiner weiß ihn sehr geschickt zu führen. Ein türkisches Messer muß neben einer Pistole in dem Gürtel stecken, an der linken Seite ein krummer Säbel, über dem Rücken eine Flinte hängen, wenn der Mann in völliger Rüstung erscheinen soll. Die Flinte ist gezogen und trägt dreyhundert Schritte weit, und der Mann ist ein so guter Schütze, daß er auf dreyhundert Schritte auch nicht leicht fehlt.

Diese Tracht, sonst die gewöhnliche, ist jetzt blos Staatskleidung, wird nur bey Gastgeboten, Hochzeitfesten, und Tanzversammlungen angelegt. Sonst gehen die Klementiner, die einen Theil der Grenzbewachung ausmachen in kaiserlich östreichischer Grenzsoldatenkleidung.

Noch auffallender ist, wie meine Leser in dem Bilde sehen, die Frauenkleidung. Herr von Windisch macht die Bemerkung: der Pfau erscheine weniger bunt, als eine Klementinerin im Putze. Ein seidenes Tuch, abwechselnd mit gelben und rothen Quasten besetzt, dient den Mädchen zur Kopfbedeckung; ein Theil hängt über den Nacken herab. Die fliegenden Haare werden auf der Scheitel in zwey gleiche Theile abgetheilt und aus jeder Abtheilung werden drey Zöpfe geflochten, die frey über den Nacken herabfallen. Kleine Stückchen von Silberblech, Blumen und andere Verzierungen werden an dem Scheitel eingeflochten. Verheirathete Frauen zeichnet überdieß ein dreyeckiger, mit weißen Bändern aufgestülpter Mannshut aus. Der Hals wird mit vielen Reihen von Korallen und Glasperlen bedeckt. Um die Hüften legen die Klementinrinnen ein kurzes Unterröckchen von grobem Wollenzeuge, darüber das Hemde, welches bis auf die Waden herabgeht, und als Rock dient. Die Brust bedeckt eine Art von tuchenen Vorstecker, Brustlatz, wovon aber wenig sichtbar wird, weil, wo möglich, das ganze baare Vermögen der Besitzerin in Gold und Silber reihenweise daran befestigt wird, so daß vom Halse bis zum Gürtel die ganze Vorderseite davon bedeckt ist. Das Hauptgewand ist eine Jacke mit Aermeln von feinem rohen Tuche, die bis an die Schenkel reicht, und gewöhn-

lich vorne offen bleibt, aber auch durch einen Knopf unter dem Busen geschlossen werden kann. Von den kurzen Aermeln wird kaum der Ellbogen erreicht, der übrige Theil des Armes bis an die Hand mit bunten Zeugstreifen künstlich umwunden, so daß daraus eine zum Schein zusammenhängende Hülle entsteht. Diese Jacke ist unten abgerundet und mit Fransen besetzt, auch sind viele kleine, weiße Meerschnecken als Schmuck dabey angebracht, und, damit nicht zufrieden, werden an den Schultern und um die Aermel Glöckchen und Schellen aufgenäht, die ein Getöse wie das Schlittengeläute verursachen. Wo es nur thunlich ist, erhält diese Jacke noch reichliche Besetzungen von bunten Glasperlen, Sternchen, Rädchen, Quasten und silbernen Tressen. Den Leib umschließt ein doppelter Gürtel; der untere, breitere ist von rothem Tuch, der schmalere, obere von Leder, und dieser hat eine reiche Besetzung von eisernen Knöpfen und kleinen eisernen Kettchen. Der gewöhnliche Frauenrock fehlt ganz; ihn soll das Hemde ersetzen. Ueberdies ist eine Schürze in Gewohnheit, aus vielen, rothen und gelben Schnüren gewürkt; hinten läßt man ein Stück Seidenzeug herabhängen. Die Bedeckung der Beine und Füße wird eben so, wie bey den Männern behandelt.

Die Klementiner sind Ackerleute und Viehhirten, besonders Schäfer, und ihre Schaafheerden von schöner Race mit gar feiner Wolle; sie haben solche aus Albanien mitgebracht. Den Weibern ist Besorgung des Hauswesens überlassen; sie spinnen, weben, schneidern, färben Wolle sehr haltbar mit Pflanzensäften, und sind überhaupt mit Arbeit wohl bedacht. Bey einfacher Kost aus dem Thier-

und Pflanzenreiche lebt dieser Volksstamm doch schon üppiger, leckerer, als die benachbarten Illyrier und andere. Käse wird fast jeder von ihren Speisen beygemischt. Man wirft den Klementinern Trunkliebe vor, mit Recht; sie überschreitet oft die Grenzen, selbst Weiber zechen tapfer, und berauschen sich in Branntwein, der durch Beymischung von Honig lockender gemacht wird.

Zu den Lustbarkeiten dieses Volkes gehören Tänze von eigenthümlichem Charakter. Tänzer und Tänzerinnen stellen sich einander in zwey Reihen gegen über; jede Tänzerin legt den linken Arm auf die rechte Schulter des ihr zunächst stehenden Tänzers, und alle erheben mit heller, kreischender Stimme in eintönigen Trillern einen Gesang; zwey Tänzer treten nun mit entblößten Säbeln in der Hand hervor, Pistolen in den Gürteln. Sie machen die seltsamsten Sprünge und Bewegungen; eine Tänzerin verläßt ihre Stelle in der Reihe, und tritt vor die beyden Tänzer. In jeder Hand hält sie ein seidenes Tuch; sie bleibt wie angewurzelt stehen, aber ihre Gebehrden beugen sich bald gegen den einen, bald gegen den andern Tänzer, welche beyde, taktlos, wie unsinnig um sie her springen. Dabey wird gesungen. Der Inhalt dieser Gesänge der Klementiner ist gewöhnlich eine Heldenthat von ihrem Skanderbeck; musikalische Instrumente sind bey ihnen nicht im Gebrauche; sie verschmähen sogar die Pfeife und den Dudelsack, welche andern Volksstämmen jenes Himmelsstriches so viel Vergnügen gewähren. Ihre Sprache ist die albanische, die mit keiner von den übrigen Sprachen des Orients und Occidents Verwandtschaft hat, allein sie hat sich in dem vermehrten Verkehr mit andern Völkern merklich erweitert; diese Bereiche-

rungen verrathen leicht die Abstammung, und selbst unsere deutsche Sprache hat Worte herleihen müssen, die von den Klementinern mit neuen Endungen versehen, in ihre Sprache übergetragen worden sind.

Fest des heil. Ferreol in Marseille.

Nach Millin.

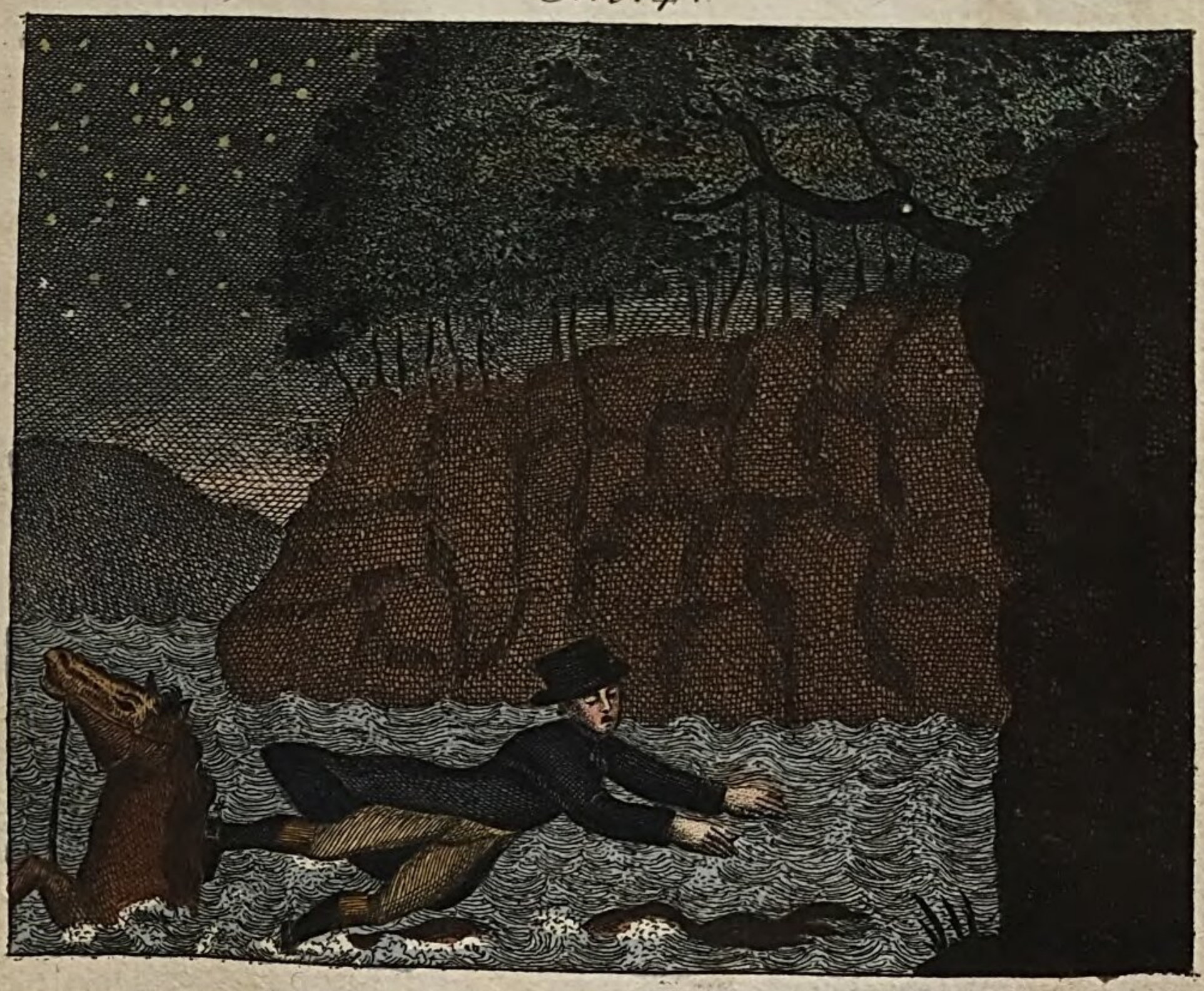
Nr. 3.

Man hat bemerkt, daß je mehr der Mensch geneigt ist, sich sinnlichen Vergnügungen hinzugeben, um so größer ist auch sein Hang zum Aberglauben. Lebhaftigkeit des Temperaments verursacht, daß selbst gottesdienstliche Gebräuche den Charakter von Schauspielen annehmen; darum wird häufig auch in prächtige Umzüge ein wesentlicher Vorzug gesetzt. In ganz Griechenland, in klein Asien, Persien, Aegypten, Rom waren sie schon in den ältesten Zeiten gebräuchlich, sie sind es noch jetzt besonders in dem mittäglichen Frankreich. Eines der schönsten Feste dieser Art ist die Feyer des heil. Ferreol, welche Marseillens Bewohner hoch in Ehren halten.

Alle Straßen sind an diesem Tage mit Teppichen geschmückt, mit Blumen bestreut; die Häuser werden damit bis in die obersten Stockwerke besteckt. Ueber die Fahrwege sind Schnüre gezogen, an welchen man Flaggen aufhängt, die durch buntes Farbenspiel den lieblichsten Anblick gewähren; es sieht aus, als hätten sich die Völker der Erde vereinigt, dem Höchsten, der den Welten und dem Siege gebeut, Huldigungen darzubringen. Auch die

Nro. 3.

Nro. 4.



Schiffe in dem Hafen ziehen besonders schöne Flaggen und Wimpel auf.

Unter mehreren Laubhallen hin geht der feyerliche Umzug, man verweilt bey verschiedenen Ruhealtären, die mit zahllosen Blumen prangen. Alles trägt dazu bey, dieser Feyer ein fröhliches Gewand zu geben, und dieses steht ihm wohl an, weil der Schöpfer und Herr des Weltalls dadurch gepriesen werden soll. Alle Blicke weilen freudig an den fliegenden Fahnen, frischgrünenden Baumzweigen, düftenden Blumen.

Die neue Umwandlung der Dinge hat zwar in den jetzigen Tagen das Vortreten ganzer Schaaren von Mönchen, ganzer Reihen von Büßenden außer Gewohnheit gebracht, aber das Gefolge ist darum nicht minder zahlreich; die ganze Einwohnerschaft nimmt Theil daran, die Glieder der einzelnen bürgerlichen Erwerbszweige zeichnen sich aus. Jeder Gärtner trägt die seltensten Blumen, Gemüße, Früchte, womit die Vorsehung seinen Fleiß belohnt hat. Mancher hält ein Nest mit jungen Vögeln zwischen den Blumen. Die Schlächter fallen bey diesem Umzuge auf; sie sind in lange Tuniquen gekleidet, das Haupt mit einem Hut à la Henri IV bedeckt; auf der Schulter trägt jeder sein Schlachtbeil. Vor ihrem Zuge her wird ein fetter Ochse geführt, der mit Blumengewinden behangen, mit Bändern ausgestattet ist, vergoldete Hörner, und auf dem Rücken eine reiche Decke hat, auf welcher ein schöner kleiner Knabe, als Johannes der Täufer gekleidet, sitzt. Eine ganze Woche vor dem Feste wird dieser Ochse feyerlich umhergeführt; aber erst muß das Thier auf der Accise gelöst seyn. Ist dieß geschehen, so beginnt der ei

gentliche Jubel, und wird einträglich für das Handwerk; jedermann in der Stadt verlangt einen Besuch von dem Ochsen in seinem Hause, und bezahlt dafür. Der Volksglaube behauptet; daß jeder, in dessen Haus der Ochse eine, auch noch so schmutzige, Spur seiner Anwesenheit hinterlasse, sich das ganze Jahr hindurch zu den Günstlingen des Glückes rechnen dürfe. Es ist möglich, daß der Ochse sonst als ein Sühnopfer angesehen wurde, auf dessen Haupt sich alles Unglück sammeln sollte, daß die Stadt bedrohte; aber heut zu Tage wird er nicht mit Verwünschungen überhäuft; man lockt ihn an sich, schmeichelt ihm, nimmt ihn sehr freundlich auf. Auch der Knabe erhält Liebkosungen und Bonsbons in reichlicher Menge. Den Tag nach dem Feste fällt der Ochse unter dem Fleischerbeil, und auch der hübsche Knabe lebt selten lange nachher; erschöpft von den Anstrengungen, übersättigt von Liebkosungen und Süßigkeiten, entwikelt diese Feyer bey ihm oft den Stoff einer Krankheit, die ihn bisweilen schnell hinwegnimmt.

Weiterhin zieht in dem feyerlichen Umzuge eine große Anzahl junger Mädchen die Augen auf sich; weißgekleidet, mit losem Schleyer auf dem Kopfe unter dem Blumenkranz, und mit Gürteln von einfarbigen Bändern, scheinen sie ein Chor von Vestalinen zu bilden. Andere jüngere Mädchen kleiden sich in Nonnengewänder; man sieht die heilige Ursala, Rosalia, Agnes, Theresia; die schönsten erscheinen als Magdalenen; ihre Haare fliegen zerstreut um das niedliche Gesichtchen her, man hat sie gelehrt, schmachtende Blicke auf ein kleines Kreuzbild zu heften, das sie in der Hand halten.

Aber den Knaben werden andere Rollen zugetheilt; sie stellen Mönche, Engel, Abbés vor. Von Schäfern umgeben wandelt ein kleiner Johannes, halb in ein Schaaffell verhüllt; er führt an einem Bande ein Lamm, das mit Bändern geschmückt ist.

Selbst die Vornehmsten, selbst sogenannte feine Weltleute, die als Lebemänner und sparsame Kirchbesucher verschrieen sind, entziehen sich diesem festlichen Aufzuge nicht, und übernehmen dabey mancherley kleine Verrichtungen.

Zahlreiche Chorgesänge tragen Körbchen mit Blumen, um sie vor dem Allerheiligsten, das der Priester unter dem Thronhimmel emporhält, auszustreuen; auch werfen sie damit die Damen, welche zu beyden Seiten der Straße Sitze haben, und wenn das Heiligste vorübergetragen wird, knieend anbeten. Vor ihren Knieen hat jede ein niedliches Körbchen voll Blumen, streut davon auf den Weg, den der Priester betritt, oder belustigt sich damit, die jungen Mädchen oder kleinen Heiligen, die ihr am besten gefallen, mit Blumen zu werfen. Der süße Wohlgeruch von Rosen, Cassien, Jasmin, Orangen, Tuberosen mischt sich mit dem gewaltigeren Weihrauchdampfe und steigt empor zu dem Throne des Ewigen.

Der Zug erreicht den Hafen; jetzt ändert die fröhliche Feyer ihren Charakter und wird ernst. Das Volk drängt sich in dichten Schaaren an den Kaien; alle Matrosen in ihren Festkleidern, mit entblößtem Haupte, die rothe Mütze von Tunis unter dem Arme, besetzen alle Segelstangen. Alles beugt die Kniee vor dem Herrn der Welt, in dessen Namen der Priester den Segen verkündet. Ihm entgegen breiten die Matrosen ihre Arme aus; es herrscht die

tiefste Stille unter dieser ungeheuren Menschenmenge, und wenn der Segen ertheilt ist, erhebt sich jeder voll Begeisterung; Glocken tönen, Kanonendonner brüllt, und ruhig wogend geht der Zug in die Kirche zurück, von welcher er ausging.

Ist die Gemeinde entlassen, die Feyer zu Ende, so eilen Damen und Herrn in das Schauspielhaus, das an diesem Tage eine Stunde später, als gewöhnlich geöffnet wird, um sich an neuen, losen Vaudevilles zu belustigen, die Männer rennen in das Orchester, wo Reihen leichter Mädchen ihrer warten, um mit diesen zu tändeln, oder um die kühnen Pirouetts einer jungen, schönen Tänzerin zu bewundern!

Besonnener Muth rettet einen braven Mann, am 24. März 1804.

Nr. 4.

Gar vieles darf der Mensch von besonnenem Muth erwarten, und viele gehen in Gefahr unter, weil Besinnung und mit ihr aller Muth entweicht, sobald sich jene nähert, oder sie umgiebt. Die Erzählung, zu welcher ich meine Leser durch den Anblick des kleinen Bildes, Nr. 4, vorbereitet haben will, diene als Dokument der Menschenkraft im Unglück, die den Mann nicht verläßt, so lang er sich nicht selbst aufgiebt. Es ist die nämliche, die den Feldherrn von Triumph zu Triumphen führt; die ihm, wenn er über gethürmten Leichenhaufen der Seinigen auf Rückzug sinnen, und die ermatteten Helden, welche der Tod noch verschonte, um sich her sammeln muß, die Mit-

tel angiebt, selbst dem Feinde Achtung einzuflößen und sich zu retten. Besonnenen Muth erhalte der Mensch wach, so drückt ihn kein Unglück ganz zu Boden, und jeder empfindet dann das Trostgewicht der Wahrheit, daß auf trübe Tage Sonnenschein folgen müsse!

Namen thun bey dieser Erzählung nichts zur Sache; es sind aber des braven Mannes eigne Worte, womit er uns seine Gefahr und Rettung schildert, und darin nicht sich allein, sondern den Menschen überhaupt.

„Amtsgeschäfte riefen mich am 24 März 1808 gegen Mittag von R. nach dem N**schen Dorfe O. L, zwey Stunden von R.; ich bestieg mein sehr gutes Pferd und war schnell dort. Die Geschäfte waren bald abgethan, und ich nahm Theil an dem Vorschlag einiger Freunde, sie in das Städtchen H. am M. zu begleiten, wo uns das Haus eines angesehenen Einwohners offen stand. Wer ist nicht fröhlich in jener himmlischen Gegend, wenn das Gespräch angenehmer Freunde ihm zu Theil wird, und wenn des Rheines köstlicher Rebensaft mundet; und wer vergißt nicht in solchen Augenblicken die Eile der Zeit?

Der Abend brach ein, die Nacht kam; noch Niemand dacht' an Aufbruch; mich erinnerte sie an das den Meinigen gegebene Versprechen, vor Einbruch der Nacht zu Hause zu seyn. Die Freunde baten dringend, mich dem gefahrvollen Pfad in dem tiefen Dunkel nicht allein anzuvertrauen; ich gab kein Gehör. In dem Laufe des Krieges hatte ich eben diesen Weg allzuoft in allen Stunden der Nacht betreten, als daß ich fürchten sollte, jetzt irren zu können. Scherzend, daß ich hoffte, den Geistern des zu W... gehangenen S. und seiner Genossen zu begegnen, welche auf

meinem Wege kürzlich einen Mann ermordet hatten, bestieg ich mein braves Roß, und hinaus in die dichte Finsterniß, die mich Anfangs etwas überraschte.

Von H. nach R., 1½ Stunden von einander entfernt, führen 4 Wege. Ein Fahrweg über S.., der weiteste; ein Wiesenpfad, den häufige Gräben durchschneiden; ein Weg hart an der R...a hin, und der vierte über das Dorf R...a durch den Wald.

Zu weit war mir der erste; zu gefährlich schien mir der dritte, zu schwer aufzufinden der vierte; ich wählte den zweyten. Wegen der Bravheit meines Pferdes hatte ich die Gräben auf dem Wiesenpfade nicht zu fürchten.

Ich war kaum funfzig Schritte auf diesem Pfade gekommen, so hatte ich schon keine Spur mehr davon; die Bemühung, die schicklichste Stelle aufzufinden, wo ich über jene Gräben setzen könnte, und der einzige Fehler meines Pferdes nie Weg zu halten, mochte mich von dem Pfade abgeleitet haben. Ohne Bestürzung darüber und in dem Vertrauen, dennoch die Richtung nicht verfehlen zu können, lenkte ich jetzt mein Pferd. Aber mit jeder Minute wurden mir die Gegenstände unbekannter, ob ich gleich jetzt Alles heller sah, als bey meinem Ausritt. Um so mehr fiel es mir auf, Umgebungen zu finden, die mir ganz fremde waren. Verachtung der mir fühlbaren Gefahr charakterisirte meine Gemüthsstimmung; die Gegend voll tiefer Gräben — voll Sumpflachen — was kümmerten mich diese Besorgnisse! Ich trotzte kalt jeder Gefahr. Seit 14 — 16 Jahren hatte ich des Schicksals Prüfungen so mannichfaltig erfahren, daß ich mich ihm auch jetzt vertrauensvoll in die Arme warf. Nennt es Uebermuth, ge-

wagtes Selbstvertrauen, nennt es, wie ihr wollt — ich konnte zu keiner andern Idee gelangen, als zu der: dir widerfährt nichts Böses! Ich blieb sogar sitzen; jeder andere, ruhiger gestimmt, hätte das Pferd am Zügel hinter sich her geführt. Kein Graben änderte meinen Entschluß; ohne ihn auch nur mit Blicken zu messen, setzte ich darüber. Oft befand ich mich unter Bäumen, es mochten Weiden seyn. Ein Ast riß mir den Hut von dem Kopfe, ich stieg ab, hob ihn auf, und war sogleich wieder auf dem Pferde. Mir war es bisweilen seltsam vor den Sinnen; luftige Wesen umschwebten mich; nicht unsere Atmosphäre schien es, was mich umgab; Gefahr-Ahndung mochte meine Sinne bethören! Etwa 20 Minnten mochte dieses ungewisse Umirren gewährt haben, als ich sah, daß ein nicht ganz schmales Wasser mein Vordringen hemme. Ich stutzte, die N...a, dacht' ich, kann es nicht seyn; ich glaubte eine ihr entgegengesetzte Richtung genommen zu haben. Aber nahe bey dem Dorfe S. hatte ich, rechts von der Straße ab, ein sumpfiges Gewässer sonst wohl am Tage, unter Bäumen bemerkt; das mußte dieses Wasser seyn, und sorgfältig mußt' es vermieden werden. So dacht' ich, lenkte ab, ritt einige Schritte zurück — wieder Wasser; auf eine andere Seite, und wieder auf eine andere mich wendend, hatt' ich stets die nehmliche, unangenehme Erscheinung. Wohl dreysigmal wiederholt' ich den Versuch, und immer blieb dieselbe Erscheinung. Was war das? Meine Standhaftigkeit, selbst meine Philosophie wollten mich verlassen; laut rief ich aus: giebt es denn Zauberey; spielen unsichtbare Wesen mit mir? Jenseits viele dichtstehende Bäume — der Stelle wollt' ich

zu, aber vergeblich, Wasser umgab mich von allen Seiten. Ungeduld, heftiger Wunsch nach Hause zu kommen und endlich eine Art von Verzweiflung, waren die Triebfedern, die mich zu dem übereilten Entschluß brachten, durch das Wasser zu setzen.

Heftig widerstrebte mein Pferd; meine nicht geringe Mannskraft zwang es. Es setzt an, steigt abwärts, springt, und Fluten schlagen augenblicklich über mir zusammen; ich versinke in den Abgrund. So ruhig, wie ich jetzt schreibe, dacht' ich: du bist in der N...a! Bis auf den Grund blieb ich auf dem Pferde; als es sich wieder hob, kam ich aus dem Sattel, umfaßte aber mit meinem linken Arm den Hals des Thieres. Unter den Fluten überlegt' ich, daß nur das Pferd mich retten könne, retten werde! Fürchterlich war des armen Thieres Kampf; es blieb brausend, schnaubend in der heftigsten Bewegung auf der nämlichen Stelle, hob sich langsam und mich mit ihm. Kaum fühlt' ich den Kopf über dem Wasser, so versank das Pferd wieder und ich mit. Ich hoffte, das Thier zum Fortschwimmen antreiben zu können, wenn es mir gelänge, wieder auf den Sattel zu kommen. Das gelang mir endlich, so bald ich die Oberfläche des Wassers wieder erreicht hatte. Mit voller Kraft griff ich es mit beyden Spornen an; vergeblich — es fiel auf die rechte Seite und riß mich zum dritten Male mit sich hinab auf den Grund. Da stand er nun vor mir, der Tod, und fürchterlich ergriff mich zum erstenmale der Gedanke an ihn; ich fühlte, daß Rettung unmöglich sey. „Hier also enden, und deiner Thätigkeit war noch so viel Raum übrig!" das empfand ich schmerzhaft! Ich blieb dießmal lange auf dem Boden, meinem

Pferde waren nur noch wenige Kräfte übrig; deutlich bemerkt' ich sein Absterben, nur noch etwas hob es sich, ich mich mit ihm. — Aber leben wollt' ich — „Du mußt schwimmen," dieser Gedanke erfüllte meine Seele, es rettet dich. Von jeher war ich der unerfahrenste Schwimmer, und hatte, so viele Mühe ich mir gab, diese Kunst nicht lernen können, aber die Noth machte mich plötzlich zum Meister. O gewiß, der Mensch kann, was er will!

Das nochmalige Emporkommen des Pferdes mit halbem Leib über das Wasser erleichterte meinen Entschluß; so konnt' ich mich doch von ihm ab auf die Fläche des Wassers werfen. Es war der letzte, große Dienst, den es mir erwieß; ich ließ die Hand los von dem Halse des guten Thieres, stieß stark von ihm ab, und swwimmend lag ich auf dem Wasser. Unglaublich schnell schwamm ich dahin; ich arbeitete fast gar nicht mit Händen und Füßen, mit der Brust drängte ich mich desto stärker gegen das Wasser. Schon vorher hatte mir meine sehr starke Brust grossen Vortheil gewährt; ob ich gleich lange unter dem Wasser aushielt, verschluckte ich doch keines, ich bließ stark vor mich hin und verhinderte dadurch das Eindringen. Der Raum, den ich durchschwamm, schien mir gering; nachher fand ich, daß er doch wenigstens dreyßig Schritte betrug; ich fühlte mit den Händen Ufer, ich bekam Grund zum Stehen. Freylich ging mir das Wasser bis an den Mund; aber ich stand doch — ich fühlte mich gerettet, und der erste Gedanke der Rettung ward in mir zum Gebet! Und nun — Aufklettern an dem Gestade! Aber ich machte die schreckliche Erfahrung, erschütternder als die ganze überstandene Gefahr, daß ich das Ufer mit den Hän-

den nicht erreichen, an dem steilen, überhangenden Erdreich durchaus nicht hinaufklettern könne. Ich betastete Alles mit meiner Reitpeitsche, die ich noch immer in der rechten Hand hielt; ich zerkratzte mir fast die Nägel, um mich empor zu arbeiten; umsonst! Unter mir den sehr schmalen, schlüpfrigen Boden, und tiefer Abgrund, wenn ich einen Schritt zurückging, oder hier stehen bleiben, erstarren in der strengen Kälte der Nacht! — Ich mußte schwimmend ein weniger steiles Ufer suchen; ich schwamm wieder, hatte, nach ungefähr zwanzig Schritten Weges, seichteres Wasser und niedrigeres Ufer.

Schnell war dieses erstiegen, ich konnte nun dem Gedanken an Erhaltung meiner Gesundheit Raum geben; auch krank dürfe ich nicht werden! Ich rennte, was ich konnte; ich machte große Sprünge. Wohin, daran dacht' ich nicht. Freude, gerettet zu seyn, glühte in meinem Innern; sie war es, die mich unwillkührlich laut rufen und jubeln ließ: du bist gerettet, darfst noch leben, noch wirken!

Kurz darauf, als ich mich von dem Wasser etwas entfernt hatte, berührt' ich einen Fahrweg, und auf diesem kam ich nach einer Viertelstunde an ein Haus. Heftig klopft' ich an, und stürmte denen, die mir öffneten, mit der Forderung einer warmen Stube und eines warmen Bettes entgegen. Es war das Wirthshaus, die Stube warm; Fuhrleute lagen auf der Streu. Alle halfen mir sogleich von meinen Kleidern, der Wirth gab frische Wäsche und Mantel. Wie wohl war mir! Ich schrieb an meine Gattin, deren Angst ich fühlte. Boten gingen sogleich mit dem Briefe ab. Ich war in dem Dorfe R...a, eine Stunde von R.; zwey Tassen des stärksten Kaffe's nahm ich noch,

ehe ich mich in ein gutes Bette in warmer Stube niederlegte. Bald senkte sich der milde Schlaf auf meine Augen. Die zurückkommenden Boten weckten mich; ich war ganz durchnäßt, wähnte Anfangs noch im Flusse zu seyn, — allein die Natur hatte durch einen heftigen Schweis auch den Folgen der Erkältung vorgebeugt. Aber in meinem Kopfe stürmte es gewaltig; jetzt zweifelte ich noch an meiner Rettung, und jetzt hielt ich mich für einen Wiedererstandenen. Das Rauschen der R. . .a unter meinem Fenster klang mir höchst widerlich; mir war, als suche das Wasser eine ihm entgangene Beute. Früh um sechs Uhr holte mich eine Chaise nach R. ab, die mich in die Arme meiner trostlosen Gattin führte.

An der äußern Ecke meines linken Auges war ich verwundet, und das Auge selbst mit Blut unterlaufen. Das Pferd mochte, mit dem Kopfe schlagend, mich getroffen haben; meine Gesundheit blieb unerschüttert; ich betrachtete Alles um mich her mit neuer, seelenvoller Freudigkeit. Gewiß, wiedergeschenktes Leben, besonders durch eigne Kraft wieder erworbenes, ist das höchste Gut, was die Gottheit den Menschen gewähren kann. Meine Körperfestigkeit muß eisern seyn, sonst wär' ich nicht unangetastet von nachtheiligen Folgen geblieben; ich mußte wohl eine halbe Stunde im Wasser zugebracht haben; war doch meine doppelgehäuste, engschließende Uhr, die in engen wildledernen Beinkleidern stak, im Innern voll Wasser!

Nach einigen Tagen besuchte ich, von theilnehmenden Freunden begleitet, die Stelle, wo ich mit dem Tode gerungen hatte, und jetzt erst ward Alles klar. Ich war auf eine kleine Halbinsel gekommen, mit äußerst schmalem,

mit Gebüschen bewachsenen Zugang; darum sah ich mich rings vom Wasser umflossen, und nur das glücklichste Ungefähr hätte mich, in der dunkeln Nacht, durch eben diesen Schlupfweg wieder zurückführen können. Mein Pferd wurde an der nämlichen Stelle, wo ich es verlassen hatte, todt gefunden, es hatte sich in die Zügel gefangen, und darum nicht schwimmen können. Ich war von da Stromaufwärts geschwommen, man sah die Spuren von meinen Bemühungen, mir an Land zu helfen, deutlich an dem hohen Ufer, wo ich zuerst Grund gefunden hatte, und 20 Schritte abwärts, die Spuren von meinem Aufsteigen auf das Trockne.

Mein Vertrauen auf Gott und auf besonnenen Muth ist durch diese Begebenheit gestärkt worden, und wird nie wanken, so lange der Allgütige meine Tage fristet.“

Nro. 5.

Nro. 6.

Volkano.

Nro. 5.

Der Mineralische See auf Volkano.

Nro. 6.

Unter den Aeolischen oder Liparischen Inseln in dem Meere von Toskana ist Volkano eine der merkwürdigsten, ältesten, ein Produkt unterirdischer Feuer und selbst ein Feuerberg, dem Vesuv und Aetna ähnlich. Den Zeitpunkt, wo sie, als ein ewiges Denkmal geheimnißvoll wirkender Kräfte, aus den Fluten sich erhob, umschleyert das entfernteste Alterthum; uns sind schon in den ältern griechischen und römischen Schriftstellern Urkunden aufbewahrt, wodurch der damalige, dem jetzigen ähnliche Zustand dieser Insel bezeugt wird. Ein Irrthum hat eine Zeitlang die Welt glauben machen wollen, 550 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom sey diese Insel aus den Wellen emporgestiegen; aber schon zweyhundert Jahre früher beschreibt sie Thucydides, und Aristoteles, der auch wohl hundert Jahre vor der erwähnten Periode schrieb, erwähnt dieser Insel, nicht als

einer erst entstandenen. Das Hervortreten der kleinen Nebeninsel Volkanello, welches ungefähr in jene Zeit fällt, mag diesen Irrthum späterer Schriftsteller veranlaßt haben. Sonst war diese kleine Seiteninsel durch eine schmale Meerenge von dem eigentlichen Volkano gesondert, aber neuere Lavaauswürfe der Mutterinsel haben die Tochter nun mit ihr in gänzlichen Zusammenhang gebracht.

Die alten Griechen nannten Volkano die Heilige; denn der Feuergott sollte, nach ihrem Wahne, in den Schlünden dieser Felsen seine Werkstätten haben, daher sollte es kommen, daß die Gipfel, wie Schmiedeessen, am Tage Rauch, zur Nachtzeit Glutlicht und Flammen ausstoßen; von den Schmiedehammerschlägen sollte das auf, und in der Nähe der Insel hörbare, donnerähnliche Brausen und Dröhnen unter der Erde, der Nachhall seyn.

Der Grieche Thucydides erwähnt dieser Insel am frühesten in seinen Geschichtsbüchern; Volkano rauchte damals am Tage, und stieß zur Nachtzeit Flammen aus. Aristoteles macht uns hundert Jahre später, mit einem alten Ausbruch auf Volkano bekannt, wobey ein Theil der Insel sich aufblähte und unter furchtbarem Tosen zu einem Berge anwuchs. Dieser zerplatzte gewaltsam, und mit ungeheurem Sturmgehäule drangen Flammen und Aschenwolken aus der Oeffnung. Himmelan stieg die Menge der Asche, ward hinausgeschleudert über

das Meer und auf benachbarte Inseln, so daß die Stadt Lipari davon ganz bedeckt, und selbst noch Städte des festen Landes von Italien davon berührt wurden. Nicht minder denkwürdig sind des griechischen Geschichtschreibers Polybius Nachrichten von der Beschaffenheit der Feueressen auf Volkano. Damals hatte dieser Feuerinselberg drey Mündungen, wovon die eine halb verfallen war. Die größte maß fast fünf Stadien im Umfang (32 Stadien eine deutsche Meile). Der Kessel verengte sich gegen unten und hatte dort nur noch 50 Fuß im Durchmesser. — Strabo berichtet: daß auf Volkano unter Flammenauswürfen aus drey Dunstlöchern glühende, feste Massen geschleudert werden, die einen Theil des Meeres verschüttet haben. — Und Kallias sagt in dem Leben des Agathokles, Beherrschers von Syrakus, aus den Schlünden des Berges würden glühende Steine von ungeheurer Größe und mit so furchtbarem Getöse ausgeworfen, daß man es fünfhundert Stadien (über 15 deutsche Meilen) weit hören könne.

Noch bis heute hat sich die unterirdische Glutmasse nicht verzehrt.

In unsern Tagen ist Volkano den Beobachtungen der Naturforscher nicht entgangen; kühne Männer haben die Insel besucht, den Feuerberg erstiegen, und sich sogar in den Kessel hineingewagt, der Abt Spalanzani war der muthvolleste, und seine Schilderung ist die genaueste.

Meinen Lesern zeigt sich Volkano mit seinem Feuerkessel in der Beschaffenheit, wie sie dieser Naturforscher 1788 fand. Da sich die Aussenseite, durch zufällige Ereignisse in dem Innern oft wesentlich verändert, so ist die Bemerkung des Zeitpunktes, wo jene sich auf eine gewisse bestimmte Art darstellte, durchaus nothwendig.

Der Umfang der Insel, mit Volkanello (Klein Volkano) beträgt ungefähr eilf italienische Meilen; die ganze, zu einem Berge von abgestumpfter Kegelform sich aufbauende Masse besteht aus vielen Lagen von Lava, zerschmolzenen, verglasten Felsstücken, Schlacken, Bimssteinen, in grausem Gemische aufgeschichtet, unordentlich durch einander geworfen, wie sie der Feuerschlund, wenn er von Zeit zu Zeit tobte, hingeschleudert hat. Volkanello hatte sonst seinen eigenen Kessel, Krater; die noch übrige Spur desselben ist zweyhundert Schritte von dem Meerufer entfernt; jetzt ist er mit Erde, Sand, Thon ausgefüllt. Den Forscher auf Volkano lockt zuerst eine merkwürdige Grotte (6) an; er findet sie, eine italienische Meile von dem gegen Westen gelegenen Hafen, wo er gelandet hat. Die Oeffnung in dem Felsen, welcher diese Höhle bildet, ist nicht groß; sie geht abwärts, und ist beschwerlich; der Neugierige muß fast auf Händen und Füßen kriechen, ehe er das Innere erreicht. Ein dumpfes Geräusche hat schon ausserhalb seine Aufmerksamkeit noch mehr gespannt; das nehmliche, nur weit stärker, überrascht ihn auch in dem Innern. Er

steht an einem kleinen See, der eine Menge kohlensaures Gas ausdünstet, wodurch das Athemholen sehr erschwert wird. Wo seine Hand die Wände berührt, findet er sie sehr heiß, er kann es nicht lange aushalten; glühend ist die Luft, selbst der eifrigste Beobachter, der neugierigste, muß oft wieder hinaus ins Freye, und kann seine Untersuchungen nur Stückweise verfolgen. Die Wände der Grotte sind mit schwefelsaurer Alaunerde, mit salzsaurem Ammoniak und mit Schwefel belegt, inkrustirt. Der Blick verweilt auf dem See; das Wasser ist heiß, und obgleich sein Wärmegrad nicht achtzig Grade erreicht, so befindet es sich doch in einem beständigen Kochen; alles ist in Wallung und auf der ganzen Wassermasse bilden sich, hüpfen, schwimmen kleine und größere Luftblasen, in zahlloser Menge, in mannichfaltigen Kreisen und Richtungen. Die geringste zufällige Bewegung vermehrt dieses Aufbrausen, dieses Entwickeln von Blasen, und wenn ein Stein in den See geworfen wird, drängen sie sich mehrere Minuten lang an der Stelle, wo jener den Boden berührt hat. Der Schwefelgeruch ist dabey vorstechend und macht den längern Aufenthalt in der Grotte unangenehm. Aber die Liparesen und andere benachbarte Insulaner haben den Bestandtheilen dieses heißen Wassers und den Dünsten in dieser Verborgenheit die Heilkräfte in manchen körperlichen Uebeln abgelauert, und besuchen daher diese Grotte voll Achtung und Zuversicht. Ein Arzt auf Lipari, Gaetano Trovatini, hat über die in Wahrheit nützliche Anwendung des Wassers mehrere Versuche bekannt gemacht. Rauch

hat Spalanzani nicht in der Grotte gefunden, Dolomieu wollte viel Rauch darin bemerkt haben.

Bis an den Eingang in dieses warme Höhlenbad ist das Fortschreiten mit geringer Beschwerde verbunden; aber von hier an erfordert das Aufsteigen nach dem Krater mehr guten Willen, Anstrengung; denn über große Haufen lose liegender Schlacken, Lavastücke, Gläser, Bimssteinmassen muß sich der Wanderer hinweg, zwischen diesen hindurch arbeiten, und so geht es unter immer neuen Mühen eine Meile weit aufwärts. Wer zugleich Sammler von Naturseltenheiten ist, findet hier den unerschöpflichsten Reichthum und vermindert dadurch die Beschwerden. Schon hier sieht der Beobachter einzelne Rauchsäulen an dem untern Rande des stumpfen Kegels, der den eigentlichen Kessel enthält. Jede dieser Säulen hebt sich aus einer Oeffnung, die mit Schwefelkristallen eingefaßt ist; steckt er einen Stab in diese Oeffnung, so raucht dieser und wird schwarz. Der aufsteigende Rauch riecht höchst widerlich nach Schwefel; der Boden ist heiß, und wo eine Oeffnung in denselben gemacht wird, auch nur mit einem Stabe, so erhebt sich sogleich eine neue Rauchsäule.

Jetzt betritt der Wanderer eine kleine Ebene; aber er fasse Muth, denn unter ihm bebt die Erde, er vernimmt deutlich unterirdisches Getöse, und fühlt, der Boden zittre gewaltig unter seinen Schritten! Der Verwegene, er geht auf einer vielleicht dünnen Kruste über

einen furchtbaren glühenden Schwefelpfuhl, und ohne Rettung ist er verloren, bricht diese Rinde ein! Schwefeldunst umgiebt ihn auch hier. Man hat hier sonst Oefen angelegt, um den reichlichen Schwefel von Volkano zum Gebrauche zu reinigen, allein der Eifer ist erkaltet, obgleich die Ausbeute reichlich war. Wo man um den Krater her nur den Boden ein wenig aufgräbt, liegen schöne Stücke Schwefel, die schönsten je tiefer gegraben wird, und wo heute der Vorrath hinweggenommen wurde, ersetzt er sich nach wenigen Tagen wieder. Aber die Arbeiter konnten es nicht aushalten, so heiß ist selbst die Oberfläche des Bodens; dieser wird in einer Tiefe von fünf bis sechs Fuß unerträglich heiß. Die Oefen stehen noch, aber die Arbeiter fehlen.

Die gefahrdrohende Ebene ist überschritten, ein steiler Abhang wird erklettert, und der Wanderer sieht eine größere Fläche, als jene vor sich; sie ist sandig, nur einzelne Lavastücke liegen zerstreut umher. Auch diese ist schnell hinter ihm; denn Neugierde treibt ihn; vor ihm eine beträchtliche Höhe — so bald er diese erstiegen hat, welch ein Anblick! Unvermuthet steht er auf der höchsten Höhe der Insel, auf dem Rande des Kraters. Den Krater des Aetna ausgenommen, sagt Spalanzani, ist dieß der geräumigste, schauerlicherhabenste; sein Umfang beträgt mehr als eine ital. Meile. Es ist ein ovaler umgestürzter Kegel, wie der Feuerberg Volkano selbst einem aufgerichteten ähnlich ist; die Höhe der innern Wände von dem Rande bis auf den Grund mag über eine Vier-

telmeile messen. Von oben herab gesehen, ist der Grund ebener Boden, aber aus ihm und aus den Wänden steigen nach allen Richtungen hin Dunststrahlen, die widrige Schwefelgerüche verbreiten. Den Kühnen wandelt die Lust an, auf den Grund hinabzusteigen; er verlangt nach einem beherzten Manne, der als Führer die Gefahr mit ihm theile, aber vergebens; von den nahen Liparesen wagt es keiner, selbst für dargebotenes Gold, diesen Gang zu versuchen. Spalanzani findet niemand, als einen Mann aus Calabrien, den die Regierung von Neapel nach Lipari verwiesen hatte, der es, für reichliche Belohnung, unternimmt, mit ihm in den Krater hinabzusteigen. Nur gegen Südosten sind die Wände nicht so steil, daß nicht ein Zugang möglich wäre, an den übrigen Seiten ist er völlig unmöglich. Die beyden Kekken gelangen glücklich auf den Grund, der den dritten Theil einer ital. Meile zum Umfange hat, mit Sand (feine Trümmer von zermalmtem Glase, Bimsstein und von Lava) bedeckt und fast eirund ist. Aber welche Schrecken begleiten hier die Wißbegierde; welche Gefahren besteht sie! Der Boden ist nichts, als eine gar nicht dicke Rinde von vulkanischen Bestandtheilen, welche sich über dem unermeßlichen Abgrunde hoch angesetzt hat, worin der ewige Schwefel- und Feuerpfuhl tobt; eine Rinde, die nur so lange bleibt, als der Berg ruhig ist, bey dem ersten Versuch eines neuen Ausbruches aber augenblicklich in Nichts zerfällt und den tiefen furchtbaren Rachen des Inselberges aufschließt. Und wie fürchterlich ist hier unten das unterirdische Getöse, wogegen

jenes verborgene Brausen auf jener ersten Fläche nur ein Spiel scheint; wie wenn ein wütender Strom unter dem Boden vorbey rauschte, oder wie wenn empörte Wellen hier unten in einem Wirbel gegen einander angeschleudert würden, so tobt und rast es unter den Tritten. Wo sich in dem Boden ein Riß, eine Oeffnung zeigt, dringen pfeifende Töne hervor, dem Geräusche starker Blaßbälge ähnlich. Hält man brennendes Licht an dergleichen Oeffnungen, so entzündet sich der hervordringende Dunst und schwebt nun als blauröthliches Flämmchen empor. Der Boden selbst ist so heiß, daß die Fußsohlen brennen, und widriger Schwefelgeruch erschwert das Athmen. Aber bis auf den Mittelpunkt der Fläche zu kommen, ist unmöglich; dort ist die Hitze unausstehlich. Der Boden erhebt sich gegen diesen Mittelpunkt zu einem runden Auswuchs, zu einer Art Blase von ungefähr fünf und vierzig Fuß Durchmesser. Die Oberfläche ist mit Eisenvitriol, Alaun, salzsaurem Ammoniak und Schwefel belegt. Betritt der Besuchende auch nur den Rand dieser Beule, so entsteht eine zitternde Bewegung, eine Biegung einwärts, die sich aber bald wieder hebt, und der Dunst ist hier außerordentlich dick. Zur Nachtzeit giebt sich dieser Dunst als Flamme zu erkennen und der ganze Boden ist alsdann allenthalben, wo Dunstsäulchen aufsteigen, mit kleineren oder größeren Flammen besetzt.

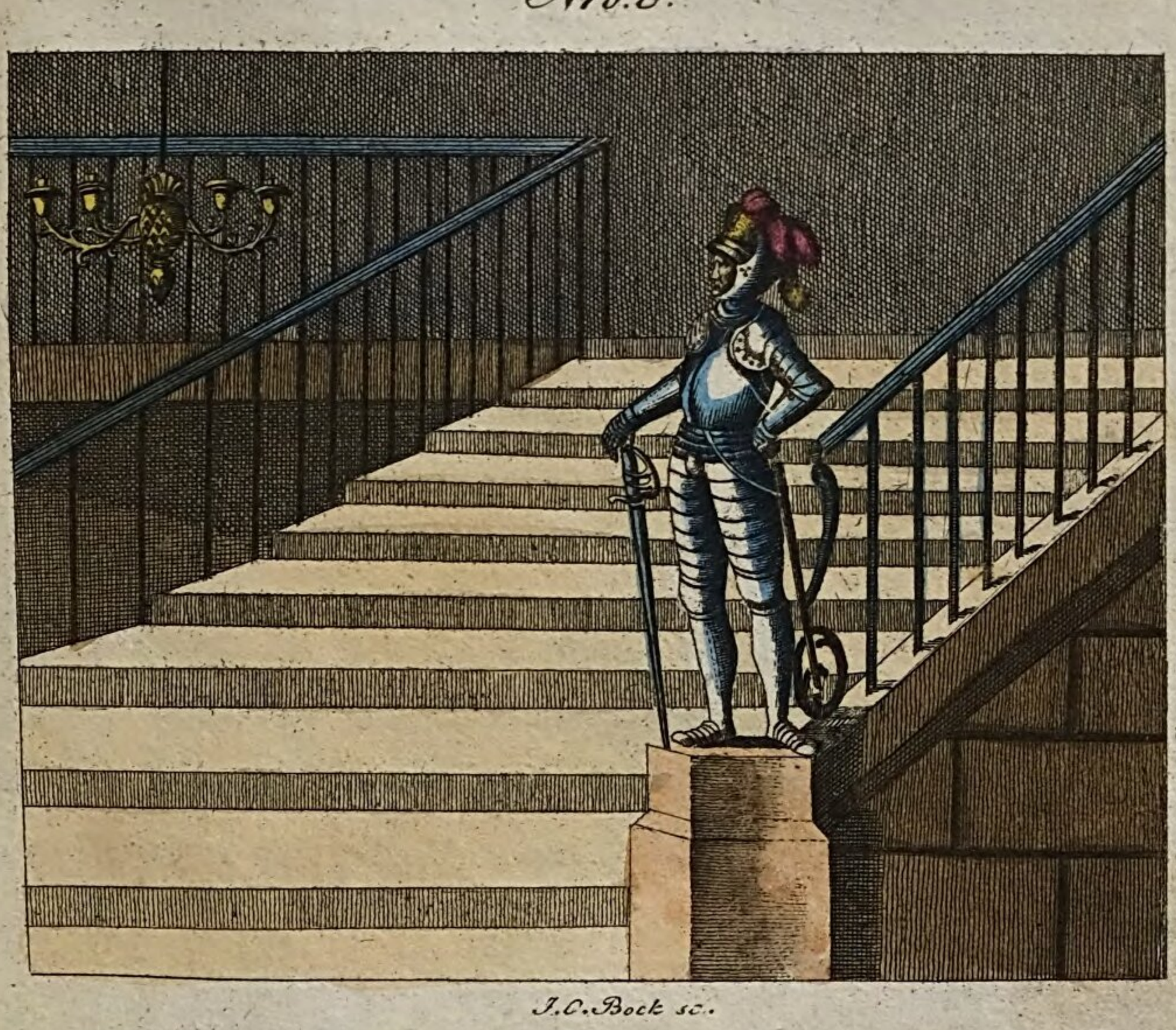
Höchst merkwürdig ist auf dem Grunde dieses Kraters gegen Westen eine beträchtliche Grotte in der Wand,

sie hat eine Höhe von 110 Fuß bey einer Breite von 250 Fuß, und endigt sich in eine tiefe, vielleicht unermeßlich tiefe Grube von zehn Fuß im Durchmesser. Unaufhörlich erhebt sich aus dieser Tiefe eine weißliche Dampfsäule, von solcher Hitze und soviel Schwefelgeruch, daß man ersticken müßte, wollte man in die Grotte tiefer einzudringen wagen. Ein Theil des Dampfes setzt sich an den Wänden als Schwefel an, fließt daran herab und bildet getropften Schwefel, Schwefelstalaktiten. Man findet Stangen, in der Form umgestürzter Kegel, von drey Fuß Länge und zwey Zoll Dicke; andere haben die Gestalt eines Cylinders. Diese Schwefelstalaktiten enthalten ganz reinen Schwefel; kein Ofen wird ihn reiner geben können; er ist zuweilen fleischfarbig, größtentheils sehr schön gelb, glänzend auf der Oberfläche, und halbdurchsichtig an dünnen Stellen. Ueberhaupt ist der Schwefel von Volkano der beste, den man finden kann.

Der Schlund in dieser innersten Höhle des Kraters ist zugleich die Stelle, wo das unterirdische Getöse den höchsten, furchtbarsten Grad erreicht; hier ist unmittelbarer Zusammenhang mit dem Flammenmeere, das sich im tiefsten Eingeweide des Berges in ewiger Bewegung befindet. Wenn ein Stein hinabgeworfen wird, vernimmt man wohl das zischende Geräusche, welches er bey dem Durchschneiden der Luft verursacht, aber weder das Ende seines Falles, noch irgend ein Hinderniß, welches ihn aufhielte, wird bemerkbar. Erstickt von Glut und Schwefeldampf würde jeder, der das Unglück hätte,

Nro. 7.

Nro. 8.



J. C. Bock sc.

hier hinab zu stürzen, noch ehe er den Flammenpfuhl berührte, worin er augenblicklich in Nichts aufgelöst seyn müßte! Zurück, eilends zurück von dieser Schauerstelle; mich macht der Gedanke zittern! Froh begleite ich den Beobachter zurück aus dem Schlunde; es ist ihm kein Leid widerfahren, er hat nur seine Kenntnisse vermehrt, und seine Sammlungen an Naturseltenheiten bereichert. Aber erinnern will ich noch zuletzt meine Leser, bey Betrachtung der kleinen Abbildungen ihrer Phantasie Flügel zu geben, damit sie sich diese Gegenstände, besonders Volkano, recht kühn vergrößere, und deß eingedenk sey, daß der längere Durchmesser des ovalen Kraters 900 bis 1000 Schritte betrage. Darum bleiben Figuren aus dem Bilde weg, weil dergleichen Vergleichungspunkte den Flug der Einbildungskraft stören. Der feinste Punkt meiner Nadel ist noch zu groß, um in diesem Verkleinerungsverhältniß einen Menschen darzustellen.

Des Helden Marius unvergängliche Siegestrophäe auf einem Hügel in der Provence.

Nro. 7.

Wer durch die Provence reist, kömmt auf dem Wege von Aix nach St. Maximin durch die merkwürdige Ebene, wo der Römer Marius die alten Teutonen und Ambronen in jener ewig berühmten Schlacht aufgerieben hat.

Es ist das Arcthal, von dem Flüßchen Arc durchströmt, auch die Ebene von Tretz genannt, von einem darin befindlichen Marktflecken dieses Namens.

Die Stadt Aix war nur wenige Jahre begründet, als jene rohen, Schrecken- und Verheerung-verbreitenden Kriegerhaufen aus dem Norden von Deutschland in Gallien einbrachen, gewillet, von hier aus nach Italien zu kommen. Ungeheuer war die Anzahl dieser wilden Horden; Rom selbst gerieth in Angst; doch Marius sammelte ein Heer, und gieng ihnen unerschrocken in die Provence entgegen. Vielleicht von seinem Anrücken benachrichtiget, hatten die Feinde den Weg nach Spanien genommen. Marius verweilte hier und ließ seine Soldaten nicht ohne Beschäftigung; sie wurden dem Lande nützlich, denn sie mußten Wasserleitungen aufführen, Kunststraßen bauen. Der Held wußte, die Feinde würden den Plan nicht aufgeben, Italien anzufallen, und die Provence gewiß wieder besuchen, und so wartete er ruhig in vortheilhafter Stellung.

Zwey Jahre verflossen, ehe die Teutonen und Ambronen sich wieder aus Spanien hinweg wendeten, und nach Gallien zurück kamen. Sie theilten sich in zwey Heerhaufen; die Cimbern zogen gegen Lyon, um die Alpen zu übersteigen; Teutonen und Ambronen wählten den Weg an den Seeküsten hin. Hier in dem Arcthale erwartete sie der kriegserfahrne Marius. Zwey Gebirgketten bilden das Thal; die eine Saint Beaume (hei-

lige Höhle) genannt, begreift die Berge Olymp und Aurelian, die andere heißt Sainte Victoire (heilige Siegesberge) oder auch notre Dame des Victoires (zur heiligen Siegesjungfrau). An dieser hatte der römische Feldherr seine Stellung. Ihn unterstützten die Bewohner von Aix, Marseille und das Landvolk der Gegend. In der Ebene waren die Teutonen gelagert, an den Ufern des Arcflusses.

Die Schlacht wüthete; zweimal hundert tausend Römerfeinde wurden theils todt hingestreckt, theils in Sklaverey geschleppt. Selbst die Weiber der Teutonen stürzten sich mit ihren Kindern in die dichtesten Reihen der Römer, den Tod in der Schlacht einer schimpflichen Knechtschaft vorziehend.

Aus der Beute wählte Marius einen Theil zur Zierde seines Triumpheinzuges in Rom, das übrige ward auf einen ungeheuren Holzstoß zusammengelegt, und den Göttern zum Dankopfer verbrannt. Die siegtrunkenen Römer umgaben den Holzstoß, mit Blumen bekränzt, und Marius selbst warf die erste Flamme hinein.

Neuere Geschichtschreiber berichten, der Sieger habe zum Andenken an diese Schlacht einen Triumphbogen auf dem Kampfplatze errichten lassen; sie übersahen, daß damals dergleichen Gebäude bey den Römern noch nicht üblich waren. Andere geben dem Denkmal die

Form einer großen Pyramide, wovon noch ein Theil der Basis in einem alten Gemäuer nahe dem Gestade des Arcflusses, den das Blut der Erschlagenen färbte, erkannt werden will, der Fluß Arc soll sogar den Namen von jenem Siegesbogen (Arcus triumphalis, Arc triomphal) haben. So wird ferner der Name des nahegelegenen Marktflecken Pourrières, Purrieres, von dem lateinischen Worte Putredo, Fäulniß, abgeleitet, weil in jener Gegend viele Leichen der Krieger unbegraben geblieben seyen und die Luft angesteckt haben. Die noch vorhandenen Trümmer eines alten Denksteines nahe der Brücke über den Fluß machen wahrscheinlicher, daß einmal eine Pyramide oder ein Obelisk da gestanden habe, aber kein Triumphbogen, auch scheint die Wahrscheinlichkeit noch durch die Bemerkung erhöht zu werden, daß der Marktflecken Purrieres in den ältesten Zeiten einen Obelisk im Gemeindesiegel führte.

Aber der Beyname, welchen die Gebirgreihe erhielt, der Name der Siegesberge ist ein weit geltenderes Monument. Erst im Mittelalter änderte die damalige religiöse Volksmeinung diesen Namen, indem sie das Wort heilig hinzufügte. Die Revolutionsperiode hat ein altes Carmeliter-Kloster aufgehoben, das auf des heiligen Berges Spitze seinen Standpunkt hatte und jetzt von einem einzelnen Eremiten bewohnt wird. Bey dem Erwachen des Tages, wenn die Sonne ihre ersten Strahlen über die Ebene hinschickt, ist dort oben der Umblick hehr und herrlich. Doch noch ein Denkmal jenes großen

Römersieges, von ganz anderer Art, und, wie der Augenschein zeigt, weit haltbarer als Pyramiden und Obelisken, hat sich bey den Berg- und Thalbewohnern bis auf die jetzigen Zeiten erhalten; es sind Freudenfeste, die am 23sten April gefeyert werden.

Der Lerm der Trommel ruft die Bewohner der Gegend zusammen; Kinder, Jünglinge, Männer, junge Mädchen und Frauen, Greise und Matronen vereinigen sich zu der Feyer des Festes. Sie erwählen einen Anführer, der sie leitet und zugleich die Sorge übernimmt, daß es dabey an Essen und Trinken nicht fehle. Gegen Abend ziehen sie aus mit Musik, die einen besonders dabey üblichen Marsch aufführt. Sobald der Zug auf den Bergen angekommen ist, vertheilt sich die Schaar in einzelne Gruppen, um eine Menge Brennholz zusammen zu schleppen. Ist der nöthige Vorrath beysammen, so wird ein großer Scheiterhaufen erbaut. Man begränzt sich mit Blumen, Fackeln flammen, und der Holzstoß wird angezündet. Während die Flamme hoch emporsteigt, und der Tambour seine lermende Musik verdoppelt, bilden sich weite Kreise lautfröhlicher Tänzer und Tänzerinnen um den Brand her, welcher die Vernichtung der Teutonischen Beute in der Erinnerung erneuern soll. Von dem wildesten Freudenruf hallt der Berg wieder, man hört die Worte: Sieg, Sieg, aus jedem Munde in einer Art von Begeisterung, von fröhlichem Wahnsinn, wiedertönen.

Ist der Holzstoß niedergebrannt, und hat man sich erquickt mit Speise und Trank, genug getändelt, gescherzt, so ziehen die Schaaren wie im Triumphe heimwärts, mit Zweigen in den Händen, mit Blumensträussern, und der Siegesruf ist nicht eher gesättigt, als bis man in der Kirche angekommen ist, wo der Gottheit, die das Kriegsglück lenkt, feyerlich für die Errettung der Altvordern aus den Händen der Teutonen Dankgebete und Lobgesänge dargebracht werden.

Peter Libertat,

Retter von Marseille den 26. April 1585.

Nro. 8.

Nicht jede Großthat ist eine Tochter des Edelmuthes; viele sind durch niedrige Absichten erzeugt worden. Doch, was kümmert das die Menschheit, den Staat, denen sie wohlthätig wird. — Nur der Geschichte ist der Beweggrund nicht gleichgültig, diese sondert ächtes Licht von Schein, und urtheilt strenge: der Mann, dessen preiswürdige Thaten aus Eigennutz hervorgiengen, habe seinen Lohn dahin, und mache vergeblich Anspruch auf Bewunderung und Beyfall der Nachwelt! Peter Libertat steht in der Reihe der Helden, mit denen sich ihr Zeitalter vollkommen abgefunden hat.

Marseille hatte des Aufruhrs Fahne gegen den guten König Heinrich IV. aufgesteckt; was half den Besser-

gesinnten in der Stadt ihr heimlicher Gram darüber, — freche Lasterhafte hatten die Gewalt an sich gerissen, unterdrückten die Guten, und auf wen ein Schein von Verdacht fiel, daß er dem rechtmäßigen Fürsten anhänge, der ward ein Opfer der Wuth des empörten Pöbels. An der Spitze standen zwey Niederträchtige, Charles Caffaulx, ein mit allen Verbrechen vertrauter, ungestümer Wüstling, und Louis Daix, ein Galeerensklave, dessen Ketten das unsinnige Volk zerbrochen hatte.

Gesetzlosigkeit und Tyranney herrschten im Innern, und schon hatte König Heinrich sein Heer gegen die Stadt geführt, und umlagerte die Mauern; gewonnen war sie ihm, sobald jene beyden Greulichen fielen. Peter Libertat beschloß ihren Fall. Er hatte sich diesen Schreckensmännern verkauft, sie weihten ihn in ihre Geheimnisse ein, und vertrauten ihm die Bewachung eines von den Hauptthoren. Libertat war schlauer, als jene Beyde; er konnte berechnen, ihre Macht werde scheitern, und so verrieth er sie, nicht aus Vaterlandesliebe, sondern aus Eigennutz; denn erst als ihm Aemter, Würden, Ländereyen, Geldsummen zugesichert waren, begann er sich gegen die Tyrannen thätig zu zeigen. Er rechnete dabey auf List, nicht auf Kraft, wie sie den Helden ehrt. Daix mußte, durch falsche Vorspiegelungen veranlaßt, einen Ausfall zu dem Thore hinaus, das Libertat vertheidigte, wagen; die Königlichen waren davon unterichtet; die Thore wurden hinter jenem verschlossen, und so fiel er seinen Feinden in die Hände. Caffaulx wurde durch ersonnene Nachrichten,

welche seine Gegenwart erforderten, an das nehmliche Thor gelockt; er kam, Libertat lauerte seitwärts im Hinterhalt, und ermordete den Tyrannen mit dem Degen, von einem seiner Brüder unterstützt. Der Fall der Bösen ward sogleich verkündigt, die Guten triumphirten, und die reuigen Einwohner öffneten ihrem Könige Heinrich die Thore; im Taumel der Freude beschlossen sie: den Tag ihrer Befreyung alljährlich durch einen Umzug festlich zu begehen, und Libertats Bildsäule von Marmor in dem Stadthause aufzustellen. Noch steht sie dort, völlig geharnischt, mit einem wirklichen Degen in der Hand, wohl dem nehmlichen, der sich mit dem Blute des Tyrannen gefärbt hat. Libertat zog Güter und Schätze, Würden und Aemter gemächlich an sich, die ihm der gute König Heinrich verheißen, und ohne Einwendung gab, weil der Dienst, den jener geleistet hatte, dem Wohl des Ganzen entsprach. Die Belohnung war nicht gering für jene Zeiten; hunderttausend Thaler baar, Erhebung in den Adelstand für sich und seine Brüder, Uebertragung des Oberbefehls über zwey Galeeren, über das Schloß Notre Dame de la Garde, über das ihm vorher schon anvertraut gewesene Königsthor, u. s. w. — Kurz Peter Libertat hatte seinen Lohn dahin, und die Nachwelt kann ihm nur in der Reihe der nützlichen Menschen eine Stelle einräumen, nicht in der Reihe der Edlen.

Gemälde der Rhone.

Der Rhonefluß gehört zu den reissendsten Flüssen in Europa, und doch dient auch er, den Handel zu erleichtern und entferntere Gegenden an den Vortheilen, welche das Meer gewährt, Theil nehmen zu lassen. Die Wuth seiner Wellen, seine rauhen gewaltsam zernagten Felsengestade, seine jähen Abstürze, bey Saut und bey der Brücke St. Esprit, seine versandeten Mündungen, waren keinesweges unübersteigliche Hindernisse, dem Streben der Menschen jene Vortheile zu erringen. Aber nur die Hälfte des Laufs dieses Flusses konnte bisher menschliche Kraft dem Willen unterwerfen, nur bis eine Meile über das Städtchen Seissel hinauf, konnte er bis jetzt befahren werden; weiterhin ward er für völlig unzugänglich gehalten, hatte noch nie ein Schiff getragen, und ohne Anstrengungen, die dem Anscheine nach, aller menschlichen Gewalt trotzen, wird es auch nicht möglich seyn, diesen Theil des Flusses schiffbar zu machen. Seine beschäumten, furchtbar brausenden Wogen zerschellen an so ungeheuren Felsen, die ihn eng einschließen, sich über ihn herbeugen, daß wenig von ihm sichtbar wird, und nahe bey Bellegarde verschwindet der ganze Strom.

Diese Worte zur Einleitung; es wird nicht unangenehm seyn, einige der merkwürdigsten Rhoneansichten hier zu finden, und zugleich die Schicksale eines Kühnen zu erfahren, der es zuerst wagte, jene bahnlose Wüsten, welche die Natur absichtlich vor den Augen der Neugierde verborgen hat, im leichten Kahn zu befahren, von wenigen beherzten Männern unterstützt, von der Hoffnung belebt, seinem Vaterlande neue Vortheile, neue Erwerbsquellen zu öffnen. Wir werden nicht ohne Schaudern seine Gefahren und seine Empfindungen theilen.

Ansicht der Rhone, die sich tobend in einen Felsenschlund stürzt und verschwindet.

Nro. 9.

Wer die Rhone bey Genf sieht, oder unterhalb Seissel, wo sie, majestätisch dahin flutend, ein breites Bette füllt, und in der Reihe großer Flüsse ihre Stelle behauptet, wird kaum glauben, daß der schmale, in schauervoller Tiefe dahin eilende, Wasserkanal, dem sich allenthalben Felsen und Abgründe entgegenstämmen, zwischen Fort Ecluse und Geniffiat, dieser Fluß seyn könne; das Erstaunen wird noch steigen, wenn er endlich bey Belle-garde der Stelle sich naht, wo vor seinen Augen die ganze Rhone von einem ungeheuren Felsenschlunde ver-

Nro.9.

Nro.10.

J.C.Bock sc.

schlungen wird. Diese sonderbare Naturerscheinung heißt Perte du Rhone (das Verschwinden der Rhone). Der gelehrte Naturforscher Sauffure hat sie genau beschrieben, und Boissel, von dessen Kühnheit ich weiter hin meinen Lesern Kunde geben werde, hat diese Schilderung in einigen Punkten berichtigt und erweitert.

Ehe der Fluß diese Stelle erreicht, fließt er in einem tiefen Bette, das er sich in thonigen Boden ausgewühlt hat; aber bald werfen sich ihm Felsenbänke entgegen, über die er wilder hinstürzt. Sein Bette nimmt nun die Gestalt eines großen Trichters an, worein sich der ganze Fluß mit entsetzlichem Geräusche und mit unglaubiger Geschwindigkeit drängt. Von da erweitert sich das Bette wieder etwas, drängt sich aber aufs neue in einen Kanal zusammen, dessen Ufer nicht gleich hinlaufen, wie gewöhnlich an künstlichen Kanälen; sondern an jeder Seite zwey Vorsprünge haben, die das Wasser in zwey Theile absondern, ohne ihm den Durchgang ganz zu verwehren. Diese seltsamen Anstalten der Natur sind nur Vorbereitungen zu dem größeren Schauspiele, das in seiner Art einzig ist. Große Felsenmassen treten über das ganze Flußbette hinüber, und bilden ein rauhes, ohne Ordnung aufgeführtes Gewölbe, unter welchem sich der Fluß schäumend versenkt, und sechzig Fuß lang gänzlich unsichtbar bleibt. Ueber diesen Felsenmassen hinschreitend kann man trocknen Fußes über den Fluß gehen, nur ist der Zugang beschwerlich; man steigt eine dreyßig Fuß hohe Leiter an steiler Felsenwand hinab, und an der andern Seite eine eben so hohe wieder

hinauf. Weil bey hohem Wasser jener Schlund nicht alles fassen kann, so tritt der Ueberfluß aus und hemmt die Leichtigkeit des trocknen Uebergangs; man hat daher eine Brücke angelegt, um auch bey hohem Wasser die Verbindung der Ufer nicht gestört zu sehen. Die jetzige zeigt sich den Lesern in meinem kleinen Bilde; sie stützt sich auf Mauerwerk, welches auf dem Felsen ruht. Vorher lag sie auf dem Felsen selbst auf, aber dieser stürzte nächtlicher Weile zusammen und die Brücke verschwand. Ein Sturz erschütterte die Gegend nah und fern, und in dem benachbarten Dorfe war diese heftige Erschütterung in allen Häusern fühlbar. Ein großer alter Nußbaum, der an dem steilen Uferabhang seine Aeste weit verbreitete, stürzte mit seiner ganzen Wurzelerde herab, und fiel so geschickt, daß sein Stamm der ganzen Länge nach über dem Rhoneschlunde liegen blieb und sehr lange die zerstörte Brücke ersetzte. „Um des mahlerischen Werthes der Ansicht willen, setzt Boissel hinzu, bedaure ich, daß der Nußbaum nicht mehr an dieser Stelle liegt; aber die Bequemlichkeit der Wandelnden hat bey der gegenwärtigen Anordnung gewonnen!“

Wiedererscheinung der Rhone.

Nro. 10.

Von der erstbeschriebenen wilden Ansicht des beschäumten Wassers, das über den Zwang, der ihm hier geschehen soll, zu zürnen scheint, ist die Ansicht des wiedersichtbar werdenden Gewässers sehr verschieden. Es hat seine Wuth unter der Erde abgekühlt, wie der arme Mensch seine Leidenschaften im Grabe abkühlt, und sieht da, wo es wieder erscheint, mehr einem stehenden Wasser, als einem Flusse, ähnlich. Der unterirdische, ebenfalls sehr tiefe Kanal hat wahrscheinlich wenig Fall; daher diese Ruhe, statt des Lerms, den man erwartet. Erst nach einiger Entfernung wird die Rhone wieder so reissend und stürmisch, und reissender noch und stürmischer, als sie vor ihrem Verschwinden war. Auf meinem kleinen Bilde wird dieses ruhige Wiedersehen deutlich, auch erblicken meine Leser schon hier einen Theil von den Beschwerden und Arbeiten des kühnen Rhonebeschiffers Boissel und seiner Gehülfen, die hier ihren Kahn über Felsenwände hingetragen haben, und nun wieder an Tauen in das Wasser hinabziehen.

Man hat sonst geglaubt, der Schlund, der die Rhone in sich aufnimmt, verschlinge auch alle leichte Körper, die schwimmen können und sich ihm nähern; man hat sie

an der Stelle, wo der Fluß wieder erscheint, wieder auffischen wollen, aber keiner von dergleichen Gegenständen ist wieder zum Vorschein gekommen. Boissel dagegen hat beobachtet, daß dergleichen leichte Körper-Stücke Holz u. d. g. gar nicht verschlungen, sondern mit heftigem Widerstand seitwärts geführt werden. Ein Mann aus der Nachbarschaft wußte sich dieß sehr gut zu Nutzen zu machen; er fieng an dem Schlunde auf, was die Rhone von einigem Werth herbeyführte und die Ausbeute war besonders alsdann oft nicht unbeträchtlich, wenn Leichname kamen, die bisweilen schon in dem Genfer See verunglückt waren, und die er nun plünderte. Durch diesen Erwerbszweig, der nicht überall etablirt werden könnte, soll sich der industrievolle Mann einiges Vermögen erworben haben.

Nro. 11.

Nro. 12.

J.C. Backes.

Boissels Schicksale auf einer höchstverwegenen Wasserfahrt.

Nro. 11. Nro. 12.

Die Hälfte der Rhone ist nicht befahren und in ihrem natürlichen Zustande nicht befahrbar; Boissel glaubte, daß es der Mühe werth sey, Versuche anzustellen, wodurch die behauptete Unmöglichkeit der Fahrt entweder bestätigt, oder für immer widerlegt würde. Er konnte dieß auf keine geltendere Art, als wenn er selbst die Gefahr bestand, die damit verknüpft seyn mußte. Lohn für seine Anstrengungen schien ihm die Aussicht, dem Vaterlande zu nützen, wenn der Versuch gelänge, und die Regierung dadurch zu Anstalten veranlaßt würde, welche der Natur selbst die Hand böten. Aber daß er allein nichts Erhebliches vermöge, sah er ein; sobald daher der Entschluß des Wagestücks fest bey ihm war, bemühte er sich um erfahrne Genossen. Er suchte und fand sie in Seissel, (Seissel) dem Wohnorte vieler Schiffer, welche durch ihre Fahrt auf der Rhone von da bis Lyon mit Schwierigkeiten und Gefahren vertraut sind, die man auf andern Flüssen gar nicht kennt. Geübtere Flußschiffer, muthvollere, besonnenere, trifft man vielleicht auf der weiten Erde nicht an, als diese. Vier davon verbanden sich ihm eidlich, daß, wenn sie bey der bisher nie gewagten Fahrt, durch Umstände gezwungen würden, den Versuch aufzugeben, er gewiß keinem an-

dern gelingen solle! Es war alles mögliche, was Boissel verlangen konnte.

Er ließ hierauf in Seissel eine Barke zimmern, die sechs und dreyßig Fuß lang, neun breit, drey und einen halben Fuß hoch war; ein starkes eisernes Band, welches den Klippen Trotz bieten sollte, umgab den äussern Rand. Statt aller Vorsichtsmaßregeln, welche Boissel gerne angewendet hätte, wenn er nicht besorgt gewesen wäre, eben dadurch den Muth seiner Gefährten zu schwächen, verließen sich diese hauptsächlich auf sechshundert Klafter starker Taue; daran wollten sie sich am Ufer halten lassen, daran sollte man sie den Fluß aufwärts zurückbringen, wenn die Gefahr groß würde. Sie bedachten nicht, daß nur wenige Uferpunkte vorhanden seyen, von wo aus es möglich seyn würde, ihnen in dem reissenden Flusse mit Tauen hülfreich beyzukommen, und daß an rückwärts ziehen gar nicht zu denken sey. Als die Barke fertig war, wurde sie zu Lande von Seissel nach Collonges mit unglaublicher Schwierigkeit gebracht; man spannte zehn Pferde und zwanzig Ochsen daran und alle Gefährten der Reise halfen wacker mit, dennoch brauchte man vier Tage, und der Wagen zerbrach alle Augenblicke. Nach tausend Mühen ward das Ziel erreicht, und das Schiff lag bey Collonges in der Rhone. Ein gutes Mahl wurde noch eingenommen und eine Stunde nach Mittag am 16. September 1794 vom Lande abgestoßen. Bald auch berühren unsere kühnen Schiffer die Gegend, wo der Fluß von Felsen eingeengt, sehr schmal zu werden anfängt; Wellen thürmen sich auf, und reissen die Barke mit sich

fort. Die Schiffer arbeiten, halten sich brav; aber als endlich nun seltener ein Landungsplatz sich zeigt, die Felsen steil in das Wasser abfallen, häufige Krümmungen die Möglichkeit einer freywilligen Richtung hindern, nur das Ungefähr die Barke führt, hinschleudert durch die öden Felsengänge; da wankt der Muth von Boissels Begleitern, sie ergreifen die erste Gelegenheit, ganz gegen den Willen des Anführers zu landen. Dieser hatte tollkühn darauf gerechnet, daß, wenn nur erst die Fahrt begonnen, nichts sie aufhalten sollte, bis nahe an der Stelle, wo der Fluß verschwindet. Vergebens, man verließ die Barke, um auf einer Felsenspitze, wenn es möglich wäre, den Zustand des Flußbettes zu prüfen, und ließ den Anführer allein zurück. Er hatte Zeit, die Umgebungen genauer zu betrachten. Mag er sich uns hier selbst äußern. „Mit einer Art von Begeisterung sah ich diese wilden Gestade, wo es die menschliche Hand noch nie gewagt hat, die Natur in ihrer erhabenen Zügellosigkeit zu meistern; unverfälscht, unbetastet stehen da die alten Urarbeiten, unverkennbar an den kühnsten Formen, an den gewagtesten Uebergängen von Ruhe zum Schrecklichen, vom Traurigen zum Angenehmen. Hier fängt ein Felsenbecken das Gewässer auf, wo es kein Sturm beunruhigen kann, dort benetzt es sanfte Gestade, die von allen Seiten in den Schoos der Stille eingeschlossen sind, aber wenige Schritte, geringe Biegungen, und schäumend zürnt der Fluß, und wer sich im Kahn ihm nähert, hält hier den fürchterlichsten Schiffbruch für unvermeidlich. So nahe den Gegenden, die der Mensch, durch Bearbeitung veredelt, sich unterworfen

hat, verschwindet in dieser schrecklichen Einöde auch die leiseste Spur des Anbaues; man sieht bey dem Um- und Aufblick an den emporstarrenden Felsen, nur schwarze Waldungen, zu welchen oft der Zugang höchst schwierig ist, oder magere, mit Moos und Gestrüppe bewachsene Stellen, oder gänzlich kahle Klippen. Das einzige, lebende Wesen in dem schwachen Kahn auf einem Flusse, der an diesen Stellen mit dem Fluch der Natur beladen zu seyn scheint; gleichsam in dem Mittelpunkte großer, bevölkerter Landstriche, auf sich selbst beschränkt, glaubt' ich, das ganze menschliche Geschlecht habe sich von mir losgesagt, und mit einer Art wehmüthiger Freude verweilte mein Blick auf einigen verirrten Ziegen, die am Felsen keck umherkletterr. Das alte, mahlerisch gelegene Fort Ecluse, über welchem die höchsten Spitzen des Jura sich zeigen, es gleichsam überdecken, ist die einzige Spur von menschlicher Anstrengung in diesen Einöden."

Die Schiffer kamen zurück, und stiegen ein, auf den Wellen hüpfte die Barke weiter, und nur an einer einzigen Stelle mußte ein Seil ausgeworfen werden, um die allzugroße Schnelligkeit des Laufes zu hemmen. Der Tag neigte sich; die Gesellschaft trat bey Bellegarde an das Land, um dort zu übernachten. Mit dem folgenden Morgen sollte die Reise fortgesetzt werden.

„Ich war mit meinem Tagewerk zufrieden, sagt Boissel; Hoffnung des weitern Erfolges reitzte mich. Während ich mit meinen Gefährten den Wellen mich überließ, hatte meine Gattin, die Beschwerden der Schwangerschaft nicht achtend, die Wanderung zu Lande,

die Rhone abwärts angetreten, in der Hoffnung, mich an verschiedenen Punkten auf den hohen Ufern sehen zu können. Sie glaubte darin eine Beruhigung zu finden, und folgte jedem Fußpfade, der gegen den Fluß hinab führte. Da ich an der Stelle, wo die Rhone verschwindet, noch vor Abend zu landen hoffte, so war sie dorthin gegangen, mich daselbst zu erwarten. Ich blieb aus; sie gieng zurück; wir verfehlten uns, das gute Weib sah und hörte nichts von mir. Indessen hatten uns andere Landleute da und dort gesehen; sie hatten uns in Gefahr geglaubt; der seltne Anblick dieser ersten Schiffahrt an Stellen, die nie befahren waren, hatte ihre Angst, ihre Theilnahme erweckt; sie sahen es für ein Wunder an, wenn wir glücklich durchkommen sollten, und empfahlen uns der göttlichen Gnade. Das Gerücht von den Schreckensscenen, welche diese Leute gesehen haben wollten, verbreitete sich schnell mit Zusätzen, und so kam es meiner Gattin zu Ohren, welche mich nun für verlohren hielt. Ich fand sie endlich, spät, in einem schrecklichen Zustande, der kaum durch meine Erscheinung gemildert wurde, denn sie glaubte nicht, auch da sie mich schon in ihre Arme schloß, an die Möglichkeit, daß ich noch lebe! Dieser Zufall störte den Plan der weitern Reise."

Boissels Gefährten hatten wirklich den Muth für jetzt verlohren; sie glaubten in den Leiden der Frau einen Grund zu finden, warum jener selbst sein Vorhaben aufgeben müsse. Die bravsten von der Gesellschaft untersuchten zwar noch den Fluß bis zu seinem Verschwinden, aber ihr Urtheil fiel dahin aus, es sey Unmöglich-

keit, diese Strecke zu befahren. Zwey Wasserfällen voll Klippen würde die Barke nicht widerstehen können. — Genug, die Leute hatten den Muth verlohren. Bitten und Ermahnungen blieben fruchtlos, und Boissel, von allen verlassen, stieß seine Barke ohne Bemannung in den Fluß und überließ sie ihrem Schicksal. Sie hüpfte von Welle zu Welle, unverletzt von drohenden Felsen, zum Erstaunen aller Menschen, von welchen sie wenigstens mit Blicken begleitet wurde. Ueber beyde Wasserstürze hin gieng sie schadlos, ohne Wasser zu schöpfen, und kam glücklich bey der oben erwähnten Erweiterung des Flußbettes vor der Stelle, wo der Fluß verschwindet, an. Ruhig vertraute sich hier die Barke dem Kanale, der zu dem Schlunde hinabführt, und auf dem beschäumten Rücken hochempörter Wogen ward sie vor den Augen von mehr als funfzig Zuschauern, unbeschädigt über den Schlund hinweg aufs Trockene geschoben.

Schon triumphirte Boissel im Stillen; denn diese glückliche Ankunft der Barke an dieser Stelle, glaubte er, werde den Muth seiner Gefährten aufs Neue beleben, so daß er die Reise von dem Wiedererscheinungspunkte des Flusses an schnell vollbringen zu können hoffte. Aber diese Aussicht scheiterte für jetzt an der Zaghaftigkeit der Gefährten, die ihm geradezu erklärten, daß die Weiterreise unmöglich sey, und sich sogar weigerten, gegen dargebotene Bezahlung die Barke bis zum Punkte, wo die Rhone wieder hervortritt, über Land fortzuschaffen. Freylich war das, was auf der Weiterreise noch bevorstand, weit abschreckender, als alles schon Bestandene; so wenigstens sah es aus — kurz,

sie hatten zu Hause Geschäfte, mußten ihre Weinlese, besorgen, u. s w. und wollten bald wieder kommen. Auch Boissel gieng nach Seissel zurück, da traf ihn bald nachher der wenig erfreuliche Bericht, seine Barke sey bey einem plötzlichen Anschwellen der Rhone an Felsen zersplittert worden.

Das alles schwächte seinen Entschluß nicht. Er ließ sogleich eine neue Barke zimmern, und weil er durch kein Ungemach zu stören war, so fanden sich auch die ersten Gefährten wieder ein, die ihm das Versprechen erneuerten, welches sie zuerst beschworen hatten. Noch vier andere gesellten sich dazu. Der Ehrgeiz erwachte; die französische Flagge, die auf der Barke wehte, sollte das Zeichen erweiterter Nationalindustrie und vermehrten Nationalwohlstandes werden. Also frisch an das neue Werk; man entriß sich den Umarmungen der Frauen, ließ die Barke zu Lande bis nach Bellegarde bringen, in der Absicht, sie an dem Wiedererscheinungspunkte der Rhone ins Wasser zu setzen. Felsen verhindern dort die Annäherung; meinen Lesern versinnlicht sich dieses höchstbeschwerliche Geschäft, das Fahrzeug über diese Felsen herab zu bringen, in der Ansicht Nro. 10. Es gelang, und die kühnen Schiffer stießen wieder vom Lande.

Kaum, so fährt Boissel fort zu erzählen, hatten wir jene niedrigen, unterirdischen Wölbungen, welche die Rhone durch die Anstrengung, die ihr Wiedererscheinen erfordert, in den Seiten des Felsen macht, hinter uns, als ein sehr heftiger Stoß uns alle erschütterte, und den Steuermann mit dem größten Theil der Gesellschaft zu Boden warf. Wir strebten gegen die Felsen an, über

welche die Valserine, bey ihrer Vereintgung mit der Rhone, sich herabstürzt. Wir konnten an diesen Felsen scheitern, wir konnten uns den Wasserfällen der Valserine unwillkührlich nähern müssen und ertrinken; wenn hier die Barke litt, waren wir rettungslos verlohren. Die Gefahr war groß; aber um so schneller raffte sich jeder auf, jeder stämmte die ganze Körperkraft gegen die fürchterlich drohenden Felsen, und so entkamen wir glücklich. Aber ohne großes, heftiges Anprallen an mächtige Felsen gieng es nicht ab, so daß auch die übrigen in der Barke das Gleichgewicht verlohren, und zu Boden stürzten. Zum Glück blieb die Barke einen Augenblick ruhig stehen, denn jener Stoß verschaffte ihr eine andere Wendung, und so viel Zeit war genug, uns allen wieder auf die Beine zu helfen. Neue Anstrengungen brachten uns pfeilschnell wieder in den Strom. Aber zur Verschlimmerung unserer mißlichen Lage fielen einige mit ihren Blicken auf eine Inschrift, die an einer Sonnenuhr hoch über uns am Felsen eingegraben war; sie hieß: fürchtet den Tod. Aus alten Zeiten steht sie: aber schicklicher war die Warnung nie angebracht als bey uns, die der Todesgefahr so nahe waren. Unser Muth hätte dadurch aufs Neue erschüttert werden können. Allein er wankte nicht. Es wäre um so weniger zu verwundern gewesen, da unsre Schiffahrt so unglücklich begann, da wir bereits den ganzen Morgen unter anhaltendem, kaltem Regen gearbeitet hatten, die Barke über die Felsen herab in die Rhone zu bringen, und da in diesen tiefen Abgründen, worin wir uns befanden, eine durchdringende, eisige Feuchtigkeit herrschte.

Ich wollte einige Bemerkungen aufzeichnen; allein mein Papier wurde vom Regen naß, meine Finger starrten; Gonod, einer von den Schiffern, glaubte, meine Hand zittre. — Sieh, sagte ich, und hielt den Arm starr und fest gerade aus. Er that das nehmliche, und jeder that es, denn jeder wollte sich unerschütterlich zeigen. Dieß war unsre Unterhaltung während dieser Schreckensscene, die sich meinen Lesern in Nro. 11. darstellt.

Wir kamen hierauf unter ein finsteres Gewölbe, von Felsen gebildet, die sich einander oben fast näherten. Durch Strauchwerk, das sich von beyden Seiten herdrängte, ward der übrige Raum geschlossen. Wir wogten ruhig darunter hin; dieser seltsame Schauplatz der Natur würde meine ganze Bewunderung verdient haben, wäre hier Zeit zu Beobachtungen gewesen. — Vor uns braußten die Wellen, dem Donner gleich; keiner konnte des andern Wort vernehmen. Wir strengten die äußerste Kraft an; ungeheure Felsenblöcke schienen uns den Weg verdämmen zu wollen. So kolossalisch groß hatten wir sie nicht vermuthet; es schien, als ob sich diese fremden, hier im Abgrunde festsitzenden Gestalten uns entgegen bewegten; die Wellen brachen sich an ihren Seiten und kamen rückwärts auf uns zu; wir wurden erst sanft gegen diese Felskolossen hingeschaukelt, aber zwischen ihnen hindurch macht sich das Wasser mit ungeheurer Wuth Luft, und so, mit Pfeilgeschwindigkeit riß es uns hin. Der Schaum von Wellen, auf denen die Barke jetzt hüpfte, jetzt in des Abgrundes tiefste Tiefe geschleudert ward, überdeckte uns. Wir betrachteten einer den andern mit einer Art von Lächeln, wie es ruhige Menschen

unwillkührlich mitten im Sturme anwandelt. Furchtsame verrathen in solchen Momenten durch eben so unwillkührliche Gebehrden den hohen Grad ihres Entsetzens. Unsere Fortdauer war in der That so zufällig, so wankend in dem Schooße dieser unermeßlichen Felseneinöden, dem Aufenthalt und Geburtsort ewigen Wogengewühls; wir waren so klein gegen die ganze Umgebung, daß wir uns selbst lächerlich vorkommen mußten.

Aber ohne Anstoß kamen wir auch aus dieser schrecklichen Lage; ohne Beschwerde bis nach Malpertuis. Schon waren wir mit unserer Lage vertraut. Sie blieb dieselbe; überall unzugängliche Ufer; Untiefen, Felsen und kaum ein wenig Himmel, denn nur sparsam ist er diesen Stellen zugetheilt, wo die Natur in ihrer wildesten Majestät herrscht.

Zu Malpertuis stiegen wir an Land, und wie groß war unser Erstaunen, zu sehen, daß wir auf der ganzen Durchfahrt nur achtzehn Minuten zugebracht hatten, in einem Raume, der über anderthalb Stunden Weges auf der Karte beträgt. Nach unserer Meinung waren wenigstens diese anderthalb Stunden bey unserer Fahrt verstrichen.

Der Paß von Malpertuis ist beynahe ein zweytes Verschwinden des Flusses; doch nicht ganz, denn der Felsen, welcher den weiten Abgrund, worein sich das Wasser stürzt, überdeckt, behält noch eine Oeffnung gegen oben, die fünf Fuß breit und wenigstens funfzig Fuß hoch ist. Die ganze Rhone erscheint an dieser Stelle als ein fünf Fuß breiter Bach. Wir hatten nicht vorher hinlänglich untersuchen können, ob unsre Barke,

welche neun Fuß in der Breite maß, hindurch kommen würde, wir mußten es auf einen Versuch ankommen lassen. Erst mußte sie über einige felsige Abstürze hin, deren Fall gewiß zehn Fuß betragen mochte: unversehrt gleitete sie hinab, doch war die Mannschaft ausgestiegen; einige hielten die Barke an einem Seil, aber das entgieng ihren Händen, doch unbeschädigt nahte sie sich dem Ufer, denn das freye Seil hatte sich zufällig um einen Stein gewunden, und hielt die Barke. Aber wie nun von dem hohen Felsen wieder zu der Barke kommen? An einem Seile ließ sich einer von den Schiffern hinab, führte die Barke gegen jenen engen Durchgang, und fand ihn nur fünf Fuß weit, also wenigstens um vier Fuß zu eng für das Fahrzeug. Dieses ward an einem Felsen befestigt; der Schiffer, der es leitete, stieg wieder an dem Seile empor, und weil der Regen noch immer nicht nachließ, wurde der Verfolg auf den andern Morgen verschoben.

Sobald der Morgen kam, ward der Schiffer wieder am Seile über die hohen Felsenwände hinabgelassen; er befestigte an die eine Seite der Barke mehrere Taue, die von den Leuten auf dem Felsen angezogen wurden, so daß die Barke in ihre Seitenrichtung zu liegen kam, also da sie nur $3\frac{1}{2}$ Fuß Seitenhöhe hatte, jenen engen Paß glücklich hindurch kommen konnte. Sie sollte wieder ihre rechte Lage erhalten, als plötzlich ein Tau brach, und den gänzlichen Umsturz der Barke verursachte, die noch überdieß an dem einen Ende von einem hervorragenden Felsen festgehalten wurde. Auf der hohen Felsenzinne, unter welcher die Wogen fürchterlich braußten, wurde

sogleich Kriegsrath gehalten, und diesem zu Folge suchte man an den noch übrigen Tauen die Barke wieder aufzurichten. Das gelang auch zu allgemeiner Freude. Am Seile schwebend, wie eine Spinne an ihren Faden, ließ sich nun einer um den andern hinab in die wiedergewonnene Barke.

Die Stelle wurde gezeichnet, und meine Leser sehen Nro. 12. ein Nachbild davon. Durch jenes Loch zur Rechten lief das Seil, welches den Verwegenen statt Weges diente. Von den beyden Felsenspitzen herab, arbeiteten sie, um die Barke wieder in die rechte Stellung zu bringen. Ein Eichstamm, der von einem Felsen zu dem andern hinüber reicht, diente zu einer Verbindungslinie. Als noch die Rhone an dieser Stelle die Grenze zwischen Frankreich und Savoyen machte, war dieß der Wechselplatz der Leute, welche Contreband trieben. Zur Nachtzeit schlichen sie, schwerbeladen, hinüber und herüber, kletterten an Felsen ab und auf, und wagten ihr Leben um elenden Gewinnes willen. Man erzählt sich noch in jener Gegend, wie sehr die Aufseher über die Grenzzölle ihre Gewalt mißbraucht haben, um jenen Waarenunterschleif zu verhindern. Sie ließen dergleichen Uebergangsbalken heimlich halb durchsägen, so daß sie brechen mußten, wenn ein Mann darüber gieng; der Unglückliche stürzte hinab und ward des Wassers Beute.

Von dieser Stelle an, die nur geringen Einfluß von dem Lichte des Tages empfindet, erweitert sich die Rhone allmählich, geht sanft hin, und erlangt nur nach und nach ihre vorige Geschwindigkeit wieder. Dann aber stürzt sich der Fluß aufs Neue zwischen ungeheure Felsen,

die sich ihm einzeln in den Weg legen, und von denen man glauben sollte, das Wasser habe sie hieher geschleppt, wenn nicht ihre Masse bewiese, daß sie von dem hohen Uferrande herabgefallen seyen. Hier tobte wieder Welle über Welle, und jede drohte noch, die Schiffenden, so nahe ihrem Ziele, zu verschlingen. Sie wurden hier, nach Boissels Ausdruck, mehr von den Wellen ausgespieen, als von ihnen getragen, und eine ergriff die Barke, hob das Vordertheil gewaltig und überschwemmte die vordern Ruderer. Drang sie weiter, so war die ganze Gesellschaft ohne Rettung verloren. Aber auch hier entgiengen alle der drohendsten Gefahr; die Welle hob die Barke mit sich so gerade auf, daß die Vordern darin auf die Hintenstehenden anstürzten; aber mit der Biegung der Welle nahm auch die Barke ihre gehörige Richtung wieder. Die Gefahr war überstanden; die Schiffenden befanden sich bald darauf an der Stelle, welche la Glière heißt, einer Art von Bassin, bis wohin die Schiffer von Seissel zu kommen pflegen. Die Freude sich hier zu sehen, war bey allen unaussprechlich groß. Boissel ließ sie jubeln, und überdachte und ordnete nochmals seine gesammelten Beobachtungen, auf welche er den Vorschlag, die Rhone gänzlich schiffbar zu machen, gründete.

Jubelnd kamen die Verwegenen zu Seissel an; auf ihrer Barke wehte die dreyfarbige Fahne; sie wurden von den Einwohnern mit Händeklatschen und Beyfallruf empfangen, und vergaßen in den Umarmungen ihrer Mitbürger, ihrer Frauen und Freunde die überstandene Gefahr.

Nachtrag.

Der Bericht von Boissels Reise ward in Paris von dem Volksrathe wohl aufgenommen, und mit sehr ehrenvoller Meldung in die Protokolle eingetragen. Boissel wird darin Ingenieur genannt; er sagt aber selbst, daß er dieß nicht sey, sondern ein Handwerksmann, der in früheren Jahren Feile und Hammer wohl geführt, die Hände wohl geregt und abgehärtet, aber bey der Arbeit stets den Kopf angewöhnt habe, über jene nachzudenken, und der das Glück der Wohlhabenheit gern dazu verwende, sich in mechanischen Wissenschaften und Künsten auszubilden.

Der Kasuar aus Neuholland.

Nro. 13.

Unter den Ausbeuten der großen Seereise, welche Perron nebst andern gelehrten Männern auf Kosten der Französischen Regierung in unsern Tagen vollbracht hat, zeichnen sich mehrere Naturseltenheiten aus, von denen ich die vornehmsten nach und nach diesen Blättern beyzufügen gedenke. Ich beginne die Reihe mit dem Kasuar Ostindien hat man bisher für das eigentliche Vaterland dieses Vogels gehalten, den die Naturforscher zu den Straußen rechnen. Diese Gattung begreift große Landvögel mit Zehen ohne Schwimmhaut und mit kurzen Flügeln ohne Schwungfedern. Die neuen Fortschritte in der Naturgeschichte bezeugen, daß auch in Neuholland der Kasuar einheimisch sey. Er gleicht an Dicke ziemlich dem Strauß,

Nro. 13.

Nro. 14.

ist aber nur fünf Fuß hoch, da jener eine Höhe von 8 bis 10 Fuß erreicht. Der größte Theil des Körpers ist mit braunrothen fast haarähnlichen Federn bedeckt, aber am Halse ist er kahl, und mit einem blauen Streifen seitwärts geschmückt. Er hat keinen Kamm auf dem Kopfe, wie der ostindische Kasuar. Das Auge ist roth. Kopf und Schnabel sind schwarz. Die Federn der Brust haben eine bräunlich gelbe Farbe, die Füße sind blau. Ich gebe hier die Zeichnung des Männchens; in einem der folgenden Hefte des Journals will ich das Weibchen, umgeben von ihren Kleinen, die sich durch seltsame Buntscheckigkeit kenntlich machen, beyfügen. Das Fleisch des Kasuars aus Neuholland ist von gutem Geschmack und, wie Perron glaubt, wird es nicht schwer seyn, diesen Vogel zahm und zum Hausthiere zu machen.

Von dem Ostindischen sagt man, er verschlinge ohne Schaden, wie der Strauß, Metallstücke, glühende Kohlen und andere harte Körper.

Der brüllende Frosch.

Nro. 14.

Gegen unsern Frosch ein wahrer Riese, dessen Leib über acht Zoll in der Länge mißt. Virginien ist sein Vaterland. Er hat große, eirunde Augen, hervorstehend, glänzend; der Augenstern ist roth, mit gelber Einfassung. Das Maul ist sehr groß, abgerundet, weit geschlitzt. Dunkelbraun ist die Farbe der obern Körpertheile; noch dunklere Flecken, die ins Gelbgrüne spielen, werden be-

sonders vorn am Kopfe sichtbar. An den Seiten ähneln diese Flecken ihrer Gestalt nach den Augen. Der Bauch hat ein schmutziges Weiß, das ins Gelbliche übergeht, und mit eben dieser Farbe leicht schattirt ist. Vorder- und Hinterfüße haben gewöhnlich fünf Zehen mit einer merklichen Schwiele unter jedem Gliede.

Es giebt nicht viele Frösche von dieser Gattung. Virginien hat auf seinen Hügeln häufig Quellen, welche kleine Teiche bilden; in diesen Teichen, nahe der Quelle, leben sie. Gewöhnlich wählt ein Paar einen solchen Teich zu seinem Aufenthalt, und entfernt sich nicht weit von dem Loch, aus welchem die Quelle strömt. Wird das Froschpaar belauscht, überrascht, so springt es auf und verbirgt sich im Nu unter dem Wasser auf dem Grunde. So viel Eile und Vorsorge ist aber gewöhnlich unnöthig, denn die Landesbewohner sind diesem Thiere gut, verfolgen es nicht, und hegen die Meinung, der brüllende Frosch halte die Quelle rein, und reinige die unsaubern. Daher wird er gar sehr geschont, man fürchtet sogar großes Uebel zu erfahren, wenn man diesen Teichnachbar stört, oder gar tödtet. Er muß es recht arg machen, muß einem Eigenthümer mehrere junge Enten und junge Gänse, die sich dem Teiche anvertrauen, wegfangen, und verschlingen, wenn jener endlich böse werden, dem Diebe auflauern und ihn todt schlagen soll. Nur der Eigennutz hemmt und schwächt die Regungen der Furcht. Für die weite Kehle des brüllenden Frosches, der sehr gefräßig geschildert wird, ist eine ganz junge Gans oder Ente mit Haut und Haar gar keine große Sache, auch ist er immer lüstern nach so leckerer Kost. Der Grund

des oben erwähnten Aberglaubens, womit der brüllende Frosch im Allgemeinen schonend betrachtet und gehegt wird, liegt darin, daß er Würmer, Insekten, u. dergl. in seinem Teiche nicht aufkommen läßt.

Mit der Größe dieses Frosches ist seine Stimme zwar keineswegs im Verhältniß, aber doch paßt sie ihr eher an, als wenn ein kleineres Thier damit begabt wäre; sie ist ausgezeichnet rauh, und stark, eine Art von Brüllen geht aus ihr hervor. Wenn dieser Frosch brüllt, so vermehren die naheliegenden Tiefen und Höhlungen der Hügel und Berge den greulichen Ton, es klingt, wie entferntes Brüllen eines Stieres. Dieser Ton ist rauh, abgebrochen, abwechselnd. Sonderbar bängliche Empfindungen muß den Wanderer befallen, der dieses Brüllen wie aus weiter Ferne vernimmt, sich nach dem Orte hinwendet, woher es zu kommen scheint, und ohne es zu ahnden, den Gegenstand so nahe hat, der es wirklich erregt. Er steht an dem Teiche, aus welchem der Schreyer nur den Kopf hervorstreckt, wenn er seine Stimme hören läßt. Der übrige Körper ist unter dem Wasser verborgen. Des Gebrülls wegen nennen ihn andere auch den Ochsenfrosch.

Ein Invalide, König von der Insel Ratonneau.

Oede, verlassen, unfruchtbar ist diese kleine Insel nahe dem Seehafen von Marseille. Ein altes Schloß steht darauf, das einst Franz I. von Frankreich erbauen ließ, um die Rhede von Marseille gegen die Angriffe Kaiser

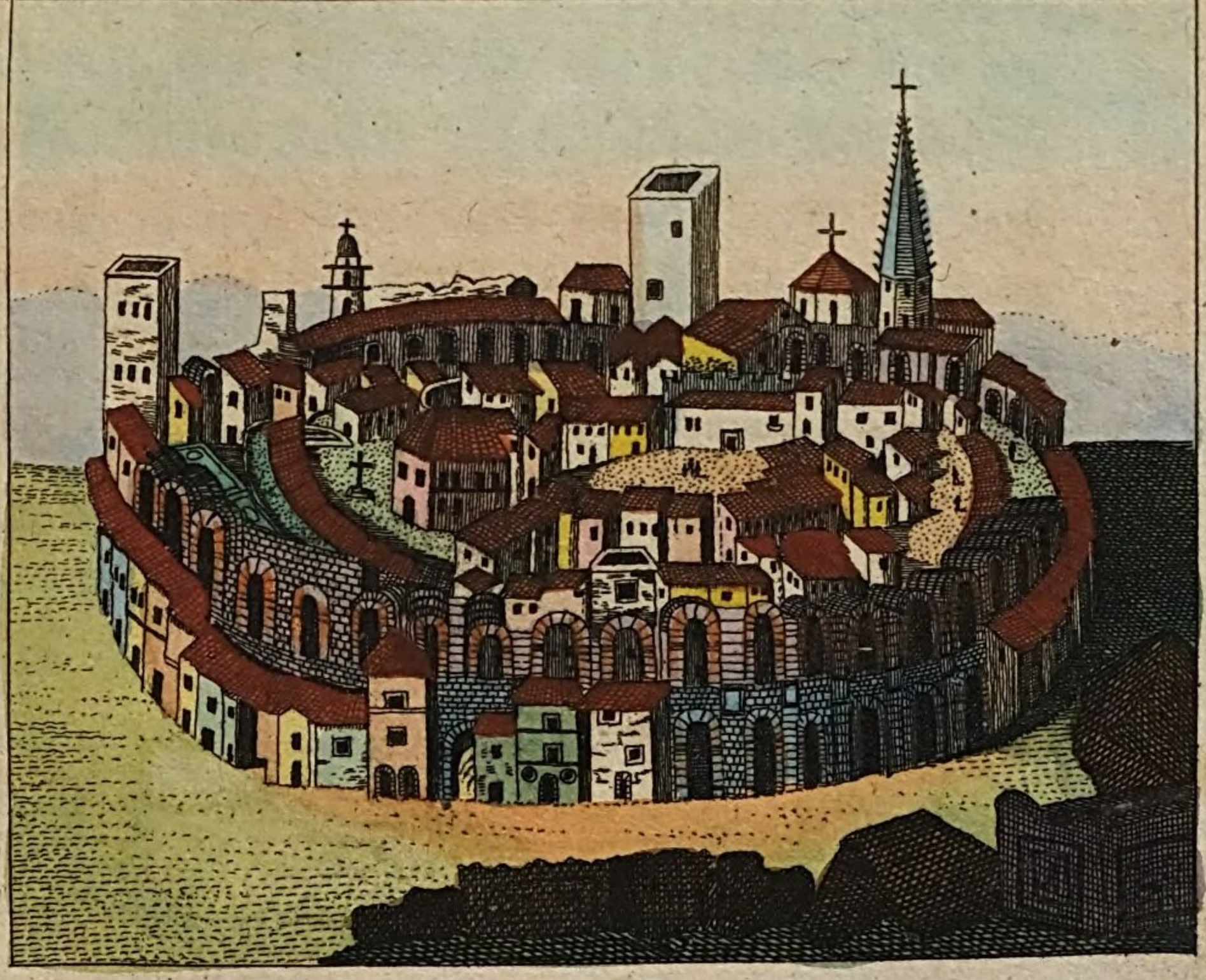
Carl des Fünften zu schützen. In dem Jahre 1597 ward noch eine andere kleine Burg auf der Insel erbaut, die noch jetzt mit einigen Invaliden besetzt wird. Gewöhnlich sind es vier Gemeine und ein Korporal. Ein solcher Burgkommandant verlohr den Verstand, und hielt sich in seinem Wahn für den König der Insel. Seine Untergebenen wollten ihn nicht dafür erkennen, er suchte daher durch List zu erhalten, was er durch Vorstellungen nicht erlangen konnte. Die Mannschaft ward von ihm ausgesandt, Lebensmittel herbey zu holen, aber indeß verriegelte der König seine Burg, schoß nach den Landenden, und drohte jedem den Tod, der sich ihm nähern würde. Man belachte eine Zeitlang die Thorheiten des Einsamen; erfüllte er ja allein den Dienst von fünf Mann; niemand störte ihn, allein als er endlich den Fischern lästig und sogar gefährlich ward, die er durch Schüsse zwang, anzulanden und ihm Lebensmittel zu bringen, so mußte sein Reich zerstört werden. Zwey entschlossene Leute unternahmen seine Entthronung. Sie näherten sich der Insel mit einer weißen Flagge. Der König fragte von der Burg herab, wer sie seyen? Für Flüchtlinge aus Marseille gaben sie sich aus, die durch Ungerechtigkeiten genöthigt worden, die Stadt zu verlassen, und in seine Staaten zu fliehen.

Der neue Inselfürst, den vielleicht die Einsamkeit und die sorgfältige Bewachung seines Landes ermüden mogte, sah mit Vergnügen Unterthanen ankommen, die jene Sorge mit ihm theilen konnten. Er kam herab an das Gestade, ließ die Leute landen; allein sie bemächtigten sich sogleich seiner Majestät, und führten ihn in das

Nro. 15.

J. C. Brock sc.

Nro. 16.



Lubeck

Irrenhaus, wo er endlich starb, von der Meinung, er sey ein Souverän, welchen Cabale vom Thron gestoßen habe, bis an sein Ende verfolgt und Tag und Nacht beunruhigt.

Elysium auf Erden; aber die Menschen?

Nro. 15.

Es ist die Gegend von Hyeres in dem französischen Departement von Var, welche jene erste Benennung verdient, und auf welche leider auch der weitere Zusatz paßt. Beydes wird durch das neueste Zeugniß des französischen Gelehrten Millin bestätiget, welcher sie vor kurzem durchreiste. Wer sich von dem Meere her dieser köstlichen Gegend nähert, wird von ihrem lachenden Anblick hingerissen; er wandelt durch ein Thal, worin Feigenbäume und Oliven einheimisch sind, und wo, ihm zur Seite, ein Bach bald sanft hinschleicht, bald rascher über den Rand von kleinen Felsen hüpft, überall Fruchtbarkeit vermehrend, überall das Ganze verschönernd. Selbst der Fels empfindet die erweiterte Zeugungskraft eines milden Himmelsstriches; zwischen jeder Felsenritze drängt sich der Lorbeer hervor, der Oleander findet Gedeihen und trägt wucherlich Blüthen auf kahlem Gestein. Die schönsten Pflanzen beugen sich vor den Tritten des Wandelnden.

Zur Linken bleibt ihm ein sanfter Hügel, rechts öffnet sich die Ebene, worin die kleine Stadt Hyeres liegt;

das Auge schwelgt ohne Unterbrechung in den kostbaren Umgebungen, denen der Bewohner den Beynamen des Paradieses schuldig zu seyn glaubt. Die Stadt selbst kann den Fremdling nicht festhalten; sie lehnt sich theils an den sanften Abhang eines Hügels, theils verbreitet sie sich mit ihrem schöneren, neueren Theile, in der Ebene, welche von amphitheatralisch geordneten Hügeln gegen rauhe Winde beschirmt wird. Angezogen vom Weiten schon eilt der Neugierige hinaus in die berühmten Gärten und Landwohnungen außerhalb der Stadt; am würdigsten seines Ruhmes findet er den Garten des Herrn Fille. Der Lustwandel darin bleibt jedem unvergeßlich. Das Landhaus lockt nicht durch Kostbarkeiten und Pracht, aber desto mehr durch Zierlichkeit, und guten Baugeschmack, es ist von einem Parterre umgeben, worauf Tausende von Blumen ihren Farbenglanz verbreiten, ihre Wohlgerüche verdüften. Die Menge von Tuberosen, Cassien, Jasmin aus Goa, welche hier in schwesterlichem Verein mit hundert andern, eben so düftereichen, blühen, veredeln die Luft. Die Wundergärten des Alcinous, die Gärten der Zauberin Armida, bey deren Schilderung sich das fruchtbare Genie eines Ariost und Tasso erschöpft; Gärten, die seit Jahrhunderten so manchem Dichter, außer den genannten, einen Preisgesang ablockten, — unsre erhitzte Einbildungskraft mag sie uns noch so schön vormalen, — sind augenblicklich ausgetilgt bey dem Anblick dieses Gartens zu Hyeres.

Dieß sind Worte eines Mannes, der nicht schwärmt, und doch muß er gestehen, der überraschte Wanderer wähne, nicht mehr dieser Erde anzugehören, sondern sich

in den lachenden Hainen einer bessern, künftigen Welt zu ergehen, wo dem Tugendhaften ewig unwandelbares Glück bereitet ist. Welcher Lusthain, voll indischer Ueppigkeit! Bäume drängen sich dort so nahe an einander, daß man nicht zwischen ihnen hindurch kommen könnte, schlängelten sich nicht eigene Pfade durch das sanfte Halbdunkel der Schatten hin. Achtzehntausend Orangenbäume, beladen mit Blüthen und Früchten, bieten einer zahllosen Schaar von Nachtigallen in ihrem dichten Blätterdache Raum zu Ansiedlungen; alle erheben Gesänge zu gleicher Zeit; ihr Chorlied gilt dem Preise des Schöpfers, dessen Wohlthaten sie diese balsamischen Schatten verdanken. Andere Vögel, die sich mit jenen in den Aufenthalt der Lust und Freude theilen, stimmen dem Concerte bey. Alles lebt hier, alles freut sich, und nirgends ist das Bienenvolk ämsiger, Beute zu machen als hier in des Haines Wipfeln, der so reich an Stoff für die Honigbereitung ist.

Von den Bergen herab rieseln Bäche diesem schönen Garten zu; des Pflanzers fleißige Hand leitet davon den täglichen Wasserbedarf für die Pflanzungen in alle Theile des Gartens; der Boden wird überdieß alljährlich dreymal aufgelockert. Der Pflanzer duldet nicht, daß die Aeste der Bäume sich allzu sehr verbreiten, denn sie tragen desto reichlicher, wenn darin Beschränkung statt findet.

Der Lustwandelnde sieht hier dieselben Bäume mit Blüthen prangen, in welchen er die Fülle von theils erst ansetzenden, theils reifenden und reifen Früchten bewundert. Welche Mannichfaltigkeit entsteht aus dieser Mi-

schung glänzend weißer Blüthenfarbe mit dem Gold der Fruchtschaale, die ihre verschiedenen Grade der Reife durch höhere oder schwächere Schattierungen bezeichnet; und wie hebt sich dieses Farbenspiel in dem lustigen, saftigen Grün des Laubes, dem eine besorgte Hand Firniß aufgelegt zu haben scheint! Aber nicht die Orange allein ist hier einheimisch; man findet große Verschiedenheit an Citronen, Pomeranzen, Cedraten, Bergamoten, Granatäpfeln, deren Hain mit einer Pflanzung der edelsten Arten von Kern- und Steinobst abwechselt. Auch ihre Kraft ist so wucherlich wirksam, daß die Aeste unter der Fruchtlast zu brechen drohen.

Dieser elysische Garten reizt nicht nur das Auge, ist nicht nur für das Vergnügen und die Bedürfnisse seines Besitzers und dessen Familie hinreichend; seine Erzeugnisse nützen auch vielen andern, seine Früchte werden weit in das Ausland verführt. Lyon verbraucht am meisten davon. Hundert Orangen kosten bey dem Eigenthümer des Gartens ungefähr sechs Sous, und doch steigt der Obstertrag dieses Grundstücks in gemeinen Jahren auf 24,000 Franken (sechstausend sächsische Thaler). Früchte, die weit versendet werden sollen, pflückt man vor dem Zeitpunkt der Reife ab, so bald sich an ihrer Schaale die ersten gelben Punkte zeigen; ungefähr nach 40 Tagen sind sie alsdann völlig reif und genießbar. Die Hauptobstlese in diesen Orangenhainen geschieht im Anfange des Herbstes; es werden Schiffe damit befrachtet; jede einzelne Frucht ist in Papier eingewickelt. Während des Winters muß die Versendung zu Lande geschehen, wegen Unsicherheit der Küstenfahrt.

Außer diesen kostbaren Fruchthainen erzeugt der fruchtbare Boden dieses Paradieses eine große Menge der schönsten Gemüsearten, die eine hohe Vollkommenheit erreichen. Der Besitzer eines nicht minder herrlichen Gartens neben dem erstbezeichneten, hat in einem Jahre für 1800 Franken Artischoken verkauft. In seinem Grundstücke gedeihen sogar Palmen und bringen Datteln zur Reife.

Diese Fruchtbarkeit des Bodens; dieses üppige Gedeihen der edelsten Früchte; das nahe Meer; die schönen Hügel, die sich nur wenig, in mancherley Ausbiegungen von dem Gestade zurückziehen, verherrlichen diese Gegend. Zwar in den Sommermonaten ist die Luft zu heiß, nahe Sümpfe hauchen Dünste aus, welche der Gesundheit schaden; aber wie vorzüglich rein ist dagegen die Luft in den übrigen Jahreszeiten! Der Bewohner empfindet ganz ihre Heilsamkeit; der Gesunde erstarkt; dem Kränkelnden kehrt Gesundheit schöner zurück; der Kranke sieht seine Leiden wenigstens gelindert, wenn sie durch den Einfluß des herrlichsten Himmelsstriches nicht ganz gehoben werden können. Selten ist auch nur eine Ahndung von dem, was wir Winter nennen, dort zu empfinden; wenn wir uns durch Pelz und Muff kaum gegen den Andrang der Kälte schützen können, wohnt bey Hyeres fortwährender Frühling. —

Wer sollte nicht in jenen Gegenden die herrlichsten Menschen erwarten?

Zwar den Stadtbewohner in Hyeres hat der häufige Umgang mit Fremden, die dort den Winter verbringen, und für ihr Geld Vergnügen kaufen, geschmeidig ge-

macht; er nützt diese bestmöglichst, und schmiegt sich allen Launen des Ausländers, der ihm Geld beut, aus Eigennutz an. Aber nicht so sanft ist der Landmann, welcher jene Gegenden näher oder entfernter bewohnt; er paßt schlecht zu dem Lande, das nur zur Lust geschaffen zu seyn scheint. Der nämliche Beobachter, dessen Pinselzügen ich bey der Schilderung jenes Paradieses gefolgt bin, hat gewiß auch das Gemälde der Hölle, die in dem Gemüthe der Landleute ihren Sitz haben muß, nicht zu grell geschildert. Sein Gemälde ist erschütternd. Der Landmann in jener Gegend gehört in die Reihe der schlechtesten; traut ihm nicht, er mag noch so viel versprechen. Fragt ihr nach dem Wege, ihr bleibt entweder ohne Antwort, oder er leitet euch irre; gebt wohl acht, daß an eurem Reisezeug nichts Schaden leide; ihr dürft keine Hülfe von dem Landmann erwarten; eure Verlegenheit belustigt ihn, bey eurer Gefahr geht er kalt vorüber. Hüte sich jeder Reisende, eine Traube abzupflücken, er hat von Glück zu sagen, wenn er sich nicht durch Stockschläge, oder gar durch einen Flintenschuß von dem Gutsbesitzer bestraft sieht. Das Geschrey dieser Leute gleicht dem Brüllen des Tigers, ihre Lebhaftigkeit äußert sich wie Wuth. Um die nichtigsten Kleinigkeiten erheben sie Streit, brechen in Schimpfreden aus, greifen zum Stock, zu Steinen, zu Messern. Tödtliche Verwundungen sind häufig. Wer in der Wuth des Streites den andern niederstreckt, denkt nur daran, wie er sein Verbrechen verberge; er läßt den Verwundeten hülfelos liegen; bisweilen wendet er noch einige Messerstiche mehr daran, ihn zu tödten. Nun flieht er, lagert sich in

Wäldern und Einöden, in der Nähe der Landstraßen, wird Straßenräuber, Mörder, und liefert den Banden, die bisweilen, der obrigkeitlichen Wachsamkeit ungeachtet, die Wege im südlichen Frankreich unsicher machen, einen neuen Zögling, und bald der ohnehin großen Gesellschaft von Galeerensklaven in Toulon ein neues Mitglied.

Der Krüppelstaat.

Das Auge zu schonen, welches, gewöhnt, sich nur an schönen Formen zu ergötzen, von dem Anblick einer ganzen Versammlung im höchsten Grade körperlich verkrüppelter Menschen mit Abscheu sich hinwegwenden müßte, habe ich dieser Aufschrift keine Abbildung beygefügt; aber wörtliche Schilderung dieser statistischen Merkwürdigkeit aus früherer Zeit wird jene Rüge nicht zu fürchten haben, und kann als ein trauriges Belege dienen, wie verächtlich sich der Mensch mache, wenn Eigennutz ihn ganz ergreift, ihn niederbeugt bis zu der untersten Stufe der Kreatur, und wie er sein ganzes Wesen schände aus Gewinnsucht.

Leicht erinnern sich meine Leser einer altindischen Sage von jenem Lande ohne Nahmen, das, nur von Mißgestalten bewohnt, einst ein Fremdling besucht habe, an dessen Aeußerem der Abglanz des Göttlichen in herrlicher Schönheit sich kund machte.

Um ihn her sammelte sich die Menge, höhnte ihn, mißhandelte den Mann, dessen Gestalt von den traurigen Mißgestalten für das häßlichste erklärt wurde, was

sie je gesehen hätten. Vielleicht wäre der schöne Mann gemordet worden, wenn nicht ein Philosoph unter dieser Schaar sich seiner angenommen hätte. „Laßt ihn, sprach er, im Frieden ziehen, und hebt dankbare Hände gen Himmel, der eure Gestalt verherrlicht, weit über diesen Armen erhoben, und eure Rücken mit einem schönen fleischigen Gebirge bedeckt hat!" — So jene alte Sage; aber die Geschichte von Ungern stellt ein Beyspiel auf, das sie bestätiget, und das Mährchen in Wirklichkeit verwandelt.

In der Sarander Gespannschaft war noch in dem Jahre 1536 ein Dorf, Nahmens Schima'nd, vorhanden, worin nur Lahme, Hinkende, Klumpfüßige, Buckliche, wohnten, und, was das Aergste war, nur allein wohnen durften. Dergleichen Gebrechen allein waren Dokumente und Eigenschaften, welche jeden, der hier sich niederlassen wollte, zur Ansiedlung berechtigten. Fehlten ihm diese, so war für ihn durchaus kein Unterkommen. An Arbeit dachte niemand in dieser seltsamen Republik; das Dorf stand den größten Theil im Jahre ziemlich leer, denn die Bewohner durchzogen das Land nach allen Richtungen, und besteuerten auf allen Jahrmärkten, Kirchfesten, bey allen öffentlichen und Privatfeyerlichkeiten die Geldbeutel mitleidiger Seelen. Beladen mit Geschenken kehrten sie heim, und verpraßten die Gaben so schnell wie möglich; denn ihrem Acker fehlte reichliche Erndte niemals. Ein krüppliches Kind war der Aeltern größte Freude, und sonderte die milde Natur ein neugebohrnes Kind durch besseres Gepräge von jenen Mißgestalten, die in der Gemeinde in so hohem Werthe standen, so meisterten die grausamen Aeltern diesen Fehl-

griff dadurch, daß sie das Kind absichtlich auf das abscheulichste verkrüppelten. Diese Schreckensgemeinde hatte sich eine eigne Sprache ersonnen, welche man in Ungern die Sprache der Blinden hieß, und der Staat selbst begünstigte lange Zeit jene schnöde Verbrüderung durch völlige Befreyung aller Einwohner des Dorfes von allen Abgaben.

Bald nach 1536 muß dem Unfuge gesteuert, und das Nest gesäubert worden seyn; denn spätere Geschichtschreiber Ungerns erwähnen dieser abscheulichen Menschen nicht mehr.

Der Rotlands Thurm. (La Tour Rotland.)

Nro. 16.

Ein Theil von den Trümmern des alten römischen Theaters zu Arles, heißt jetzt der Rotlands Thurm. Noch steht der Mauerumkreis jenes alten Prachtgebäudes; seine Festigkeit hat neuere Ansiedler gelockt, ihren kleinlichen Häuserchen diesen Rückenhalt zu geben, und andere haben den innern Theaterraum mit größeren und kleineren Wohnungen erfüllt, so, daß jetzt nur da und dort die Grundlage jenes ungeheuren Gebäudes sichtbar wird, an welcher sich einzelne Stellen mit der ehemaligen Verzierung unversehrt erhalten haben. Der Anblick ist seltsam; Dürftigkeit und Bedürfniß haben sich höchst spärlich in einen Platz getheilt, den sonst Pracht und Verschwendung auszeichneten; wo jetzt die entarteten Nach-

kommen sich wie unter einen Schirm verkriechen, jeder gern sein Nest anflickt, wie die Schwalbe an unsre Häuser; da war sonst weiter, offner, reiner Raum; Sitze erhoben sich Reihenweise über einander für viele Tausend Menschen; da wurden die Meisterwerke der Schauspieldichter Roms bewundert; da hallte der Freudenruf entzückter Zuschauer von allen Seiten wieder. Zweytausend Jahre vermögen viel, sehr viel zu ändern. Kaum ist der Antheil, den der jetzige Rotlands Thurm an dem großen Gebäude hatte, noch mit Gewißheit zu bestimmen. Auch an der ganzen Umgebung hat die mächtige Zeit schwinge große Umwandlungen bewirkt. Nahe dabey tritt der Beobachter, dem hier der reichste Stoff zum Nachdenken sich darbeut, in eine ziemlich ausgedehnte Ebene, in welcher Schwermuth den Geist unwillkührlich ergreift. Er sieht weit hin diese Ebene mit Trümmern alter Grabdenkmäler übersäet. Es war hier das heilig gehaltene Todtenfeld, wo großen, festen, künstlich ausgehöhlten, und bedeckten Steinmassen die Aschenkrüge der theuren Vorangegangenen fromm anvertraut wurden, und die Kunst des Meissels sich glücklich übte zur Verherrlichung des Andenkens an jene.

Aber, welch ein Anblick! Mir schaudert, indem ich davon schriftlich berichte. Diese achtbaren Ueberreste — sie liegen so über einander hingeworfen, als hätte die Natur ihre gewaltigen Kräfte an dieser Gegend erprobt; als wären Erdbeben auf Erdbeben gefolgt, deren Rüttlungen auch die stärkste menschliche Arbeit nicht hätte widerstehen können. Und doch — Menschen selbst haben diese Verwüstung angerichtet; Eigennutz hat ihnen Kräfte

verliehen, die sonst der schwachen Hand fehlen. Räuber haben die schönen Gebilde des Alterthums in Stücke zerschlagen, und die Sarkophage aufgesprengt, um Schätze darin zu suchen, die sie nicht enthielten. Einige Urnen von Thon oder Glas; einige Lampen und Thränengefäße, das waren Kostbarkeiten, welche ihre Habsucht fand. Getäuschte Erwartung hieß sie nun ihren Unwillen an dem Stein auslassen. Da blieb nichts verschont, und gewaltsam wurde alles umgekehrt. Nur wo die allzugroße Masse einzelner Sarkophage diesen Wütherichen widerstand, da blieben sie auf ihrer alten Stelle. Viele auch wurden zu anderem Gebrauche hinweggeschleppt — einst von trauernden Gatten, von trostlosen Kindern und Aeltern, von zärtlichen Brüdern und Freunden der bleibenden Erinnerung an den erlittenen Verlust geheiligt, schuf man die ausgeplünderten Sarkophage in Wein-, Wasser-, Oelbehälter um, brauchte sie als Waschtröge und zur Salpeterbereitung. Ihres Zwecks uneingedenk, stellte man viele in Küchen und Kellern und an schmutzigen Orten auf, bis einzelne von Kunstliebhabern entdeckt, und wegen ihrer schönen Kunstarbeiten in Museen aufgestellt wurden, deren Zierden sie sind.

König Karl IX. und Catharina von Medicis ließen, als sie in Arles waren, aus diesem ehrwürdigen Platze acht prächtige Säulen von Porphyr und mehrere sehr schöne und wohlerhaltene Denkmale wegnehmen, um sie in Paris aufzustellen; ein Schiff sollte sie dahin bringen; aber bey der Brücke St. Esprit, wo die Rhonefahrt vielen Gefahren ausgesetzt ist, scheiterte das Schiff, und die

Rhone verwahrt noch in ihrem verborgenen Schooße jene kostbaren Trümmer aus dem hohen Alterthum.

Nahe bey diesem Todtenfelde sieht der Wanderer eine kleine christliche Kapelle, die ihm durch ihren Stifter ehrwürdig werden muß. Es war Wilhelm von Porcellets, als Mensch, als Held gleich achtenswerth, der Gefährte König Richards von England, den sein Zeitalter mit Recht Löwenherz nannte. Porcellets Mitherr von Arles, Baron von Provence, focht' unter Richards Fahne gegen die Sarazenen, und rettete einst dem Könige das Leben. Zu kühn vordringend, war Richard in einen Hinterhalt gefallen; ohne Porcellets war er verlohren. Der lenkte durch den lauten Zuruf: ich bin der König! die Sarazenen von jenem ab. Richard entkam; der wackere Provenzale wurde schwer verwundet gefangen. Sultan Saladin, der Freund muthiger Männer und preiswürdiger Thaten, behandelte seinen Gefangenen mit großer Auszeichnung, und Richard gab zehn der reichsten und mächtigsten Sarazenenanführer zur Lösung seines Retters. Der Nahme dieses Edlen erlangte so geltenden Werth in dem Orient, daß, wenn Sultane Verträge mit christlichen Anführern schlossen, das Ehrenwort eines von den Porcellets statt aller Bürgschaft genügte.

Bitte und Gewährung, beyde gleich schrecklich.

Die Geschichtsbücher von Ungern bewahren mehrere Züge von hohem Muth, und mehr als männlicher Entschlossenheit, welche ungerische Frauen und Mädchen in

trüben Tagen der Noth, in schrecklichen Augenblicken höchster Gefahr bewiesen haben. Keiner von den schwächsten ist der, welchen ich hier aufstelle.

Wenn in Ungern harter Ereignisse erwähnt wird, bleibt die unglückliche Schlacht gegen die Osmanen bey Mohatsch unvergessen. Einen großen Theil der Blüthe ungerischer Nation hatte diese Schlacht aufgerieben; der Ueberrest floh. Die Hauptstadt des Landes, Ofen, ward verlassen von ihren Bewohnern, und Sultan Soliman glaubte die Flucht der Einwohner nicht härter bestrafen zu können, als wenn er ihre Wohnungen in Schutthaufen verwandelte. Ofen loderte in Flammen auf, und das Osmanen-Heer durchstreifte das Land, nach Blut dürstend, nach Beute lüstern. In dem Gebirge Wertesch, zwischen Ofen und Gran, glaubten sich die Flüchtlinge sicher, und sammelten sich besonders zahlreich in dem Dorfe Maroth; Edelleute, Bauern, Bürger, Knechte und Freye, mit Frauen und Kindern. Ein Theil der Soldaten, die aus der Schlacht entkommen waren, Vornehme und Geringe, fand auch den Weg in dieses abgelegene Dorf. Die Osmanen eilten nach. Zwey Tage lang wehrten sich die wackern Ungern, Verzweifelten ähnlich, am dritten Tage gelang den Türken ein allgemeiner Angriff, der mit so viel Wuth ausgeführt wurde, daß nur wenige Christen sich retten konnten.

Unter diesen wenigen war Dobozy; seine Gattin schwingt sich hinter ihm auf das Pferd, und im Hui sind sie von dannen. Aber nicht unbemerkt. Die Türken folgen, holen die Fliehenden ein. Das Pferd ermattet bald, und vermag nicht weit mehr beyde zu tra-

gen. „Setze mich ab, spricht die Frau, damit du dein Leben retten mögest; aber eine Bitte gewähre mir, den Tod von deiner Hand, damit ich nicht der Türken Sklavin werden müsse.“ Der Mann antwortet: fasse Muth, habe Vertrauen; Gott rettet uns beyde. — Sie strengen die letzte Kraft an; aber näher kommen die Feinde, matter wird des Pferdes Lauf. Die Frau fleht inniger, zärtlicher; als die Osmanen sie eingeholt haben, und schon mit ihren Schwerdern erreichen, springt sie vom Pferd, und beschwört den Gatten, ihr den Tod zu geben. Dobozy wendet sich schnell, und mit einem Streiche ist die Geliebte nicht mehr. Wüthend dringt er auf die Schaar der Feinde ein; Verzweiflung macht ihn zum Löwen; aber der Menge erliegt er bald, und todt sinkt er unter Leichen hin!

La Case, mit dem Beynamen Dian Pusse, Fürst von Madagaskar,

merkwürdiger Heldencharakter aus dem 17ten Jahrhundert.

Schon vor der Mitte des 17ten Jahrhunderts hatte die indische Handelsgesellschaft in Frankreich, unter der thätigsten Mitwirkung des Königes, eine Niederlassung auf Madagaskar begründet, und zu der Sicherheit ihrer neuen Pflanzung mit großem Kostenaufwande, das Fort Dauphin erbaut. Ein Erdstrich, wie ihn diese Insel bot, unter dem 12ten bis 20ten Grade südlicher Breite, von mehr als 10000 geographischen Quadratmeilen Flächenraumes, reich an Viehheerden, an edlen und nutzbaren Metallen und Steinen, an herrlichen Früchten, an Reis, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Tabak, an köstlichen Färbestoffen aus der mannichfaltigsten Pflanzenwelt, bewohnt von drey bis vier Millionen Schwarzen, rasch und kräftig, voll gutmüthiger Zutraulichkeit, biegsam, leichtgläubig; ein solcher Erdstrich, den, einige trübe, regnerische Monate ausgenommen, das ganze Jahr hindurch Frühlings-Anmuth, im Verein mit Sommer- und Herbstnutzungen, schmücken, mußte den europäischen Handelsgeist reizen, und die Aussicht auf den Besitz eines so bedeutenden Inselgebietes war wohl

fähig, Opfer zu rechtfertigen, welche daran gewagt wurden, hier festen Fuß zu fassen.

Aber mit dem Handelsgeiste zog auch der üppige Auswuchs einer schönen achtbaren Familie, deren eigentliches, ehrenvolles Grundbestreben ist, die Menschheit auf der ganzen Erde durch ein mildes, allgemein wohlthätiges Band in eins zu verflechten, gegenseitigen Bedürfnissen abzuhelfen, und Bequemlichkeit und Wohlstand zu fördern, der unächte Sprosse dieses trefflichen Stammes, die Gewinnsucht, zog zugleich mit auf der Insel ein. Selten fehlen Trug, und Tücke, und Tyranney unter dem Gefolge, das mit ihr kömmt; sie erniedrigt Menschen zu Sclaven; freye friedliche Landbewohner zu Frohnknechten, deren mühseliges Tagewerk die Kassen der Fremdlinge mit Reichthümern füllen soll. Fast bey allen Ansiedlungen der Europäer unter fremden Zonen ist es so gewesen, und auch auf Madagaskar war es so. Die Madegassen sahen bald ein, daß sie von den näheren Verbindungen mit den weißen Menschen, welchen Blitz und Donner gehorchten, und die aus weiter Ferne tödteten, ohne des Bogens und der Lanze zu bedürfen, wenig Zuwachs an Glück zu erwarten hätten; aber bald auch sahen die Klügeren unter ihnen, wie klein und schwach diese Mächtigen durch Neid und Scheelsucht wurden; sie wendeten verächtliche Blicke auf die Fremdlinge. Ihr Unwille gieng endlich in Haß über, der nicht selten blutige Scenen veranlaßte.

In dem Jahre 1655 brannte Fort Dauphin ab, aber selbst die Kette von Unglücksfällen, welche sich um

die noch frische Pflanzung herzog, schreckte doch die Unternehmer nicht von neuen Versuchen ab, und schon in dem Jahre 1663 hob sich das neue Fort aus der Asche des alten.

Unter mehreren französischen Soldaten, welche dem damaligen Gouverneur des Forts Dauphin, Chamargon, anvertraut waren, befand sich ein sehr entschlossener Mann, von der Natur mit Fülle der Kraft ausgerüstet, die ihn zum Gebieter über andere bestimmt zu haben schien; jung, schön, feurig, voll Muth. In seinem Vaterlande hieß er le Bacher, und war aus Rochelle gebürtig. Der Geist der Unruhe war sein Gefährte im Jugendleben, und von einem Abentheuer dem andern gleichsam zugeschoben, wählte er endlich unter verändertem Nahmen la Case den Soldatenstand in Indien zu seiner weiteren Laufbahn, und wurde auf Madagaskar ausgeschifft. Eben damals hatte das Elend der französischen Pflanzung auf der Insel einen sehr hohen Grad erreicht; es fehlte in dem Fort Dauphin an allem, und am meisten an der Achtung der Landeseingebohrnen, deren Vertrauen gänzlich verscherzt war. Sie versagten Zufuhr von Lebensmitteln, und die Kräfte der Colonisten waren zu sehr geschwächt, als daß sie sich diese mit Gewalt hätten ertrotzen können. Ein entschlossener Angriff würde die kostbaren Hoffnungen der Fremdlinge wieder gänzlich vernichtet haben. Aber eben so fehlte auch in dem Fort nur ein einziger wirklich bedeutender, muthvoller Mann, der die gesunkene Kraft der europäischen Ansiedler wieder zu beleben, ihr anerkanntes Uebergewicht über jene fast nackenden Haldwilden wieder gel-

tend zu machen, verstand. Ein solcher Mann war la Case; als Retter erschien er der französischen Colonie auf Madagaskar.

Der Gouverneur wußte den Diensteifer des jungen Mannes bald in Thätigkeit zu setzen, und seine Kraft zu nützen. Mit Freude übernahm la Case als Führer einer kleinen Anzahl von Franzosen den Auftrag, den nördlich von dem Gebiete der Matatanen gelegenen Theil der Insel zu erkundschaften. Nicht Freunde waren es, die ihm auf dieser beschwerdevollen Wanderung aufstoßen mußten, er fand Feinde, die ihm die Wege streitig machten, griff sie an hier und dort, und schlug sie überall. Vor ihm her erhob sich der Ruf; die Madegassen mochten schon geglaubt haben, die Fremden aus Europa hätten zu siegen verlernt; sie erfuhren jetzt, daß dieser Glaube sie täusche, und bewunderten zugleich die Einsicht und Mäßigung, womit der neue Held seine erfochtenen Vortheile verfolgte, und seine kleine, durch ihn muthig gewordene Schaar in das Fort zurückführte. Lebensmittel aller Art in großer Menge waren Ausbeuten dieses Zuges.

La Case konnte mit Recht auszeichnende Belohnungen für die Vollständigkeit, womit er diesen Auftrag ausgeführt hatte, von dem Gouverneur des Forts erwarten; allein statt derselben erlangten seine Thaten kaum den Beyfall dieses Vorgesetzten, der bald anfieng, eifersüchtig auf den Ruhm seines Untergebenen zu werden. Benutzen wollte er diesen Mann voll Thatendrang, ohne ihn höher zu stellen, und sich alle Vortheile zu eigen machen, welche ihm aus dem Verhältniß

des Befehlenden und Gehorchenden, worin er mit la Case stand, erwachsen mußten, ohne mit diesem zu theilen. La Case wurde auf neue Züge von größerer Wichtigkeit und Beschwerde ausgesendet, kehrte siegreich zurück, und ward wieder vergessen, wenn von Belohnung oder Beförderung die Rede werden wollte. So viel Undank ertrug dieser Mann nicht, der es wohl fühlen mogte, wie nothwendig er dem Gouverneur, und der ganzen Colonie geworden sey; er sann auf Mittel, sich selbst die Genugthuung zu verschaffen, die man ihm versagte. Ich will den Weg nicht gut heißen, den er gieng, die That nicht vertheidigen, wodurch er sich Unabhängigkeit erwarb; allein in seinem lebhaften, glutvollen Geiste, der voran will, weiter strebt, sich überall gehemmt sieht, sich gegen Fesseln sträubt; in diesem Geiste, der für die kleinlichen Nebenplane der Kabale und des Neides nicht empfänglich war, und sobald er sie deutlich erkannte, den Ort fliehen zu müssen glaubte, wo jene Herberge hatten; in diesem Geiste finde ich Entschuldigungsgründe seiner Handlung. Das Fort Dauphin bald zu verlassen, war jetzt sein einziges Streben, dahin giengen alle seine geheimen Wünsche. Aber versuchen mußte er nochmals, ob der Gouverneur nicht bescheidenen Bitten Gehör gebe, ihm nicht den bedenklichen Schritt der Selbsthülfe ersparen wolle. Er that es, erinnerte den Gouverneur an seine gerechten Hoffnungen, deren Erfüllung nicht schwer war, denn er wollte seinen Landsleuten lieber, als dem fremden Inselvolke alles zu danken haben. Umsonst — nicht zum Befehlen, zum Gehorchen nur, sollte

er bestimmt bleiben. Daher wuchs sein Unwille von Tage zu Tage, und blieb bald einem der Fürsten eines großen Stammes der Madegassen, dem Beherrscher des Inselbezirkes Ambul, Dian Rassitat, nicht verborgen.

Dieser kluge, alte Mann schätzte die kriegerischen Verdienste des la Case, näherte sich ihm behutsam mit dem Antrage, sein Gebiet zu seinem Aufenthalte zu wählen, wo ihn die feindlichen Gesinnungen des Gouverneurs nicht erreichen würden, und wo das ganze Volk sich beeifern werde, ihm Ehre zu erweisen, und Glück zu bereiten. Der Antrag war schmeichelhaft, und la Case kannte den alten Dian Rassitat als Mann von Wort. Zwar schien er betroffen, aber schon sein Schweigen verrieth, wie angenehm ihm ein solcher Vorschlag seyn müsse. Jetzt erwog er alles genau, und der Entschluß kam bald zur Reife. Fünf von seinen vertrautesten Landsleuten, den kühnsten Gefährten seiner siegreichen Streifzüge auf der Insel, entdeckte er sein Vorhaben; sie stimmten sogleich bey, sie verschwuren sich ihm, als ihrem Führer auf Leben und Tod. Der Plan blieb geheim, Dian Rassitat erhielt das Jawort, Zeit und Ort wurden verabredet, und bewaffnet entflohen diese fünf Männer, la Case an ihrer Spitze aus Fort Dauphin.

Nacht begünstigte die Flucht; Dian Rassitat empfieng sie an der verabredeten Stelle, und führte sie wie im Triumphe in sein Land. Dieser von seinem Stamm sehr geliebte Fürst glaubte in dem Besitze der Freundschaft dieses Kriegers und seiner Gefährten eine Stütze der Wohlfahrt seines Volkes gefunden zu haben, und

gab sich alle Mühe diese Männer fest an sich zu binden. Ihn selbst drückte schon des Alters Schwäche, und sein Blick auf die Zukunft wurde erheitert, wenn der gefürchtete la Case an der Spitze der Bewohner von Ambul stehen und mit ihm die Leitung ihrer Angelegenheiten führen wollte. Der Bezirk von Ambul gehört zu den reichsten und fruchtbarsten des Inselandes und dehnt sich weit aus; die Volksmenge darin ist sehr beträchtlich. La Case gelobte seinem Freunde feste Anhänglichkeit, und ihr Bund erhielt bald unauflößliche Festigkeit.

Den Gouverneur Chamargon erfüllte die Nachricht von der Flucht des la Case und seiner fünf Gefährten mit Wuth; er ließ kein Mittel unversucht, die Flüchtlinge einzuhohlen, aber bey der Schwäche, worin sich Fort Dauphin damals befand, reichte sein Machtarm nicht weit. Fruchtlos blieben seine Anstrengungen. Er gieng weiter, verurtheilte die Entflohenen, die seiner Drohungen lachten, und bestimmte einen großen Preis für den, der ihm ihre Köpfe, einen noch größeren für den, der sie selbst gefangen überliefern würde.

Zwar la Case, an der Spitze eines zahlreichen Volksstammes, dessen Achtung ihm sein Ruhm und die Freundschaft des Fürsten erwarb, dessen Liebe aber er selbst sich zu erwerben wußte, — was kümmerte sich der um jene unwirksamen Drohungen; er blieb ganz ruhig; aber auf die Madegassen machten sie einen Eindruck, den der Drohende nicht erwartet hatte, und dessen Folgen für ihn sehr bedenklich waren. Die Sache des la Case wurde als Angelegenheit des ganzen Volkes betrachtet, und die Oberhäupter der dem Fort Dauphin

zunächst wohnenden Stämme wurden erbittert durch jene drohenden Bekanntmachungen, Aufhetzungen und Preisverheissungen, welche das Leben eines Mannes, dem sie ihre ganze Theilnahme gewidmet hatten, den Angriffen von Meuchelmördern bloß stellten. Sie verlangten Zurücknahme jener Drohungen, und da Chamargon dieses Begehren schnöde von sich wieß, so verbanden sich alle, seinen Zorn dadurch zu entwaffnen, daß sie keine Lebensmittel nach dem Fort Dauphin brächten. Ein allgemeines Verbot an ihre Unterthanen bewirkte bald, daß der Markt im Fort unbesucht blieb, die dortigen Vorräthe sich erschöpften, und Hungersnoth die armen Bewohner bedrohte. La Case wäre gern den bedrängten Landsleuten zu Hülfe geeilt; aber noch durft' er nicht, noch war sein Ansehen unter den Schwarzen zu neu, als daß er sich anders als leidend verhalten konnte, und Chamargons Stolz war zu unbiegsam, als daß er hätte nachgeben und sich durch Aussöhnung mit la Case die Zuneigung des ganzen Volkes erkaufen können. Mangel führt Krankheiten herbey, und erschwert ihre Heilung; die Zahl der Leichen in dem Fort mehrte sich täglich, bis auf achtzig verminderte sich die Liste der Europäer in ihrer Besitzung, und diese achtzig — wie abgezehrt von Hunger und Beschwerden aller Art, abermals wie nahe dem gänzlichen Untergang diese ganze, kostbare Niederlassung, wenn nicht noch zur höchsten Zeit ein Schiff aus dem Mutterlande angekommen wäre und der äussersten Noth abgeholfen hätte.

Ich muß meinen Lesern die Hauptperson meiner Erzählung wieder näher bringen, unsern la Case, dessen

Schicksal sich immer enger mit der schwarzen Familie verwebte, von welcher er als Mitglied aufgenommen worden war. Dian-Nassitat hatte eine einzige Tochter, Dian-Nong, ein liebreitzendes, junges Mädchen, mit eben so viel Schönheit ausgeschmückt, als mit Verstand und Anmuth begabt, wenn wir uns anders von europäischen Schönheitsbegriffen auf einige Augenblicke trennen, und einen jugendlichen Körper von den schönsten Ebenmaßen, in der Fülle und Blüthe der Gesundheit und Reinheit, auch wenn er von schwarzer Farbe ist, dennoch schön, und theilnehmende Herzlichkeit, unverdorbene Natur, gutmüthige Gelehrigkeit, umgeben von allen Reitzen eines leichten Sinnes, angenehm finden wollen, wenn auch dem Wesen, das mit diesen Eigenschaften ausgestattet ist, keine weiße Haut zu Theil ward. Aber Dian-Nong verband mit aller Zierde afrikanischer Weiblichkeit noch ausgezeichneten, fast männlichen Muth, und reifen Verstand. Sie sah den Fremdling la Case, ihres Vaters Freund und Liebling, und fand ihn bald nicht nur ihrer Achtung, sondern auch ihrer Liebe würdig. Gleiche Neigungen machten beyde einander wehrt, la Case liebte die junge Schwarze auf das Innigste, und der alte Dian-Nassitat gab ihm seine Tochter zur Ehe; fester konnte er den Bund der Freundschaft nicht schließen.

Was hier der Romandichter nicht unbenutzt lassen würde, so manches Gemälde der Aeusserungen gegenseitiger Zärtlichkeiten, so manche Mondscheinscene der ersten Liebe, bleibt für den Geschichtschreiber ohne Wehrt, und hat für den Leser einer Geschichte kein Interesse; aber

Stoff genug zu einem sogenannten historischen Romane, in dramatischer Form, wie wir vor nicht langer Zeit mit mehreren heimgesucht worden sind, liegt in dem Schicksale des muthigen la Case. Dian-Nong war nun seine Gattin, und das Volk von Ambul bot ihm Titel und Rang an, zu welchen der Platz an der Seite der Fürstentochter berechtigte; la Case schlug es aus, seiner Gattin irgend ein Recht streitig zu machen, zu welchem sie durch ihre Geburt bestimmt war. Der alte Dian-Rassitat selbst wollte seine unbeschränkte Regentengewalt über die Stämme seines Gebiets noch vor seinem Ende auf ihn übertragen, aber la Case wieß den Antrag von sich. Als Dian-Rassitat starb, ward er wiederholt aufgefordert, sich von dem Volke von Ambul als Regent huldigen zu lassen; allein, da er es in der That war, so blieb ihm der Name gleichgültig; er wollte die Ansprüche seiner Gattin in nichts schmälern; diese wurde daher zur Regentin von Ambul erklärt, und la Case war der erste, der ihr als ihr eifrigster Unterthan huldigte. Verhindern konnte er nicht, daß nicht nur die Stämme, welchen Dian-Nong gebot, sondern auch das übrige Inselvolk überhaupt, sich darin vereinigten, ihn mit dem Ehrenbeynamen Dian-Pusse zu belegen, einem Namen, den ein Held der Vorzeit von Madagaskar geführt hatte, welcher einst die Insel eroberte, und indem er an jenen großen Sieger erinnerte, zugleich darauf deuten mogte, daß la Case nur wollen dürfe, um sich von vier Millionen Menschen eben so hoch gestellt zu sehen, als jener Held aus dem Alterthume stand. La Case fügte sich der ganzen Lebensweise der Madegassen so gut, daß

auch dadurch sein Ansehen täglich stieg, wenigstens sich täglich mehr befestigte, und die grenzenlose Liebe seiner Gattin, die er eben so herzlich erwiederte, ließ ihn Vaterland und Freunde vergessen, und machte ihm den neuen Wirkungskreis wohlgefällig.

In dem Fort Dauphin war Hülfe für den Augenblick aus Frankreich angekommen; ein braver Seeofficier aus Bretagne, Kerkadio, hatte sie hingeführt; aber er sah leicht ein, die allgemeine Noth werde bald und schrecklicher wiederkehren, wenn der Gouverneur Chamargon fortfahre, seinem Stolz und seiner Rachsucht, alles aufzuopfern. Er war klug genug, einzusehen, daß die Feindschaft des Gouverneurs gegen la Case aufhören müsse, wenn der Zustand der Colonie bleibend verbessert werden sollte. Daher sparte er nichts, was auf Chamargon einige Wirkung thun konnte. Er stellte ihm vor, la Case, durch seine Ehe mit Dian-Nong unumschränkter Herr nicht nur von der Provinz Ambul, sondern von ganz Madagaskar durch den Zusammenhang der einzelnen Stämme, könnte nicht mehr als sein Untergebener betrachtete werden; er wälzte ohne Schonung den größten Theil der Schuld, welche jenem zum Vorwurf gereichte, auf das schnöde Betragen des Gouverneurs gegen ihn, und in Wahrheit, was konnte wohl unglücklichere Folgen für die Franzosen auf der Insel Madagaskar haben, als der unsinnige Starrsinn des Anführers einer kränkelnden Colonie, wenn er darauf bestand, einen eben so mächtigen als geachteten Mann, der ihn und seine kleine, matte Kriegerschaar mit einem Worte vernichten konnte, wie einen Empörer und Ver-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

räther zu behandeln. Aber Chamargon konnte nicht Herr über seinen Zorn, und über sein Vorurtheil werden, und verwarf alle Vergleichsvorschläge des Kerkadio. Zu sehr von der Aechtheit seines Eifers für das Wohl der Colonie überzeugt, nahm dieser nun seine Zuflucht zu einem Freunde, einem Advocaten aus Frankreich, der mit ihm auf Madagaskar angekommen war, einem seltsamen Abentheurer, dessen geläufiger Zunge schon oft gelungen war, was ernste Vorstellungen und Gründe nicht zu erlangen vermogt hatten. Der Advocat übernahm es, den Gouverneur umzustimmen; er rechnete auf die Wirksamkeit einiger gewichtvollen Namen von Männern in Frankreich, auf deren Einfluß bey Hofe er sich stützen konnte. Ein solcher z. B. war der Marschall de la Meilleraye, ein geltender Mann am Hofe, und sein Beschützer. Mit diesen Waffen griff er den Gouverneur an. Es thut mir leid, sagte er unter andern, ihnen sagen zu müssen, der Marschall, dem ich von dem Unglück und von dem wahrscheinlichen Untergang unserer Colonie Nachricht geben muß, werde ihr Betragen sehr übel deuten. Chamargon stutzte bey diesen Worten, und der vorher so stolze, unbiegsame Mann, welcher dem Hunger und dem Tode getrotzt hatte, und die Ueberreste der Colonie seiner Rachsucht aufzuopfern gewillet gewesen war, wurde plötzlich besorgt und furchtsam. Ein bloßer Name hatte ihn in Schrecken gesetzt. Er ließ den Capitän Kerkadio wegen seiner vorigen Unbiegsamkeit um Verzeihung bitten, und machte es ihm recht zur Pflicht, ihn bald möglichst mit la Case auszusöhnen. Keine Genugthuung, die man fordern würde, schien

ihm jetzt zu groß. Kerkadio reiste hierauf mit dem Advocaten nach Ambul ab, und auch dort, an der Hofhaltung des Dian-Pusse und seiner jungen Gattin, giengen die Verhandlungen besser, als sie erwarten konnten. Sie fanden la Case im Schooße des häuslichen Glückes, über alles geliebt von allen, die ihn umgaben; sie sahen in ihm das ächte Bild eines Beherrschers aus dem frühern Alter der Welt, wo der, welcher gebietet, sich nur als den Vater einer großen Familie betrachtet, so richtet und sorgt, und lohnt und straft, wie es ein guter Vater thut, und der in dem Wohl des ganzen Hauses sein eignes sieht und sein volles Glück findet. Dian-Nong hatte dem Liebenden schon Vaterfreude gewährt, und dadurch noch fester das Band der Liebe geschlossen. Diese Schwarze muß ein feines Weib gewesen seyn, denn die Liebe ihres Gatten konnte sich fest und immer fester auf seine Hochachtung gegen sie stützen, welche sie mit jedem Jahre zu vermehren wußte. Wenn es la Case nicht bereute, das glänzende Elend der europäischen Heimath, und den Flitterkram der Convenienzen, womit uns die hochgetriebene Verfeinerung bekannt gemacht hat, von sich abgeschüttelt zu haben, so fand auch in seiner jetzigen glücklichen Lage die Pflanze des Wohlwollens selbst gegen seine Landsleute, die ihn verfolgten, desto mehr Nahrung; er fühlte sich zu gut für den Haß, zu groß für jeden Gedanken an Rache, und wartete nur auf Veranlassung, die ihm die Aussöhnung der Leute in dem Fort Dauphin mit dem Volke von Ambul und den Madegassen überhaupt möglich machte. Jetzt, als ihm Chamargon die Hand bot, konnte er für seine

bedrängten Landsleute sprechen, und jetzt, als ein wahrer Held, sprach er laut und wirksam für sie. Mit wenigen Worten war die ganze Feindschaft gesühnt, la Case gehörte ganz den Männern im Fort an, und eilte ihnen zu helfen, sobald er nur Erlaubniß dazu hatte.

La Case zeichnete die Gesandten des Gouverneurs auf die zuvorkommendste Weise aus, empfieng sie mit Achtung, hielt sie voll Liebe bey sich, und bot, was er nur aufbringen konnte, zur Unterstützung der Leidenden in dem Fort. Dian-Nong wetteiferte mit ihrem Gatten in Aeusserung der edelsten Gesinnungen. Wenn sonst glühender Durst nach Rache den Halbwilden jenes Himmelsstriches als großer Flecken anklebt, wenn sie besonders bey dem weiblichen Theile der schwarzen Menschen oft alle Grenzen überschreitet; diese edle Frau kostete es wenig den Feinden dessen zu vergeben, den sie auf der Welt für das theuerste Gut hielt. Diesen Allgeliebten ihr zu rauben, ihn blutend von ihrer Seite zu reissen, hatten jene die Dolche von Meuchelmördern besoldet, hatten sein Leben für Geld feilgeboten; aber dennoch vergab sie, und theilte treu die Sorgen ihres Gatten, um alles das herbey zu schaffen, was in dem Fort nöthig war. Der Abbe' Rochon sagt von ihr: jeder Franzose fühlte sich von der heroischen Größe dieser Frau gerührt, welche sich selbst so ganz zu beherrschen wußte, daß sie auch sogar das Andenken an die ihrem Mann zugefügten Beleidigungen in sich verwischte.

Die beyden Abgesandten des Gouverneurs erreichten die Absicht ihrer Sendung so ganz, daß la Case und seine Gattin sich für Freunde und Bundesgenossen der Franzo-

sen erklärten, ihnen gegen jeden Angriff beyzustehen versprachen, und den Transport von Lebensbedürfnissen, welcher aus dem Districte von Ambul dem Fort Dauphin zugeführt wurde, selbst begleiteten. Festlich wurde la Case in das Fort eingeführt, denn seine Ankunft verbreitete neues Leben und neue Lebenslust; Ueberfluß und Zufriedenheit erschienen mit ihm, und niemand versagte ihm und seiner Gattin die verdiente Bewunderung. Die bedeutendsten Bewohner des Forts äusserten den Wunsch, er mögte sich in ihrer Mitte ansiedeln, und an der obersten Leitung der Geschäfte Theil nehmen; nur Chamargon schwieg über diesen Punkt, und la Case wußte dieß Schweigen zu deuten. Dieser Mann konnte den Anblick dessen, den er im Stillen haßte, und beneidete, nicht ertragen, und, eifersüchtig auf den glücklichen Erfolg der Unternehmungen dieses Kriegers, dachte er zu niedrig, als daß dankbare Gefühle für die so eben geleisteten wichtigen Dienste in ihm hätten erweckt werden können. Sein gekränkter Stolz würde die Tage des la Case verbittert haben, wenn er in dem Fort geblieben wäre.

Noch schneller, als er selbst, durchschaute Dian-Nong das Gewebe der Zukunft; ihr gefiel es gar nicht in dem Fort, das sie vorher nie betreten hatte. Sie sehnte sich nach der freyeren Umgebung ihres heimischen Dorfes, sie bat und drängte ihren Gatten, so bald als möglich wieder abzureisen. La Case widerstand ihren Bitten nicht, er trennte sich von Bekannten und Freunden, und bestätigte nochmals die Gesinnungen des Wohlwollens, welche er gegen seine Landsleute hegte. „Ich

gehöre zwar jetzt, sagte er, dem Volke der Madegassen an, aber nie wird meine Liebe zu den mir theuren Freunden im Fort Dauphin erkalten, nie meine Theilnahme an ihrem Wohl erlöschen. Ich werde nie zugeben, daß ein Stamm der Eingebohrnen feindlich gegen sie handle, so lang sie mir selbst und den Unterthanen meiner Gattin mit Freundschaft zugethan sind. Ich bin in Ambul zu treffen, wenn man meiner bedarf; dorther laßt mich rufen, wenn Gefahr euch droht, und Mangel euch drückt. Mein Rath und meine Hülfe werden euch nie fehlen."

Nicht lange nach der Heimkehr in den Bezirk von Ambul machten neue traurige Ereignisse die versprochene Hülfe des la Case nothwendig. Ein Mönch von dem Orden der Lazaristen, Pater Stephan, gab durch seinen allzugewagten Bekehrungseifer traurige Veranlassung zu den blutigsten Scenen. Als Superior der Mission auf Madagaskar wanderte dieser Heidenbekehrer im Lande umher, predigte, und taufte, und so war er auch in den Donak des Dian-Manange, Fürsten des Bezirkes von Mandrarey, gekommen. Dieser mächtige, verständige, muthvolle Stammesanführer, und getreue Bundesgenosse der Franzosen empfieng den Geistlichen mit ausgezeichneter Ehrfurcht. Er war ihm überdieß von la Case empfohlen worden, und dessen Empfehlung galt bey dem Fürsten. Die gute Aufnahme, welche der Pater hier fand, ließen ihn leichtes Geschäft bey Dian-Manange erwarten, allein er täuschte sich. Gar bald sah dieser den Grund des Besuchs und der Zudringlichkeit des Mönchs ein, aber weit entfernt, seinen Wünschen zuvorzukommen, suchte er sogar, aus Achtung für la Case und die Franzosen überhaupt, zu verhindern, daß sie laut würden. Nach Landes-Sitte versammelte er daher, um seinen vorläufigen Aeusserungen mehr Gewicht zu geben, seine Frauen und die sämmt-

lichen Mitbewohner seines Donaks um sich her, und erklärte dem Pater Stephan im Beyseyn von jenen, daß er nie in seinem Leben von seinen altväterlichen Gewohnheiten ablassen werde. Seine Worte sind aufgezeichnet, und verrathen so gesunden Verstand, daß ich sie hier einrücken zu dürfen glaube. Es war dabey auf nichts geringeres angesehen, als daß Dian-Manange augenblicklich alle seine Weiber verstoßen sollte; dieß forderte der Feuereifer des Bekehrers. „Ich muß dich bedauern, sagte Dian-Manange zu ihm, daß du verlangen kannst, ich soll mein Glück, meine Ueberzeugung deinem Willen aufopfern; in meinen Jahren wäre es sehr thörig, wenn ich der Ruhe und den Freuden, welche mir die Verfassung in meinem Donak gewährt, um deinetwillen entsagen wollte. Dich kann ich nur bedauern, weil du diese ruhigen Vergnügungen, welche des Lebens Sorgen mildern, entbehren mußt. Du willst mir erlauben, mit einem Weibe zu leben; wenn es aber ein Glück ist, ein Weib zu besitzen, warum sollten denn mehrere ein Unglück seyn, sobald sie einträchtig mit einander leben? Sieh um dich; beobachte uns; kannst du Spuren von Haß oder Eifersucht unter uns finden? Unsre Weiber sind alle gut, und alle haben nur einen Wunsch, den, mein Leben angenehm zu machen. Auch behandle ich sie nicht strenge; ich diene ihnen mehr, als daß ich sie beherrsche. Ich mag dich nicht betrügen, denn leicht wäre es mir dich zu täuschen; aber ich will nicht, und darum erkläre ich dir, vor allen meinen Hausgenossen, daß ich in meinem Leben meinen Gewohnheiten und Grundsätzen nie entsagen werde. Treibt dich der Eifer, so versuche die Gewalt deiner Vorstellungen an meinen Unterthanen, ich gebe dir volle Erlaubniß dazu; auch sogar auf meine Familie, meine Weiber und Kinder dehne ich diese Erlaubniß aus, Christen zu werden. Doch zweifle ich sehr, ob deine Lehre Eingang finden könne, so lange du sie nicht un-

sern alten Sitten und Gebräuchen besser anzuschmiegen verstehst.“

Pater Stephan hatte diese Einwendungen nicht erwartet; allein er ließ sich dadurch nicht irre machen, er ward im Gegentheil heftiger, dringender, und befahl endlich dem Dian-Manange unbedingt, augenblicklich seine Weiber wegzujagen, und diejenige auszuwählen, mit welcher er in Zukunft leben wollte. Würde er sich zu gehorchen weigern, so sollten ihm die Weiber mit Gewalt weggenommen werden. Das hatte gefehlt; Dian-Manange war nicht mehr fähig, seine Hausgenossen im Zaum zu halten; wüthend stürzten sie über den Eiferer her, schlugen, schmähten ihn, und ohnfehlbar würde er ein Opfer der empörenden Weiber geworden seyn, hätte nicht Dian-Manange alle Macht und alles Ansehen, die er besaß, aufgeboten, um ihn noch zu retten. Er entfernte die Wüthenden, und als er allein war mit dem Mönche, bat er ihn um Bedenkzeit von vierzehn Tagen, die der Pater ungern zugestehen wollte, und entließ ihn mit reichen Geschenken.

Diese vierzehn Tage Bedenkzeit wollte der schlaue Madegasse zu seiner und der Seinigen Rettung verwenden. Fliehen wollte er, und so weit, daß ihm die Europäer nicht leicht folgen könnten. Auch entfloh er wirklich mit seinen Weibern und Sclaven, verließ sein Gebiet und zog in das Gebiet der Maschikoren, deren Grenze ziemlich entfernt von Fort Dauphin war. Bald aber erfuhr der Missionär, daß er getäuscht sey, denn er hatte allenthalben seine Lauscher. Er wußte kaum den Ort, wohin der Entronnene sich geflüchtet hatte, als er dem Gouverneur des Forts erklärte, daß er jenen aufsuchen werde. Chamargon suchte ihn wohlmeinend von einer so gefährlichen Unternehmung abzuhalten; umsonst — noch ein Mönch, ein Militär aus dem Fort, und sechs Bediente, welchen die Priesterkleidungen aufgepackt wurden, machten die Begleitung des Paters aus.

Die Reise war sehr beschwerlich, sie wurde glücklich vollbracht, und wie aus den Wolken gefallen stand der eifrige Mönch vor dem erstaunten Dian-Manange, der nicht sowohl erschrack, als über den unerschütterlichen Muth des Bekehrers in Verwirrung gerieth. Er nahm ihn voll Güte, voll Ehrfurcht auf, wie es Pater Stephan nicht erwarten konnte. Auf das dringendste bat er ihn, ihm Ruhe zu gönnen, abzustehen von seinen Bemühungen, die stets fruchtlos bleiben würden, weil er seinen alten Glauben nicht verlassen könne. Der Madegassenfürst trug ein Amulet, und seinen Oli, Schutzgott, an einem Bande am Halse; der Mönch glühte von Zorn, riß, ohne Antwort auf das, was jener sagte, diese geweihten Dinge ihm vom Halse, warf sie in das Feuer und erklärte dem Dian-Manange den Krieg. Die Folge war, daß der Pater und alle seine Begleiter augenblicklich getödtet wurden. Und über ihren Leichen schwur der Madegasse den schrecklichsten Eid, diese Beschimpfung seines Götzen zu rächen. Er sah ein, der Gouverneur werde den Tod des Missionärs nicht ungerochen lassen, und darum rüstete er sich sogleich zur Gegenwehr, und suchte seine eigene Macht durch Bundesgenossen zu verstärken. Am meisten rechnete er auf die Hülfe seines Verwandten Lavatange, an den er seinen Sohn mit schriftlichen und mündlichen Aufträgen abfertigte. Man will unsere Gebräuche und Sitten umschaffen, sagte er, aber mein Oli hat mir befohlen, sie mit Gefahr meines Lebens zu vertheidigen. Stelle meinen Sohn an die Spitze deines Heeres; so verlangt es mein Oli, und du weißt, wie viel Unglück es bringt, seinen Befehlen nicht zu gehorchen. — Zugleich gab er ihm Nachricht, daß vierzig Mann aus dem Fort Dauphin im Anzuge gegen ihn seyen. Der junge Mann war kaum bey seinem Verwandten angekommen, als diesem gemeldet wurde, jene vierzig Mann hätten

sich eine Stunde Weges von seinem Donak gelagert. Lavatange ließ sie um die Absicht ihrer Reise fragen, weil er noch nie eine so große Anzahl Europäer so tief in dem Lande gesehen habe. Auch bot er ihnen Reis, Honig, und vier Ochsen an. Die Antwort war, er müsse sich dem Gouverneur des Forts unterwerfen. Lavatange liebte Frieden mehr als Krieg, er schlug ein Freundschaftsbündniß vor, und wollte 400 Ochsen geben, um in Ruhe zu bleiben. Man wollte ihm den Frieden unter keiner andern Bedingung bewilligen, als wenn er zwanzigtausend Ochsen ablieferte.

Lavatange erwiederte nichts darauf, sondern fiel die Mannschaft an, da sie eben eine Zuckerrohr-Pflanzung verwüstete, und rieb sie auf. Ein einziger, ein Portugiese von Geburt, entrann dem Blutbade; er hatte sich in einen mit Schilf bewachsenen Sumpf gerettet, worin er zwey Tage lang, bis an den Hals im Wasser stack. Gern hätten sich die Madegassen seiner bemächtiget, aber keiner wagte sich so tief in den Sumpf. Sie zündeten daher das Schilf an, um den Gegner zu zwingen, herauszugehen; unter dem Schutze des dicken Rauches, welchen dieser Brand verursachte, entkam er glücklich, um die Unglücksbotschaft in das Fort zu bringen.

Der Gouverneur Chamargon war sehr entrüstet über den schlechten Erfolg des Zuges, er beschloß das Aeußerste zu wagen, um sich Genugthuung zu verschaffen; auch versäumte er nicht la Case zur Hülfe gegen die Feinde aufzufordern. Er selbst zog mit dreyßig Europäern und einer kleinen Anzahl von Schwarzen aus, verwüstete die Erndten der Landes, verbrannte alle Dörfer, die sein Zug berührte, ließ Weiber und Kinder, die er darin fand, auf das grausamste tödten, und beging Abscheulichkeiten, deren Schilderung von einem Augenzeugen, in dem Werke: Voyage de Madagascar par M. V. jeden Gefühlvollen tief erschüt-

tern. Voran ging, mit der Fahne in der Hand, Pater Mannier, noch einziger Missionär in dem Fort. Alles floh, jeder suchte sich und die Seinigen und seine Heerden zu retten, und bald schien das Land so arm und leer, daß Chamargons kleines Heer Mangel an Lebensmitteln empfand, und um diesem abzuhelfen, sich nach dem Fort zurückziehen mußte. Auf diesem Rückzuge erschwerte der breite Fluß Mandrarey das schnelle Fortrücken; Brücken und Fahrzeuge fehlten, ein Entschluß war nicht leicht. Und siehe, am jenseitigen Ufer zeigte sich Dian-Manange. Er hatte das Chorhemde des erschlagenen Missionärs angelegt, und trug sein viereckiges Barett auf dem Kopfe, dabey forderte er die Feinde wild auf, über den Fluß zu gehen, und sich mit ihm und seinem Heere zu messen. Die Lage war sehr mißlich; Chamargon stand zwischen zwey Feinden, ohne Lebensmittel, ohne Muth und Kraft; so sehr hatten Hunger und Elend diese Leute bestürmt. Aber der Retter blieb nicht fern, der brave la Case, dessen Entschlossenheit noch alles wieder herstellen konnte. Mit zehn Europäern und drey tausend Androfanen, Unterthanen seiner Gattin, erscheint er an dem Ufer des Flusses. Kommen, sehen, angreifen und siegen, dieß alles ist bey la Case Sache eines schnellen Entschlusses. Er selbst stürzt sich zuerst in den reissenden Fluß, ihm folgen seine Soldaten, und so schwimmend wird der Feind angegriffen. Dian-Manange bebt, da er la Casens Standarte erblickt, seine Leute zittern schon, wenn sie seinen Namen nennen hören. Der Feind macht den Besitz des Ufers nicht lange streitig, er flieht in größter Unordnung, und la Case verfolgt ihn bis tief in die Nacht. Das Gemetzel war fürchterlich und nur die Dunkelheit der Nacht setzte der Mordlust endlich Schranken. La Case stieß bey der Verfolgung des Feindes auf eine dichte Schaar von Insulanern, und erkannte in ihrer Mitte den Dian-Manange; schnell

bahnte sein Schwerd den Weg zu ihm, er kämpfte sich rasch hindurch, und würde den Fürsten selbst getödtet, oder doch gefangen haben, hätte ihn nicht einer von seinen Günstlingen, durch ein schnelles Opfer gerettet. Sein Name war Raba. Dieser warf sich ihm in den Weg, kämpfte und starb für seinen Fürsten und Freund, und durch seinen Opfertod fand jener Zeit, in dem Schutze der Nacht zu entfliehen.

Der Ruhm von Dian-Pusse's Heldenthaten durchflog aufs Neue die Insel, und alles beugte sich vor ihm. In der Freundschaft ihres la Case hatte die Colonie ihre einzige dauerhafte Stütze, der sie sehr bedurfte. Ohne sie wären selbst diese Siege nur höchst verderblich für ihre Fortdauer gewesen. Die Oberhäupter der Stämme vermieden nun das Fort und brachten keine Lebensmittel mehr dahin; kein Schiff war neuerlich angekommen, und Noth und Mangel brachen wieder ein. Jene lauerten sogar den Zufuhren auf, die aus freundschaftlichen Bezirken herkamen, und nahmen sie weg. Auch rüstete der entflohene Dian-Manange ein großes Heer aus, womit er den Ueberrest der Niederlassung anfallen wollte. In dem Fort war die allgemeine Stimme: La Case wird uns nicht verlassen, er wird uns retten! La Case rettete. Mit gewaffneter Macht führte er fünf tausend Ochsen in das Fort, um den Hunger zu steuren; kein Feind wagte es, seine Sendungen anzugreifen, und wo er auf Feinde stieß, schlug sie sein rüstiger Arm. Dian-Ravaras, ein anderes den Fremden feindliches Oberhaupt, der ein Heer von achtzehntausend Mann zusammen gebracht und nach Landesart bewaffnet hatte, hielt sich für stark genug, diesen Löwen anzufallen; la Case hatte dreyzehn Europäer und zwey tausend Androfanen, Unterthanen seiner Gattin, er griff den Gegner an, schlug ihn, nahm ihm seinen ganzen Reichthum an Heerden, zwanzig tausend Ochsen mit fünf tausend

Sklaven, weg. Dian-Nong theilte alle Gefahren dieser Feldzüge mit ihrem Gatten, und aus mehreren Stellen der Beschreiber kann ich schließen, ihr männlicher Muth habe sie selbst zu der Theilnahme an den Gefechten veranlaßt.

Endlich doch gelangten Berichte von la Case's Verdiensten um die Colonie bis an den Rath der indischen Handelsgesellschaft in Frankreich; diese Versammlung von klugen und angesehenen Männern erkannte den Werth eines so thätigen Mannes, sie beeiferte sich, ihm dankbare Gesinnungen zu äußern, das nächste Schiff brachte ein Offiziers-Patent und einen prächtigen Ehrendegen für la Case mit, durch welche Auszeichnungen der Bund mit ihm auch für folgende Zeiten bestätiget werden sollte.

Nicht diese siegreichen Kämpfe für das Wohl der französischen Colonie hatten bisher die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des la Case allein beschäftigt; schon zu verschiedenen Zeiten hatte er die Rückkehr französischer Schiffe benutzt, um der indischen Gesellschaft schriftliche Vorschläge für das Emporkommen ihrer Ansiedlung auf der Insel zu übergeben; man hatte darauf noch immer keine Rücksicht genommen. Als nun der Ueberbringer jener Dankbarkeitsbezeugungen, Herr von Rennefort, nach Europa zurückkehrte, erneuerte la Case seine Anträge, und erweiterte sie noch. Es scheint mir ein Flecken in seinem Charakter, denn, was er jetzt vorschlug, zielte auf nichts Geringeres als auf gänzliche Unterjochung der ganzen Insel. Er beauftragte jenen Offizier, der indischen Gesellschaft seinen Dank zu bezeugen für die ihm verwilligten Auszeichnungen, und ihr zu sagen: er wolle es übernehmen, ihr, wenn seiner Führung zweyhundert Franzosen anvertraut würden, die ganze Insel zu unterwerfen, unter der Bedingung, daß er von seinen Unternehmungen niemand, als der indischen Compagnie Rechenschaft abzulegen,

und nur von ihr Befehle anzunehmen habe. — Sie mogte in diesem Antrag entweder den Keim einer immersteigenden Herrschsucht, dessen Entwicklung endlich der ganzen Niederlassung auf Madagaskar verderblich werden konnte, erkennen und fürchten, oder sie mogte das, was der kriegsgewohnte Soldat thut und wünscht, von dem, was Billigkeit und Gastrecht fordern, gehörig trennen; genug, die Compagnie verwarf diesen Antrag, ohne durch das Ablehnen ihren Freund la Case zu beleidigen. Dieser fuhr in seinem treuen Diensteifer ununterbrochen fort, denn noch immer war die Subsistenz der Colonisten sehr schwankend.

Als in dem Jahre 1667 der von dem Könige neuernannte Generalgouverneur der französischen Colonieen jenseits des Aequators, Marquis de Mondevergue mit einer kleinen Flotte nach Fort Dauphin kam, so war es la Case allein, der die Anschaffung aller ihm nöthigen Bedürfnisse besorgte, ohne welche der Zweck seiner Reise vernichtet worden wäre. Der Marquis hatte ein Schiff von sechs und dreyßig Kanonen und neun kleinere Fahrzeuge in seinem Gefolge; la Faye und Caron, neue Direktoren des indischen Handels, waren bey ihm, ein Generalprokurator, zehn Coloniechefs, vier Compagnien Infanterie, mehrere Kaufleute und Weiber, er ließ sich als Admiral und Generalgouverneur feyerlich huldigen, und so groß sein Ansehen war, so würde er und die Seinigen in das tiefste Elend gerathen seyn, hätte la Case sich nicht so thätig für sie verwendet. Dieser Brave hing mit ganzer Seele an seinen Landsleuten, und wer weiß, ob er auch die höchste, ihm vertraute Macht je anders, als zu ihrem Vortheil und Ruhm angewendet hätte. Es lag Kraft genug in ihm und in seinen Verhältnissen, wenn er wirklich herrschsüchtige Absichten hegte, sie zu erreichen. Das nur wirft Schatten auf den Mann, als Mensch, daß ihn sein zu thätiger Eifer für seine

Landsleute ungerecht gegen seine neuen Freunde, denen er doch so viel zu danken hatte, gemacht haben würde. Seine Handlungsweise böte reichen Stoff zu Bemerkungen über den Menschen.

La Case hielt sich allein nicht für reich und mächtig genug, den Bedürfnissen der so vermehrten Anzahl von Gästen auf Madagaskar abzuhelfen, auch fühlte er, daß eines der ersten Bedürfnisse für das Glück der Colonie Ruhe sey; darum trat er jetzt als Vermittler auf, und seine Bemühung bey Dian-Manange, dem Hauptgegner der Colonie, war so wirksam, daß dieser sich zur Aussöhnung bereit erklärte, und auch wirklich in dem Fort Dauphin dem Generalgouverneur Treue und Gehorsam schwur. Der Mann war als Feind nicht zu verachten, und als Freund hoch zu schätzen, denn mit persönlicher Tapferkeit verband er Einsicht und Klugheit, und sein Einfluß auf mehrere Tausende war unumschränkt.

Der Friede war nun hergestellt, und die Colonie fieng an, unter der weisen Leitung des Marquis, die Früchte davon zu erndten. Der Coloniendirector Caron war indessen mit einem Theile der Flotte nach Surate abgesegelt. La Case genoß des vollen Vertrauens des Marquis und verdiente es. Aber in dem Jahre 1670 erschien eine andere Flotte von zehn Schiffen, wovon eines sechs und funfzig Kanonen führte. Die indische Compagnie hatte dem Könige ihre Rechte an Madagaskar abgetretten, ihm gehörte die Flotte, die zum Kriege bewaffnet war. Ein gewisser de la Haye, der sie führte, hatte den Auftrag, sich als General und Admiral, mit der Gewalt eines Vicekönigs, in den Colonien, anerkennen zu lassen. Chamargon, dessen Ansehen bisher ziemlich gesunken war, wurde von ihm zum Untercommandanten vom Fort Dauphin, und la Case zum Major der Insel erhoben. Der Marquis und der neue Vicekönig vertrugen sich nicht gut neben einan-

der; zwey Sonnen in einem Planeten-Systeme müßten nur die Wirkung des Lichtes und der Wärme stören. Keiner wollte dem andern weichen; sie zankten sich, und de la Haye bereitete durch schlechte Berichte dem Marquis schlechten Empfang in der Heimath vor, wenn er, der Verdrüßlichkeiten müde, nach Frankreich zurückkehren würde. Diese Berichte enthielten die schwärzesten Verleumdungen und ungerechte Vorwürfe aller Art. Der Marquis hatte die Wahl bekommen, entweder nach Frankreich zurückzugehen, oder als Gouverneur auf Madagaskar zu bleiben. Nicht ahndend, welche Behandlung er in seinem Vaterlande zu erwarten habe, zog er die Heimreise jenem verdrußvollen Aufenthalte vor. Er war sich bewußt, mit Milde und Klugheit regiert, den Frieden auf der Insel hergestellt zu haben, und auf dieses Bewußtseyn stützte er sich, als ihm bey seiner Zurückkunft die härtesten Anklagepuncte vorgelegt wurden. Er hatte die Stimme des ganzen Publikums für sich; die Stimme der Unschuld drang aber dennoch nicht durch, man schleppte ihn als Gefangenen nach dem Schlosse Saumur, wo er starb.

Mit de la Haye war der Unfriede wieder auf der Insel eingezogen; er beschloß seine Gewalt zu der Demüthigung und Unterjochung aller der Stammesoberhäupter, welche sich ihm irgend verdächtig machten, zu gebrauchen. Chamargon und la Case wurden zu dem Angriffe des Dian-Ramousaye, des nächsten Angrenzers an die Besitzungen der Franzosen, beordert. Dieser Fürst war nicht, wie andere, nach dem Fort Dauphin gekommen, um dem Vicekönige seine Achtung zu bezeugen, dafür sollte er feindlich behandelt werden. Man begehrte von ihm Ablieferung aller Waffen, die er früher von den Europäern, in den damaligen freundschaftlichen Verhältnissen mit ihnen, erhalten hatte. Er schlug diese Forderung ab. Chamargon

führte den Oberbefehl, la Case diente unter ihm. Schon in dieser Anordnung verrieth sich wenige Klugheit; aber noch mehr, Chamargon war längst damit unzufrieden, durch die neue Ordnung der Dinge nur der zweyte in einem Lande zu seyn, wo er sonst seit mehreren Jahren der erste gewesen war; ein Mann seiner Art fand in dieser Unzufriedenheit Grund genug, die Wünsche des Obergouverneurs durch geheime Ränke zu vereiteln. Eine nicht unbedeutende Anzahl Europäer und sechs hundert Malegassen belagerten den Donak des Dian-Ramousaye; allein seine Gegenwehr war verzweifelnd und so entscheidend, daß sich das Heer der Europäer zurückziehen mußte. Den Vicekönig verdroß der schlechte Erfolg seiner ersten Unternehmung so sehr, daß er sich entschloß, Fort Dauphin zu verlassen, und mit seinen Kriegern erst nach der Insel Mascarenhas, (nachher Bourbon, jetzt Reunion genannt,) und dann nach Surate sich zu wenden. Seine Eigenliebe war empfindlich dadurch verwundet, daß er mit seiner ganzen Macht den eifersüchtigen Chamargon, welchem seine genauere Landeskenntniß Vortheile über ihn gab, die er so leicht nicht erhalten konnte, nicht zu verhindern im Stande war, seine Entwürfe durch geheime Triebfedern scheitern zu machen. Er reiste ab; das war es, was Chamargon wollte.

Ich finde nicht ausdrücklich, selbst nicht versteckt, dem Mitbefehlshaber la Case einige Schuld des Mißlingens dieser Unternehmung beygemessen; und in Wahrheit, dieser Mann kann, wenn der Oberbefehlshaber so handelte, wie es selbst der Vicekönig bemerken mogte, bey dem besten Willen seine Schuldigkeit zu thun, nicht vermögend gewesen seyn, dieser Unternehmung einen bessern Erfolg zu bewirken.

Einen noch größeren Verlust erlitt aber, bald nach der Abreise des Vicekönigs, die ganze Colonie, indem la Case, der Mann, der so oft geholfen hatte, und

was versäumt war, wald wieder einbringen konnte, kurz darauf starb. Noch vorher hatte er und Dian-Nong eine von ihren Töchtern mit einem jungen Mann, Namens la Breteche, einem Europäer von Geburt, verheirathet; dieser war bestimmt, einst die Stelle seines Schwiegervaters zu ersetzen. La Case starb, und mit ihm starb der letzte Schimmer der Hoffnung für die Colonie in Fort Dauphin. Nur er war es, dessen Name, dessen Gewicht die Oberhäupter noch abhielt, das längst verhaßte Joch abzuschütteln, und die an ihnen verübten Gewaltthätigkeiten blutig zu rächen. Nichts von der tiefen, innigen Trauer um ihn, die sich eben so wahrhaft bey den Bewohnern des Forts Dauphin, als in seiner Familie äusserte; die Eingebornen der Insel nennen ihren Dian-Pusse der neueren Zeit noch jetzt mit eben so viel Achtung, als jenen ältern Helden gleiches Namens; und sein Andenken wird nie auf der Insel erlöschen.

Man bemerkte bald nach seinem Tode, daß eine gefährliche geheime Verschwörung unter den Oberhäuptern der Eingebornen statt gefunden habe, und daß sie nur auf den rechten Zeitpunkt lauerten, der ihren Planen günstig wäre.

Nur kurze Zeit überlebte Chamargon den Tod des la Case; der junge la Breteche, Dian-Nongs Tochtermann, wurde Gouverneur des Forts; allein ihm fehlten die Talente seines Schwiegervaters und kaum ein Schatten des Ansehens, welches jener besessen hatte, ging auf diesen über. Der Geist der Zwietracht schlich wieder umher und schwang die Fackel des Aufruhrs; kein Europäer war mehr sicher. La Breteche fand es seinem Wunsche sehr angemessen, daß ein Schiff in diesem bedenklichen Zeitpunkte bey Fort Dauphin landete, das nach Surate bestimmt war. Er brachte seine Familie, und sein Vermögen in der Stille auf dieses Schiff, mehrere Missionarien und andere angesehene

Ausländer folgten seinem Beyspiel, und schifften sich mit ihm ein. Das Schiff hatte so eben die Anker gelichtet, die Segel ausgespannt, als man schon Nothzeichen an dem Lande gewahr wurde. Man setzte sogleich die Schaluppen aus, und holte bey dem Fort die Unglücklichen ab, die einem furchtbaren Blutbade entronnen waren, welches die Oberhäupter der Schwarzen, unter Anführung des Dian-Ramousaye, gleich nach der Entfernung des Gouverneurs, veranstaltet hatten.

Es kann nicht am unrechten Orte seyn, hier noch eine kurze Schilderung einiger Eigenthümlichkeiten der Madegassen eingeschaltet zu finden; mehr bietet sich meinen Lesern in dem ersten Bande meines Werkes: Abriß der Sitten und Gebräuche aller Nazionen, von S. 211 — 222 dar, wo auch Abbildungen des Volkes und seiner Wohnungen zu sehen sind.

Die Madegassen sind gut gewachsen, von mehr als mittlerer Größe. Nicht alle sind tief schwarz von Farbe, einige nur schwärzlich, andere kupferroth, sogar olivenfarbig, aber kurzes, schwarzes, grauses Negerhaar haben alle mit einander gemein, ohne doch in den Gesichtszügen den Negern ähnlich zu seyn. Im Gegentheile diese sind angenehm, einnehmend; ihr freyer Blick spricht ihre angeborne Gutmüthigkeit aus. Man sucht vergeblich ein Volk von lebhafterem Temperament, das sich so ganz der Gegenwart in allen Wünschen und Genüssen hingäbe, wie das Volk der Madegassen. Unsere Besorgtheit für das, was Morgen und Uebermorgen und nach Jahren kommen werde, können diese Menschen leichten Sinnes gar nicht begreifen. Ihre Kleidung ist so einfach, wie ihr ganzes Leben. Eine farbig gestreifte Binde, welche die Hüften umschlingt, ist die ganze männliche Bekleidung; eine breitere Binde, wie ein Weiberrock um die Hüften geschlagen, aber kaum bis auf die Kniee reichend, bekleidet das Weib;

sie fügt, um den Busen einigermassen zu bedecken, eine leichte, kurze Jacke ohne Aermel hinzu. Hals-, Arm-, und Beinringe von edlem Metall, oft mit Perlen und edlen Steinen geziert, dienen zum Schmuck; gleiche Verzierungen erhält das Haar; aber eine schwere goldene Kette darf bey reichen Leuten, um den Hals geschlungen und auf die Brust herabhängend nicht fehlen. Sie nützt zugleich indem sie schmückt. An ihr befestigt man Ohrlöffel, Zahnstocher, Haarzangen, und andre kleine Nothwendigkeiten.

Die Wohnungen der Madegassen haben ziemlich die Form unserer oben abgerundeten Bienenkörbe; sie werden aus hohen Palmen erbaut, deren Holz unverweßlich ist. Ist das Gerippe von solchen Balken fertig, so wird in den Zwischenräumen ein Geflechte von den getrockneten Blättern desselben Baumes angebracht, und das Ganze mit Bretern an der Außenseite bekleidet, die aus eben diesem Holze geschnitten sind. Es ist das reinlichste, einfachste Haus, was man sehen kann. Fenster hat es keine; eine hohe Thüre von Flechtwerk; sie wird angelehnt, wenn das Haus geschlossen heißen soll; Schloß und Riegel sind unbekannt, und auch überflüssig, wo niemand den andern bestiehlt. Abtheilungen in dem Innern bestehen auch nur aus Flechtwerk von Palmblättern, die man da und dorthin schieben, und also den Inbau auf das Bequemste nach Lust und Laune ändern kann. Viele Wohnungen heißen ein Donak, Dorf, und sind mit starken Pallisaden eingefaßt, der Feinde und Raubthiere wegen. Der innere Umzäunungsraum gleicht dem köstlichsten Obsthain von Cokospalmen, Citronen, Pomeranzen, Pisang, Feigen, u. s. w. Höchst einfach ist das Hausgeräthe, und besteht in trefflich geflochtnen Matten, selbst geschnitzten hölzernen, selbst gedrechselten irdenen Gefäßen. Große, sehr wohlriechende Blätter eines Strauchs dienen als Kopfkissen; Blätter von der

Palme Raven werden statt Tischtuch, Servietten, Teller, Schüssel und Löffel gebraucht; nach jeder Mahlzeit wirft man sie weg; es giebt in der Welt kein reineres Tischzeug, das des Waschens nicht bedarf.

Reis, gut in Fleisch- oder Fischbrühe gekocht, gewürzt mit den herrlichsten inländischen Gewürzen, Wurzeln, Früchte, geröstetes oder gekochtes Fleisch von Landthieren, Vögeln, Fischen, das alles sind Gegenstände der Mahlzeit auf Madagaskar; aber zu einem ihrer Lieblingsgerichte würden die Madegassen viele von uns vergeblich einladen, es ist eine Fledermaus von dem allerhäßlichsten Aussehen, so groß wie ein Huhn. Sie wird geschlachtet, und soll den besten Fasan an Wohlgeschmack übertreffen.

Das Verkehr mit Europäern hat auch auf diese Inselleute nicht vortheilhaft gewirkt; aus gutmüthigen Menschen, welche allen Geschöpfen wohlwollten, sind verrätherische, tückische, mißtrauische geworden. Nicht die Natur, sondern häufig die Nothwendigkeit hat sie zu Grausamkeiten geleitet. Man würde irren, die Madegassen für dumm zu halten; ihre mechanischen Geschicklichkeiten sind um desto ausgezeichneter, da ihnen erleichternde Werkzeuge fehlen. Sie schmelzen Eisen, Silber, Kupfer, und verfertigen Messer, Stößer, Töpfe, Schwerd, Pfeil und Lanze; ihr Kahn von leichtem Holz ist fest genug zur Küstenfahrt; bequem sind ihre Jagd- und Fischfangswerkzeuge. Mehrere schreiben sogar, von den Ombiassen, Priestern, dazu angeleitet; die Rinde einer Schilfpflanze dient statt Papier, Bambusrohr ist ihre Schreibfeder, und der Abguß von der gekochten Rinde des Baumes Arandrako ihre Tinte.

Die Madegassen lieben Gesang und Tanz bey dem rauschenden Ton von Baubusrohrtrommeln und Blasinstrumenten. Aber am eifrigsten tanzen die Frauen, so lange die Männer im Kriege sind, ganze Täge und

Nächte durch; denn eine allgemeine Volksmeinung läßt sie hoffen, je mehr die Frau zu Hause tanze, desto siegreicher seyen die Waffen des Mannes, desto größer sein Muth.

Die Ombiassen, Priester arabischer Abstammung, mißbrauchen oft den allzugroßen Einfluß, den ihnen das gutmüthige Volk einräumt; sie heißen Aeltern ihre Kinder, die unter gewissen schlimmen Zeichen geboren sind, den Thieren des Waldes vorwerfen. Häufig betrügt sie aber die älterliche Liebe; man trägt den Säugling einer freundschaftlichen Hütte zu, statt ihn den Bestien des Waldes zu überlassen.

Seltsam sind Bundesfeyerlichkeiten der Madegassen. Der Ombiasse tödtet ein Thier, dessen Blut er in einem irdenen Gefäße sammelt. Er mischt es mit Seewasser, Erde, Schießpulver, Gänsefuß, zerstossenen Feuersteinen, und etwas Rum. Zwischen zwey bleyernen Kugeln zerreibt er diese saubere Mischung und läßt unter den Worten: es müsse, brecht ihr den Bund, zu Gift für Euch werden! beyde Bundesgenossen davon trinken.

Mit seinen besten Leibbinden und Kostbarkeiten ausgestattet, wird der Madegasse nach dem Tode ausserhalb des Donaks in eine sechs Fuß tiefe Grube gelegt, neben ihn ein Korb voll Reis, Tabak, eine Schüssel; alsdann wird die Grube mit Erde bedeckt, und bey Reichen mit Köpfen von Thieren, welche bey der Beerdigung geschlachtet worden, bepflanzt. Drüber wird ein Haus gebaut, und vor die Thüre ein großer Stein gewälzt.

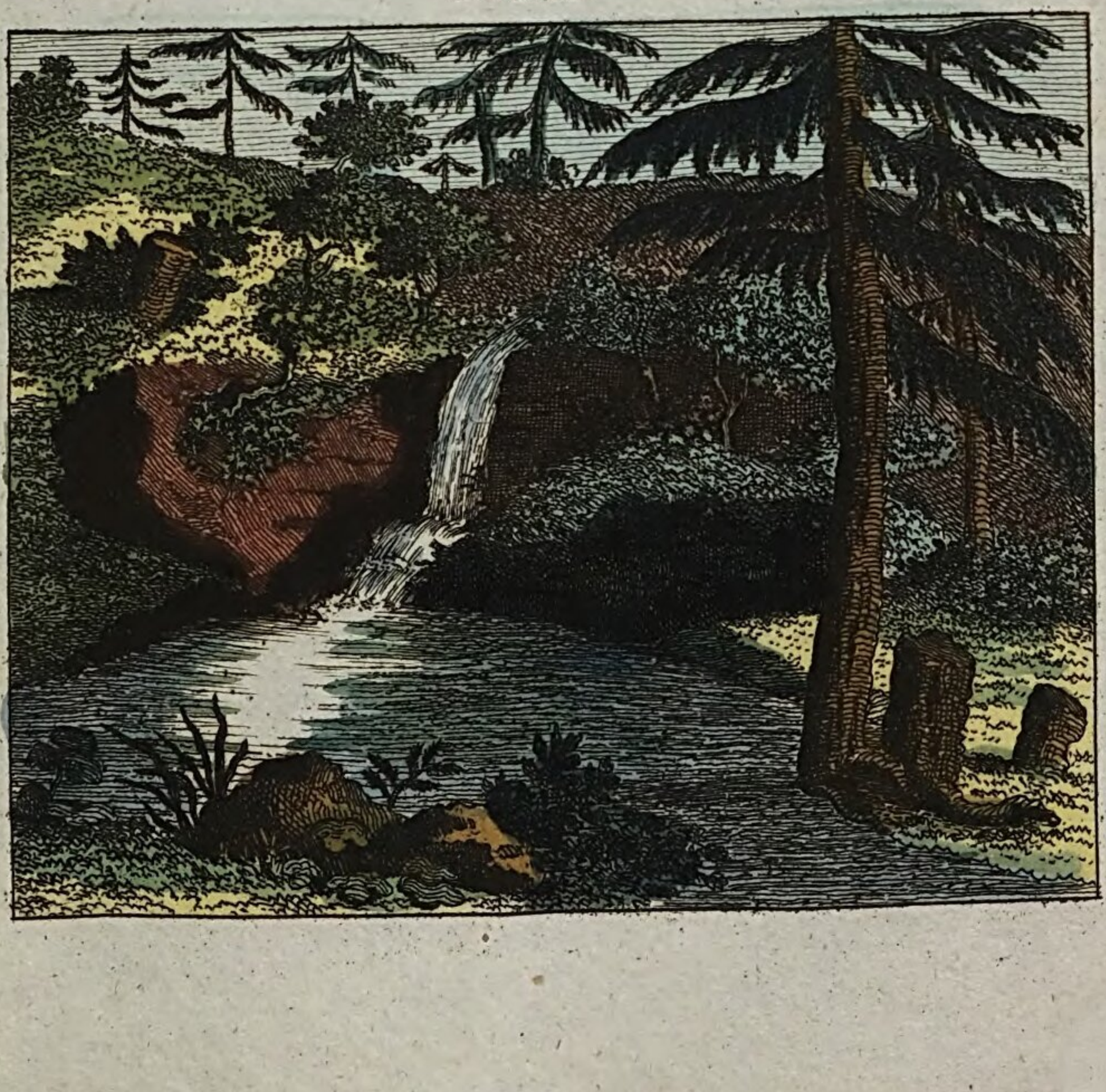
Nro. 17.

Nro. 18.

J.C. Bock. sc.

Nro. 19.

Nro. 20.



Aehrenlese auf dem Felde der Naturschönheiten von Tharand bey Dresden.

Ansichten, die früher weder bemerkt, noch abgebildet worden sind.

Nr. 17. 18. 19. 20.

Freymüthig und wahr!

Lassen Sie, nach Stand und Würde verehrte Leser und Leserinnen, das kleine Motto gelten, welches ich diesen Worten vorsetze. Ich darf länger nicht säumen, meine Gedanken zu äußern. Schon erstehen die ersten Frühlingshalme, und ein lauerer Wind lockt und labt; bald ist die bedeutende Stunde wieder da, wo Tausende bey sich zu beschließen pflegen, in welchem freundlichen Thale sie Stubendunst und Winterspleen wieder abschütteln, und neue Lebenskräfte sammeln wollen. Da mögt' ich denn recht gern, daß es mir gelänge, die Neugierde ein wenig zu reizen, und für das mir liebe Tharand einige Dutzend neue Wallfahrter zu gewinnen, wenn ich ihnen zuriefe: Neues zu schauen, wer Lust hat zum Neuen; er besuche den Pfad, den ich ihm vorzeichne, und ergötze

sich, wie ich an meinem Funde mich ergötzt habe! Alsdann wäre ein Theil meiner Verpflichtungen abgetragen, wozu mich Tharands Bewohner, während meines fast zweyjährigen Aufenthaltes daselbst verbunden haben.

Wer kennt nicht das friedliche Tharand, in dessen einsiedlerischer Abgeschiedenheit niemand das Naheseyn der geräuschvollen Hauptstadt Sachsens ahndet. An manchen Sommersonntagen nur tönt etwas davon herüber zu den stillen Thalleuten, wenn sich drey- bis vierhundert genuß- und lebenslustige Städter dort sammeln, von Morgen bis gegen Mittag die gangbarsten Spazierwege, bergauf und ab, besuchen, am Mittage hoch schmausen, und, zufrieden mit ihrem Tagewerke, am Abend wieder nach der Stadt zurückfahren. Eine ruhigere Classe von Menschen ist die, welche die schönsten Sommermonate ganz dem Aufenthalte in diesem wirklich herrlichen Oertchen widmet. Vergeblich sucht man in Tharand das Walten und Treiben großer Kurorte; für die glänzende Classe der Universalmenschen, der Spieler, Koketten u. s. w. ist die Stille dieses Thales nicht; aber für Naturfreunde hat es Reize, welchen andere Badeorte weder durch ihre Theater, noch durch Pharaobanken das Gleichgewicht halten können.

Die Jahre 1804 und 1805 — was für herrliche Lebenspunkte auch für meine Erinnerungen! Der Zirkel von Edlen und Biedern, der sich damals in dem Schooße dieses Naturtempels gebildet hatte, welche reine Vergnügungen bot er nicht! Güte und Freundschaft waren seine Stützen. Der Winter kam, und niemand dachte daran, daß es Zeit sey, in die Haupt-

stadt zu eilen, um dort Zerstreuungen zu suchen; alle fühlten, auch der Winter habe Freuden, selbst im verschlossensten Thale, für harmonisch gestimmte Seelen.

Tharands malerisch schöne Umgebungen haben seit den neuesten Jahren Veränderungen erlitten, die nicht wohlthuend für ihre Verehrer sind. Da und dort haben die Elemente ihre Kraft verheerend erprobt; Menschenhand hat gebaut, zerstört — wie das zu gehen pflegt — und mancher Schönheitszug ist dadurch verwischt, undeutlich geworden, manches Schöne und Zarte unwiederbringlich verlohren gegangen.

Auf der Wiese in dem Weiseritzthale ist ein großes Haus, als Badehaus, und Versammlungsort für die Badegäste erbaut und eingerichtet worden; ich bin weit entfernt, es, als solches, zu tadeln; daran gebrach es. Säle, wie ihr hier findet, Bequemlichkeiten, wie sie euch hier sich darbieten, sucht ihr in manchem weit berühmteren Kurorte vergeblich; aber durch den Aufbau des Hauses ist die unnennbare Schönheit der Ansicht von dem sanften Wiesengrunde aus nach den Schloßtrümmern und nach der Kirche, und selbst nach dem Theile des einfachen Städtchens hin, welcher sich unter die schirmenden Felsen, worauf jene beyden stehen, so lieblich schmiegt, gestört worden. Die Anstalt ist schön, und verdient Beyfall und Unterstützung. Selbst die Quelle soll durch die Nachforschungen, welche sich an das Bauwesen anknüpften, mächtiger geworden seyn. Man kann das, was zum Baden erfordert wird, nirgends reinlicher, bequemer finden, als hier; schon das erleichtert bey dem Kranken die Rückkehr der Gesund-

heit — diese unberechnete Theilnahme, die man an ihm nimmt, damit sein Leiden gemildert werde. Die Bemühungen der bisherigen Wirthinnen, die sich des Besuchenden freundlich annehmen, bey denen er sich schnell einheimisch sieht, und sehr gut gehalten wird, verdienen Dank — das alles ist in Ordnung, stünde nur das Haus an einer andern Stelle! Harmonischer zum ganzen Gemälde hätte gefühlvoller Kunstsinn den Standpunkt erwählen müssen, wo das Haus erbaut werden sollte, hätte die Formen in dem Verhältnisse zu diesem Ganzen entworfen; alsdann wäre der herrlichste Gewinn daraus hervorgegangen. Der Baugeschmack an dem Hause zeichnet sich überdieß so wenig aus, daß dadurch nichts ausgeglichen wird.

Ich wandle weiter; die Schloßtrümmer bleiben mir zur Rechten, dann hebt und senkt sich die bequeme Bahn ziemlich an der mitteln Höhe des Kiehnberges hin. Es ist einer der gelungensten Pfade in weiten, großen Naturgärten, die man nur sehen kann; bald gewährt er dem Auge freyen Ausblick hinüber nach dem Somms-dorfer Berge, bald hinab in das Thal, und endlich, immer dunkler, senkt er sich mehr abwärts. Eine Einbiegung in den Berg, mit hehren Buchen bewachsen, hält den Wandelnden fest; jedem ward eigen zu Muthe, der in dieses heilige Halbdunkel trat, jedem nannte das Gefühl diesen Platz die heiligen Hallen. Nur der konnte über die eigenthümliche, einzige Schönheit dieser Stelle, wo kraftvoll emporstrebende Buchen gerade über ihm, in Thurmhöhe, einen Dom bildeten; die Stämme, unten völlig frey von allem Laubholze,

wie Säulen emporstarrten; der Berg sich hinter ihm sanft aufwärts beugte, als sollte durch diesen die Ruhe gesichert, der Lichtzudrang gehemmt, der Eindruck des Ganzen vollendet werden, völlig geltend urtheilen, der sie oft besuchte, bey dem ersten Morgenstrahle, so wie in feyerlicher Abendstille, und der stets vergeblich nach einer ähnlichen Stelle, auf deutschem Boden wenigstens, in der Erinnerung sich umsah, vergeblich nach Worten suchte für den Ausdruck seiner Empfindungen. Aber auch der nur kann es jetzt recht tief bedauern, daß diese heiligen Hallen fast vernichtet sind. Zürnt mit dem Sturmwinde, den die Allmacht aussendet über die Erde — er that es, er zerbrach einige der prächtigsten von diesen hohen Tempelpfeilern. Ihre Wipfel hatten die Kuppel gebildet, die nun unersetzliche Lücken behält.

Man hat sich bemüht, in derselben Lage des Kiehnberges, höher hinauf, eine ähnliche Stelle aufzufinden; man hat sogar zwey gefunden und durch Wege zugänglich gemacht — aber lieben Freunde, die Natur ist nicht so freygebig in Hervorbringung von dergleichen Prachtscenen; die heiligen Hallen sind in dieser Vervielfältigung durchaus nicht ersetzt, und nie werdet ihr sie ersetzen können!

Den verstorbenen Hofrath von L....n, (welchem jener kleine Denkstein an dem Sommsdorfer Berge nicht schmeichelt, wenn er ihn den Verschönerer Tharands nennt) leitete der Genius bey der Anlage der Gänge zu den angenehmsten Ruhepunkten, zu den schönsten Aus- und Ansichten; diese sollte man getreu hegen und unterhalten. Einen der anmuthigsten fand ich im Sommer

des vorigen Jahres kaum noch gangbar; jenen stillen Pfad, der die Straße nach Grillenburg und das kleine Tharanter Armenhaus rechter Hand liegen läßt, und an der Rückseite des Kiehnberges auf dessen Gipfel führt; die kleinen Brücken über den Bach waren fast durchgängig zertrümmert, und von jenem Ruhepunkte mit herrlicher Aussicht nach der Harthe, von der in Beschreibung oft erwähnten Einsiedeley, war keine Spur mehr übrig. Ich fand die Stätte, voll Trümmer von den Lehmwänden und dem Strohdache. Das hat der bösartigste Muthwille verübt, der auch das Heiligste antastet. Ein reicher Naturfreund sollte den Verlust wieder ersetzen, und die Hütte, einfacher, als sie war, wieder aufbauen.

Die schöne Ansicht des Wasserfalls in dem Gersdorfer Grunde sucht ihr jetzt auch vergebens. Es war eine Zeit, wo man freudig hinwandelte zu dem lieblichen Felsen, über den, bescheiden versteckt, der Bach hinabstürzt. Eine Tanne aus der grauesten Vorzeit wand eine von ihren Baumgleichen Wurzeln über den obern Rand des Felsen hin, und in zwey Riesenstämmen strebte der stolze Baum den Wolken zu. Es war einer der schönsten Bäume in der Gegend, in dem Zusammenhang mit der ganzen Umgebung der schönste weit und breit. Viele Naturfreunde fühlten dieß; einer von den Stämmen trug den goldenen Namenszug einer Edlen, die in Tharand gestorben ist. Ihre Freunde glaubten, dieses Andenken an die Theure keiner sicherern Stelle anvertrauen zu können. Wie sehr haben sie sich getäuscht. In dem Jahre 1805 traf die mörderische

Axt diesen prächtigen Baum; die Wurzel ward hierauf forstmäßig ausgerodet, und damit der Fels selbst an seinen schönsten Formen verletzt.

Mich besuchte damals ein Freund aus der Ferne, dem ich Tharands Naturschönheiten zu zeigen eilte; unter meinen leichtentworfenen Handzeichnungen hatte der Wasserfall in dem Gersdorfer Grunde seine Aufmerksamkeit vorzüglich erregt. Wir gehen hin; ich suche den Standpunkt — vergeblich — alle Schönheit war verschwunden. Damals klagte die Nymphe der Quelle durch einen ihrer Freunde über diese forstgerechte Grausamkeit; in der Zeitung für die elegante Welt stand ihre Klage. Der Mann, der den Baum niederschlagen ließ, ruht jetzt im Grabe, und sanft ruhe seine Asche. Der nutzbaren Bäume hat er in seinem Leben viele Tausende gepflanzt; ein Gedächtnißstein giebt ihm dieses Zeugniß bey der Nachwelt. Der Mann hat seinen Forst wohl verwaltet, aber Naturgefühl hat er keines gehabt, er hätte sonst den ehrwürdigen Baum über dem Wasserfall nicht der Axt überliefert.

Bey meinem fast zweyjährigen Aufenthalt in Tharand standen jene Schönheiten noch unverletzt da; ich suchte sie aber nicht nur auf, da, wo andere mich zu ihnen leiteten, auf schon gebahnten Wegen; ich spürte neue auf, in verborgenen Bergschluchten, in abgelegenen Seitenthälern, und jetzt scheint mir der rechte Zeitpunkt zu seyn, einige der schönsten Parthieen, die ich damals fand und zeichnete, in kleinen Nachbildungen bekannt zu machen. Sie können mit Recht die Neugierde locken, und wer, bis bequemere Wege hingeleitet

werden, meinen Fingerzeigen nachgehen will, wird sich für jene neuerlich entstandenen Entbehrungen an Naturgenüssen gewiß entschädigt finden. Vielleicht gelingt es mir dadurch, die Behörde selbst, welcher die Verschönerung, und damit die Sorge für das Aufkommen des Badeortes Tharand obliegt, aufmerksam zu machen, auf Stellen, wo etwas Neues mit Erfolg versucht werden könnte. Vielleicht auch findet ein Reicher Freude daran, den hier angegebenen Spuren mit mehr Bequemlichkeit nachzugehen; er läßt vor sich her Wege bahnen, und Tharand, dieser geräuschlose Erdpunkt, dem ich vor andern hold bin und bleibe, erhält dadurch neue Bereicherungen.

Nr. 17. Wasserfall im Hartgraben, am Sommsdorfer Berge.

Wer Tharand nur flüchtig gesehen hat, sucht diesen Wasserfall nicht in dem Weiseritzthale. Selbst in dem kleinen Bilde erregt er Interesse, und doch — wie sehr hat ihm die allzu beträchtliche Verjüngung geschadet; wie unendlich schöner ist er in der Natur! Aber suchen müßt ihr ihn; auf den jetzt gebahnten Wegen findet ihr ihn nicht.

Von dem Bade führt ein geebneter Pfad das Weiseritzthal entlang, den Fluß aufwärts, der uns zur Linken bleibt. An sich gehört dieser Lustwandel zu den angenehmsten, da er wenige Mühe erfordert und mannigfaltig abwechselnde Ansichten gewährt. Wir gehen an der äußersten Mühle vorbey, die uns rechts bleibt, und weiter hinaus bis zu der Wiese, auf welcher die

Bürger von Tharand alljährlich ihre Schützenübungen anstellen. Dort führt ein hoher Steg über die Weiseritz. Der rechte Zeitpunkt zu dieser Wanderung in das Thal ist alsdann, wenn der Fluß nicht sparsam Wasser führt; fehlt es ihm daran, so verschwindet ein Theil der Schönheit, das Lebendige fehlt. Auch mangelt in dürrer Zeit dem Wasserfall, den wir besuchen wollen, der Reichthum, welcher ihn auszeichnet. Das hat er mit allen großen und kleinen Naturscenen von dieser Art gemein; selbst der Rheinfall bey Schaffhausen gewährt im höchsten, dürresten Sommer ein Bild, das kaum irgend eine Vergleichung mit dem aushält, wovon der Beschauende überrascht wird, wenn er sich diesem großen Naturwunder zu Ende des Junius, oder in der Mitte des Julius nähert, wenn auf den Hochgebirgen der Schnee geschmolzen ist.

Hat es einen oder zwey Tage geregnet, und wir besuchen nun das Weiseritzthal, so schimmert alles von neuer Lebensfülle, und freudiger hüpft und wogt das Wasser im Fluß. Von da an bleibt die Weiseritz rechts; wir verlassen das Thal nicht, wenn uns gleich ein gebahnter Fußweg links den Berg hinauf locken will; es ist der Fußpfad nach Heckendorf. Wenn ein Theil davon etwas bequemer gelegt, und ungefähr in der Hälfte des Berges an diesem hin rechts fortgeführt würde, da im Gegentheil der Hekendorfer Fußpfad sich oben im Gebüsche verliert, so könnte hier eine höchst reizende und lohnvolle Seitenpromenade entstehen. Sie führte zu einer felsigen Stelle, die mit Birken umwachsen ist, wo eine Ruhebank angebracht werden müßte, welche den

herrlichsten Anblick nach der Ruine von Tharand hin gewährt. Das Auge findet nirgends einen Punkt, von wo aus es dem Silberfaden des Flusses so weit in allen seinen Beugungen folgen kann, als hier. Den Hintergrund schließt Tharands Ruine, die dort so ganz einsiedlerisch verborgen sich darstellt, daß man gar keine Bewohnungen um sie her ahndet. Wie schön ist die Fülle der Buchenwälder, diesem Standpunkt gegen über; der breite und tiefe Grund unterbrechen sie, und verursachen, daß die Wellenlinien, womit die Berge konturnirt sind, die sich an der Ruine endigen, immer wieder beginnen müssen. Dieser reizende Standpunkt liegt unserem Wege nahe, daher sey er auch mit diesen wenigen Worten im Vorbeygehen berührt. Uns hält er in dem Wandel in der Ebene des Thales nicht ab; wir folgen einem schmalen Pfade, den die Floßleute sich bahnen, wenn sie das Floßholz in der Weiseritz von den Ufern abzustoßen ausgesendet werden. Für solche Leute ist auch ein holpericher Weg hinreichend, aber uns würde er weniger lästig, wenn vor uns her, nur da und dort, ein freundlicher, guter Wille die Hacke anlegen und den Pfad ebnen wollte. Das Thal wird enger, höher erscheinen uns die Berge, die näher an einander rücken, oft ist kein Weitergehen an dem Rande der Weiseritz möglich, wir müssen uns links durch Gebüsch etwas empordrängen, wozu uns auch hier jene eifrigen Flößer die Bahn schwach vorzeichnen. Oft sind es jetzt nur vorstehende Steine, auf welche sich der Schreitende stützen kann, aber sich doch sicher stützt. Der Pfad senkt sich wieder zur Weiseritz herab, auf eine schmale Gras-

fläche hin, und schon erblicken wir links vor uns die felsige Mündung des Baches, der den Wasserfall bildet. Vor Zeiten muß er oft furchtbare Gewalt geäußert haben, überall thürmen sich große, abgerissene Felsenblöcke an seiner Mündung auf, über welche er vielarmig seinen Eingang in die Weiseritz sucht; es sind Zeugen jener früheren großen Umschaffungen der Erde, deren Spuren uns in Erstaunen setzen. Ich rathe niemand, über die Syenitblöcke der Mündung hinauf nach dem Schlunde zu klettern, worin sich, jetzt noch gänzlich unsichtbar, der Wasserfall befindet; nicht nur gefährlich ist der Gang, auch die Wirkung der Ansicht leidet, wenn man sich ihr unter solchen Vorbereitungen nähert. Links lehnt sich der Grasboden an den Berg, der mit Fichten bewachsen war, und jetzt wieder junge Pflanzungen hat. Gerade hinauf geht es nicht gut, aber schräge hinauf läßt sich der Berg gut ersteigen, da der Boden nicht felsig, sondern mit Walderde belegt ist. Wir nehmen die Richtung nach den, rechts oben, vorragenden Felsenzacken hin. Zwey- bis dreymal im Zickzack abgebrochen, so wird der Weg nicht beschwerlich, und, selbst wie jetzt der Berg liegt, habe ich sogar Frauenzimmer hinauf geführt, mit der einzigen Vorsicht, daß ich voranging, und da und dort eine Stufe zum Auftreten, mit einem kleinen Karst, den ich bey dergleichen Wanderungen als Stock trug, ausgrub.

Wie überraschend und belohnend ist der Anblick, wenn man diesen Bergrand erreicht hat! Wir sehen jenseits hinab in ein Becken, das aus lauter kahlen Felsentrümmern gebildet ist, und an dessen Hintergrunde der

Wasserfall sich zeigt. Zu seinem Rande hinab zu kommen, ist nicht schwer, auch sind wenige Schritte dazu erforderlich; aber einzig in ihrer Art ist die Empfindung, welche den Besuchenden ergreift, der hier durchaus abgesondert von den bekannten Tharander Umgebungen, sich in eine Einöde geschlossen sieht, die einen ganz besondern, der Gegend fremden Charakter hat, und durch den wirklich malerischen Wasserfall so anziehend wird, daß man gerne verweilt. Wo Leben rauscht und quillt, da ist der Mensch gern; gleich wird er da geschäftig, gleich will er einwirken mit Kraft; dort findet er an dem Wasserfall etwas zu reinigen, Moos, Gestrüppe weg zu ziehen; dort hindert ein dürrer Baumzweig, der auf dem Felsen liegen blieb; dort versucht er einen Stein vorzuschieben, um neuen Widerstand zu bewirken, neues Aufbrausen des beschäumten Baches. Einige Augenblicke läßt sich der das neue Machwerk gefallen, aber bald folgt ein Stoß, und dahin ist der Schutzbau kindischer Laune. Oder ein abgehauener Baumstamm bietet ihm Sitz; er zieht Papier und Zeichenstift hervor, und entwirft flüchtig die Scene, die er hier mit so großem Vergnügen sieht. Wie eilt das stürzende Wasser, wie gern mögt' er es festhalten, fesseln, damit ihm die schwere Mühe bey seinem Entwurf erleichtert werde. Ein anderer wirft bunte Kiesel in das Becken, oder Steine in den Fall selbst, der sie ihm zürnend wieder entgegen wirft, und ein Mädchen pflückt wohl die sparsamen Randblumen, und überläßt sie den kleinen beschäumten Wellen, damit doch auch ihre Hand nicht unthätig bleibe, wo alles so lebendig sich zeigt.

Die Kühle, die von dem Sturze herüber weht, ist sehr labend; wie oft hat sie mich erquickt, wenn ich auf einen Stein gelagert, Schillers Don Carlos in der Hand, vergaß, daß die Sonne niedersinkt, und Zeit zur Rückkehr sey. Auch nicht eine Ahndung von einer menschlichen Annäherung stört euch in dieser köstlichen Verborgenheit; nicht einmal eine Erdbeerepflückerin wird die Stelle besuchen, die keine Erdbeeren oder Himbeeren hervorbringt, wie sie die gegenüberliegenden sonnigen Abhänge in Ueberfluß erzeugen.

Von hier aus kann man dem stürzenden Bache nachgehen, wo bald jenes ungeheure Felsengewirre an dessen Ausfluß in die Weiseritz erreicht wird; oder wir lassen uns von der Neugierde antreiben, an dem Wasserfall seitwärts hinauf zu klettern, und seinem Ursprung nachzugehen; auch dort sind schöne Parthieen, die man auf den bisher bekannten Tharander Promenaden vergeblich suchen wird. Man könnte von da den Rückweg antreten, würde bald in den Hekendorfer Fußpfad, und auf ihm bey dem zuerst erwähnten festen, hohen Stege den Berg bequem wieder herabkommen.

Nr. 18. Bey dem Ausfluß der Hekenbach in die Weiseritz.

Wem die Mühen des Weges zu dem Wasserfall in dem Harthgraben nicht abschrecken konnten, der wird mir auch hieher, im Geiste wenigstens, folgen. Für Manchen ist das Mühevolle gerade das, was ihn reizt; das Leichte, das Alltägliche überläßt er andern. Ich habe

abſichtlich zuerſt eine näher an Tharand liegende Anſicht geſchildert; die gegenwärtige iſt etwas weiter entfernt, aber der ganze Weg dahin iſt einzig in ſeiner Art und höchſt abwechſelnd. Wir bleiben wieder im Weiſeritz-thale, wir beginnen ſogar da, wo unſere erſte Wanderung endigte, an dem Ausfluſſe jenes Baches, deſſen Fall uns feſthielt. Von da aus, immer jenſeits der Weiſeritz, ſchreiten wir an ihren Ufern hin; ſie gewährt uns einige ſchöne Anſichten in der Gegend, wo, auf dem andern Ufer des Fluſſes, der ſteile Pfad nach den hohen Buchen ſich erhebt. Weiter hin verengt ſich das Thal; drüben iſt gar kein Pfad mehr, auf unſerer Seite bleibt uns noch der, welchen die Floßleute gebahnt haben. Aber einſamer, rauher wird er ſtets. Jetzt hebt er ſich, ihr ſteht auf einem Felſenvorſprung am Berge, unter euch der unwegſame Fluß, hart, ſchroff abgeſchnitten die Felswand in einer Biegung; ihr könnt unmöglich den gegen über befindlichen Vorſprung des Felſen erreichen, der einſt mit dem, worauf ihr ſteht, zuſammengehangen haben muß; doch nur unverzagt; die Flößer haben zwey dünne Tannen übergelegt, und auf dieſen geht ihr behutſam hinüber. Nur einigemal wird euer Muth auf ähnliche Art auf die Probe geſetzt; ſelten nur hebt ſich der Pfad ſo hoch; häufiger zieht er ſich näher dem Ufer hin, und berührt feyerliche Waldparthieen; ſchöne, kleine Wieſengründe. Wie angenehm überraſcht hier bisweilen das Geläute von einigen im verborgenen Gebüſche weidenden Kühen; bisweilen auch fahrt ihr erſchrocken zuſammen, wenn es neben euch im Dickigt rauſcht, aufbricht, und ihr einen ſcheuentfliehenden

Hirsch, oder ein Reh kaum mit den Augen noch verfolgen könnt.

Das Thal scheint sich endlich ganz zu verschließen; die Weiseritz biegt schnell um, und erst, wenn ihr die verworrenen Felsenmassen erreicht habt, die sich vor den Ausfluß der Hekenbach wie ein Riesendamm hingelagert haben, seht ihr den Fluß euch wieder entgegen strömen. Gott der Natur, wie feyerlich ist hier dein Tempel! Ein recht schönes Wäldchen hat euch noch vorher aufgenommen, ehe ihr zu der Fichte kommt, an welche sich der höchst ärmliche Flößersteg anschließt, der über die Hekenbach führt. Einer der Hauptfelsblöcke vor der Mündung des Baches dient zur Unterlage; er liegt schon Tausende von Jahren so unter seinen Brüdern; ihr seht es, ihr ahndet es wenigstens, daß ganz andere Gewalten, ganz andere Ueberschwemmungen dazu erforderlich gewesen seyn müssen, durch welche diese Felsen gesprengt und hieher geschleudert werden konnten, als wir jetzt an dem Bach und selbst an der Weiseritz bemerken. Es ist so, ihr seht auch hier einen Standpunkt, der einen Blick in jene grausenvolle Periode der ungemessenen Vorzeit erlaubt, wo eine Erdbildung in Trümmer ging, und aus den Trümmern eine neue Erde sich bildete. Es ist schön hier; so einsam; ihr gehört euch so ganz selbst an, wie nicht leicht anderswo. Und doch, es ist kein enger Felsenschlund, der euch hier einschließt, rechts habt ihr die Weiseritz, ihr seht sie aus der Ferne auf euch zuströmen, und, rückwärts gebeugt, folgt ihr ihrem einsamen Laufe nach; aber von Menschenwohnungen fehlt hier die Spur, und, beym Himmel, es

giebt Stunden und Tage, wo dieses Ferneseyn von Ansiedlungen dem gepreßten Herzen Luft macht, der wunden Seele wohlthuend wird. Rechts über dem Flusse sind die Berge höher, thürmen sich kühner empor, mit einzeln vorragenden Felsenspitzen; euch zur Linken, und das Thal entlang, aus welchem die Hekenbach fließt, lehnen sie sich sanfter an, sind grasreich, weniger waldig, milder. Die Hekenbach selbst stürzt sich der Weiseritz zu; den letzten und bedeutendsten von ihren Fällen zeigt das kleine Bild Nr. 18.

Ich bin hier oft gewesen, mehrere Stunden lang ganz allein; das Geräusche des Baches und des Flusses, die über Felsen hineilen, stört diese Stille nicht, es gehört zum Ganzen, ohne solches ist das Herrliche des Platzes nicht denkbar. Es giebt zwey Wege zurück. Ich fand sie beyde ohne Führer. Einmal trieb mich Neugierde, an dem Wasser aufwärts zu gehen; es führte mich nach Hekendorf; der Weg hat Abwechslung, die Hekenbach ist von eignem Charakter, und nahe um Tharand her sieht man nichts ähnliches Vor Zeiten legten Bergkundige Stollen in diesem Thale an, sie gruben nach Gold; aber jetzt ist ihr Bauwesen verfallen. Noch ehe man nach Hekendorf kömmt, führt ein Fußpfad links den Berg hinauf, das ist der sehr gangbare Hekendorfer Fußsteig, der, oben im Walde auf den Bergrücken hin, ohne Fehl nach Tharand leitet.

Aber öfter war durch den Weg bis zu der Ansicht Nr. 18. meine Wanderlust noch nicht gestillt; da ging ich über den Flößersteg hinüber, und fand bald Ursache den Gang nicht zu bereuen. Der Weg ist schmal, aber

gebahnt; der Fluß kömmt uns gerade entgegen, und das Thal scheint wieder geschlossen. Auf einmal überrascht der Anblick eines Feldgestänges, das ein hohes, unter einem einfachen Breterhause befindliches Rad in Bewegung erhält. Zugleich treibt es ein kleines Pochwerk unter derselben Bedachung, und aus dem umherliegenden Gesteine seht ihr, daß hier nach Erz gegraben wird. Der Stollen zeigt sich sogleich. Das Werk ist im Gang, aber ihr könnt Stunden lang dastehen und niemand kömmt, denn von den zwey Arbeitern in dem Innern des Berges kömmt nur alsdann einer hervor, wenn der kleine Wagen wieder voll Gestein ist, den er vor sich her schiebt. Ich saß einst nahe dabey und zeichnete; die Hütte war mir im Rücken; mein Bruder war bey mir, er hatte sich in dem Walde zur Linken verlohren, dessen Fuß die Weiseritz uetzt. Wie einladend war diese zum Bade; ich vermißte den Bruder nicht; der hatte sich indessen im Gebüsche ausgekleidet, hatte eine junge Fichte abgebrochen, sich einen Kranz um den Kopf und einen dichteren um die Lenden gewunden und trat nun unversehens hervor aus des Waldes Dunkel, schritt gestützt auf seinen Fichtenstamm bis in des Wassers Mitte; das Ganze hatte nun eine Staffage, die nicht passender seyn konnte. Wie ein Wilder aus grauer Vorzeit, so sah er aus, drohte von fern mit dem Stock, als wäre niemand hier Herr, als er, tauchte unter im Wasser, und verschwand endlich wieder in dem Walde.

Wenige Schritte von dieser Stelle finden wir, eben so unerwartet, die Mühle von Dorfhain, die der Landmann unter dem Namen der Ochsenmühle kennt. Ein

trefflicher Erfrischungsort; der Müller nimmt euch freundlich auf, tischt köstlichen Rahm und Butter und Brod auf und für wenig Geld laßt ihr es euch herrlich bey ihm schmecken. Was für gesunde, schöne Knaben hatte der Mann damals, als ich ihn öfters besuchte; und wie heiter war jede Miene der Bewohner dieses kleinen Hauses! Bey der Mühle führt eine Brücke über die Weiseritz; wir folgen diesem gebahnten Wege, er leitet den Berg hinauf zu einer andern Seltenheit der Gegend, zu den hohen Buchen, deren nur leider alljährlich weniger werden. Es sind Bäume, die man nirgends schöner finden kann, aber in den neuesten Zeiten fand und traf sie die forstgerechte Axt so häufig, daß Bäume, die drey Männer mit ausgespannten Aermen kaum umfassen können, wie es sonst dort mehrere gab, bald so selten seyn müssen, und seltener, als die Zedern von Libanon. Ohne Anstoß führt dieser reizende Waldpfad nach Tharand zurück. —

Nr. 19. Seltsame Ansicht der Kirche und Ruine von Tharand.

Der Spatziergang, mit welchem ich jetzt die Freunde der schönen Natur bekannt machen will, entfernt uns nicht weit von dem Orte; aber etwas wegsamer müßte der Pfad gemacht werden, durch Anlage von Stufen weniger beschwerlich, als er jetzt ist, wenn Besuchende angelockt werden sollten, auch auf ihm Abwechslung für ihre Lustwandlungen zu suchen. Bey dem Lehngerichte gehen wir über die Brücke, und dann zur Linken den Fußsteig hinauf, der nach Dehlen führt. Der Land-

mann und die geübte Bauerfrau steigen ihn ohne Beschwerde, für den Städter ist sein Anhang zu steil, bald zu steinig, bald zu naß; aber dem könnte abgeholfen werden. Tharand bleibt unter uns zurück; zu beyden Seiten heben sich steile Berge, wovon der eine mit Wald bewachsen ist, der andere einen glatten, grünen Teppich und nur weniges Strauchwerk hat. Um uns die Ueberraschung des Anblicks nicht zu verderben, sehen wir uns bey diesem Aufklimmen nicht um; mag es rauschen unter uns, mögen Stimmen zu uns aus dem schmalen Schlunde heraufdringen; uns irrt es nicht; wir machen bald an einer kleinen grasigen Fläche, wo die Berge bald anfangen sich zu verflächen, einen Ruhepunkt, und sehen zurück in das Thal. Abendbeleuchtung gewährt dabey den meisten Zauber. Verschwunden ist Tharand; tief unter uns drängt sich der waldige Kirchberg vor, und Kirche und Ruine sind die einzigen Merkmale, die uns ahnden lassen, daß hier unten Menschenansiedlungen seyen. Durch unsern hohen Standpunkt erscheint der Kiehnberg hinter der Ruine weit höher; wir ermessen seine Wellenlinien, und das Rindenhäuschen auf seiner höchsten Spitze zeigt sich uns deutlich. Und so, wie ich den Entwurf in Nr. 19. gebe, so ohne alle Zerstreuung erscheint das ganze Bild; rechts der steile, grasige Abhang, links der waldige Berg, und vor uns die sparsamen Zeugnisse ehemaliger und gegenwärtiger Bewohner. Eine Gruppe von Schaafen mit einer Ziege war einst, als ich hinauf kam, eine recht passende Staffage für dieses Gemälde. Man müßte einen Sitz gerade an diesem Punkt der Aussicht anlegen;

einige Bäume dazu pflanzen, damit sich Schatten bildete; es wäre ein herrlicher Ruhepunkt für alle, welche des Weges kommen.

Von dieser Seite gegen Abend, wenn die Sonne schon abwärts sinkt, sich Tharand zuerst zu nähern, muß einen entschieden eigenen Eindruck machen; niemand erwartet hier, was er unten im Thale findet. Der Ruhesitz, den der Wanderer hier anträfe, würde ihm schon aus der Ferne die freundlichen Gesinnungen der Leute in dem Thale kund machen.

Wir gehen weiter, denn auf eben diesem Wege wird uns noch eine andere, sehr angenehme Ansicht zu Theil. Bald sind wir auf der hohen Ebene, die vortrefflich angebaut wird, und in ihrer wucherlichen Getreidepflanzung einen auffallenden Contrast mit den düstern, magern Berghalden im Thale macht. Je weiter wir kommen, desto ausgedehnter wird dieser erfreuliche Schauplatz des menschlichen Fleißes; wir lassen einige rechts durch Aecker hinleitende Feldwege liegen, und folgen erst dem vierten Feldwege, der uns von der gerade ausgehenden Straße rechts abführt. Ein ganz neues, einsam stehendes Gehöfte bleibt uns nun zur Linken. Der Weg senkt sich gegen einen waldigen Grund hinab; vorher noch gewährt unser hoher Standpunkt schöne Aussichten, gegen Böhmen hin, gegen Dresden zu; es ist eine herrliche, freye Alp, auf welcher wir wandeln. Der Weg abwärts in den tiefen Wald unter uns ist gebahnt, aber Wagen, die ihn zu manchen Zeiten befahren, müssen sehr beschwerlich durchkommen können. Es ist die Bassenitz, wohin wir kommen, und bey der Ansicht Nr. 20. verweilen.

Nr. 20. Wasserfall in der Bassenitz.

Durch die Bassenitz hin läuft ein Waldbach, der sich an der Dresdner Straße in die Weisenitz ergießt. Der ganze Grund ist mit Wald bewachsen, und senkt sich gegen die Weisenitz in mahlerischen Beugungen herab. Einst soll ein Eremit dieses Seitenthal zu seiner Wohnung erkohren und seine Hütte darin erbaut haben; das Volk sieht noch um Mitternacht seinen Geist in brauner Kutte darin auf- und abwandeln. Daß hier ein Einsiedler hausen konnte, in Zeiten, wo Tharand vielleicht noch nicht als Städtchen stand, und noch wenig Verkehr in dem Tharander Grunde war, das will ich wohl glauben, und eine einfache Hütte, nahe dem Wasserfall würde der Sage zu Hülfe kommen und zweckmäßig seyn. Mit geringer Mühe wäre der Pfad zu dem Fall eingeleitet, der sehr reizend ist. Die Bassenitz hat sich über einen Felsen Bahn gemacht, und stürzt, zwischen Gesträuche, in ein Becken hinab, das zart gebogen ist, und durch den reinsten Sand auf dem Grunde dem Wäßer Spiegelhelle giebt. An dem hohen Erdreich zur rechten ist ein Plätzchen, wo an dem Rande des Beckens die einfache Ruhebank ihre Stelle haben müßte, wie sie für diesen Ort sich schickt. Der Wasserfall erscheint da ganz so, wie ich ihn abgebildet habe. Wie ungestört sitzt man da, wie angenehm ist hier einsames Lesen! Der Weg, der sich durch diesen Grund führt, geht oben an dem Falle weg ganz nahe dabey, und doch kann man dort niemand sehen, der unten an dem Becken verweilt; über ihm wölbt das Gebüsch eine natürliche Laube.

Wer von hier aus abwärts geht, erreicht bald die Dresdner Kunststraße, die ihn bequem nach Tharand zurückbringt. Zur Zeit, wenn Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren reifen, ist der Lustwandel in die Wasserits um so angenehmer, da der Wandelnde dort reiche Ausbeute für den Gaumen findet; und was ist erfreulicher während des Aufenthaltes auf dem Lande, als den zurückgebliebenen Freunden einen Strauß von solchen lieblich mundenden Früchten mitzubringen; wie hoch steht nicht eine solche einfache Gabe im Preise! —

Wäre mir Raum übrig zu noch einigen Darstellungen, so würde ich es versuchen, den Freunden der Natur noch einige Ausflüge vorzuzeichnen, die durchaus lohnvoll, und wenig bekannt sind. Wagt es nur, auch hier weise zu seyn, und von dem gewöhnlich Hergebrachten abzugehen, wagt einige Tage, statt einen, daran, um Tharands Naturschönheiten besser kennen zu lernen, ihr werdet euch wundern, und keinen von diesen Schritten bereuen, keinen von den auf diese Art hingebrachten Tagen für gewinnlos halten. So, wenn ihr Lust zu wandeln habt, folgt mir in das Thal, hinter dem v. Lindemannischen Gute, nahe bey Tharand. Eine bedeckte Brücke führt uns über die Tharander Weiserits, und vor uns öffnet sich ein Seitenthal, das die rothe Weiserits durchflutet, die sich bey Hainsbach mit der Tharander Weiserits vereinigt. Ich glaube, man nennt diesen Arm, oder diese Seitenquelle auch die wilde Weiserits, und dieser Beyname gebührt ihr. Bey einiger Wasserfülle gewähren ihre Ufer höchst mahlerische Ansichten. Das Thal ist enge, theils waldig, theils felsig.

An den Felsen hat niemand gehämmert, oder gemeiselt; alles liegt und steht in alter Urpracht. An den Bergen zur Linken stoßen wir auf Punkte, wo uns grause Zerstörung früherer Naturgewalt bey jedem Blicke sichtbar wird, wo Trümmer der früheren Gebirgformationen, in schrecklichen Massen aufgethürmt, den Pfad unterbrechen, und die reiche Baumvegetation zwischen den Ritzen und Fugen der Granit- und Syenitblöcke zeugt uns von dem hohen Alter dieser Verwüstung. Zur Rechten stellen sich andere Gemählde dar; noch nahe dem Eingange sehen wir über dem Flusse drüben kahles Gestein auf der Bergspitze, hinter Gesträuchen und Bäumen; es sind Thürme, Zinnen eines alten Raubschlosses; dazu macht sie die Phantasie wenigstens; aber doch ist alles Naturwerk. Die ganze Lage genau so, wie wir sie bey alten Burgen finden. Weiterhin, auch jenseits des Flusses zeigt sich eine Felsenhöhle, von seltener, mahlerischer Gestaltung. Der Wald hinter ihr am Berge hoch emporstrebend, wie frisch, wie schön, und die Felsen selbst, welche die Höhle bilden, wie mahlerisch gebrochen, wie reizend von leichtem Gebüsche bekränzt; wie viel wird daran weise versteckt, wie viel auch sichtbar, damit das Ganze in aller Schönheitsfülle erscheine. Bey hohem Wasser strömt der Fluß hinein in diese Grotte, bey niedrigem wird sie durch wenige Vorkehrungen zugänglich, aber alsdann fehlt der Ansicht das Lebendige. Waldströme, wie die Weiseritzen, sind nicht schön, wenn das Wasser sich nur spärlich zwischen ihrem kahlen Kieselgeschiebe hinschleicht. Der verstorbene H. v. L. n gab einst, bey niedrigem Wasserstand, einigen Freunden eine Fete in der Grotte,

welche er in Geheim zu ihrer Aufnahme hatte einrichten und ländlich schmücken lassen. Fröhlich ging der Pokal von Hand in Hand, und bey der erquickenden Kühle des Ortes muß da der Rebensaft alle seine Labekräfte äußern können. Dieser Mann war ächter Freund der Natur, und in ihrem Schoose lebte er ein gar frohes, genußreiches Leben. Er war nicht ohne Kunsttalent, und die Muse blieb noch in vorgerückten Jahren seine Vertraute. Um Tharand hat er sich bleibend verdient gemacht; Tharands Einwohner haben ihn mit ihrem Bürgerrechte beehrt, und ich glaube, sein Name werde noch lange im Stillen genannt seyn, wenn gleich theils die Macht der Zeit, theils die fast noch größere Macht der veränderten Verhältnisse und Meinungen vieles von seinen Anlagen verwischt haben, und ferner verwischen werden.

Vielleicht erstehen neue Hoffnungsblüthen für das mir liebe Städtchen aus dem Wenigen, was ich hier ausgestreut habe; Tharand selbst ist ohnehin aus den Flammen, die einen Theil, gerade den schönsten trafen, schöner erstanden, und bietet den Fremden jetzt weit mehr Bequemlichkeiten der Wohnung dar, als vorher.

Nro 21

Nro. 22.

Ich Thor, der ich dir zu Liebe meine Harfe verbrannte.

(Smeing a loisgeadh a thiompan ria.)

Sprichwort in den Schottischen Hochlanden.

Nro. 21.

Doktor Franklin hat in seinen Schriften ein Sprichwort, das er selbst im Gebrauch führte unterhaltend erklärt; es heißt: der hat die Pfeife zu theuer gekauft! Das Sprichwort, welches diesen Zeilen zur Aufschrift dient, gründet sich auf eine Sage, die so hübsch klingt, daß ich glaube, meinen Lesern damit einige Unterhaltung gewähren zu können.

Auf der Insel Mull lebte vor vielen Jahren ein holdes Mädchen, armer Aeltern Kind; die Großmutter der Kleinen, auf einer andern von den Schottischen Inseln ansässig und wohlhabend, fand bey einem Besuche auf Mull Freude an ihr, nahm sie mit sich und erzog sie, und gerne willigten die Aeltern ein; denn die Großmutter sprach: das Mädchen soll meinen Namen führen, und mein Vermögen erben. Die Kleine wuchs heran, ihrer Pflegerin zur Freude, und allen Freunden und Bekannten zum Wohlgefallen. Unfern dem großmütterlichen Hause erhob sich das Haus eines Herrn von Adel, er hatte nur einen Sohn, an Jahren der kleinen Fremden gleich. Diese weidete der Großmutter Schaafe, seitdem sie den Kinderjahren entwachsen war, und der Jüngling jagte auf den Bergen, und vertrieb sich die Zeit mit Fischfang,

Liedern und Scherz, und oft trafen beyde im Felde zufällig zusammen, scherzten mit einander, und sahen sich gern, und bald war es mehr als Zufall, daß sie sich gar oft auf der Heide und am Hügel fanden. Es verging endlich kein Tag, an dem sich die jungen Liebenden nicht gesehen und gesprochen hätten. Bey dem Mädchen entwickelten sich täglich höhere Reize, täglich wurde des Jünglings Liebe glühender, und beyden schien nichts leichter, als nach wenigen Jahren durch Priestersegen sich vereinigt zu sehen. Was achteten sie, im Drange ihrer Empfindungen, die unübersteiglichen Hindernisse, welche Verschiedenheit des Standes ihrer Vereinigung entgegen warfen? Er von Adel, sie aus gemeinem Stande, — des Jünglings Aeltern würden nach damaliger Denkart nie eingewilliget haben.

Aber plötzlich starb die Großmutter; des Mädchens Aeltern holten ihre Tochter ab, und führten sie in das väterliche Haus auf der Insel Mull zurück. Verschwunden waren die süßen Freuden der ersten Liebe, und bitter der Trennung Schmerzen.

Auf der Insel wohnte damals ein Harfner, dessen Ruhm weit im Lande erscholl; seine Zeitgenossen hielten ihn für den ersten in dieser Kunst. Doch immer ward ein Theil des Lobes, das man seiner Geschicklichkeit zollte, der Harfe selbst zugewendet, welche für ein ganz vorzügliches, in seiner Art einziges Instrument gehalten wurde. Dieser berühmte Sänger und Tonkünstler warb um Herz und Hand des schönen Mädchens, und erhielt, weil eine Verbindung mit ihm für eine gute Parthie galt, wenigstens das Letztere, denn das schwache Herz hing noch

mit seinem Wünschen und Hoffen hinüber nach der blauen Ferne, wo der Jugendgespiele wohnte. Der Harfner ahndete nichts davon, und das Mädchen schien bemüht, jene früheren Eindrücke zu verwischen, und des Gatten Liebe mit Gegenliebe zu lohnen. Die allgemeine Achtung, die er genoß, war es vorzüglich, was ihr seine Bewerbungen theuer machte. Entfernung, Zerstreuung, Neuheit, — kurz die junge Frau war schon ziemlich auf der rechten Bahn, das Glück ihres Gatten dauerhaft zu gründen, als ein Zufall die ganze Aussaat zerstörte. Der Harfner liebte seine schöne, junge Gattin über alles; nach ihr seine Harfe, und jene sowohl als diese behielt er bey sich auf allen seinen Wegen. Harmonie und Wohlstand hatten ihren Sitz in dem Hause des Harfners.

Plötzlich kömmt Kunde, daß ein naher Verwandter auf der andern Küste der Insel krank darnieder liege; der Harfner und seine Frau zögern nicht, ihm menschenfreundlich zu Hülfe zu eilen. Die junge Frau an seiner Hand, die Harfe unter dem andern Arme, so zog der Harfner aus. Es war ein kalter Wintertag, und der Wind tobte gewaltig; rauher und heftiger, da die Wandernden auf sehr schlechtem Wege endlich den Gipfel eines Berges erreicht hatten. Weiter vermogte das junge Weib nicht zu gehen, es erlag den Beschwerden, dem Froste, der Ermüdung. Der besorgte Gatte bereitete ihr einen Sitz von Moos, ohnmächtig sank sie hin, und es erforderte alle Mühe, sie wieder ins Leben zu bringen. Es gelang der zärtlichen Sorgfalt des Harfners, der nun eilig ein Feuer anzuzünden suchte, zur Erwärmung seiner theuren Gefährtin. Aber kein Baum, kein Gebüsche war in der

Nähe, Heidestengel waren das einzige, was er fand, um die aus dem Stahl gelockten Funken aufzufangen. Wie dürftig war dieses Brennmaterial, und wie gering der Vorrath weit umher, denn auf dieser öden Stelle gedieh nicht einmal das ärmliche Heidekraut.

Die Betrübniß des Harfners war ohne Grenzen, aber eben so schnell sein Entschluß; er zerbricht die Harfe, und opfert sie der Flamme, damit seiner Gattin Kraft und Wärme wieder zurückkehre. Mit diesen kostbaren Trümmern nährt er die Flamme, und die letzten sind so eben hingelegt auf diesen Altar der höchsten Zärtlichkeit, als ein junger Mann im Jagdkleide des Weges kömmt. Er hatte dem Wilde nachgesetzt, und war durch den Rauch angelockt worden, den das theure Feuer verbreitete. Wie lebhaft war das Erstaunen dieses Fremdlings, als er die zarte Frau erblickte, so schön, so leidend; theilnehmend bot er ihr alle Hülfe an, er reichte ihr Speise und Trank zur Erquickung. Der Harfner war voll Dank für diese Erbietungen, denn um die Reise nicht zu erschweren, und in der Hoffnung bald in einer wirthlichen Hütte unterzukommen, hatte er nicht für Stärkungsmittel gesorgt, als sie abreisten. Aber die arme Frau wäre bey dem Anblick des freundlichen Jägers bald auf's neue in Ohnmacht gesunken; denn sogleich erkannte sie, daß es niemand anders sey, als der Gespiele ihrer frohen Jugendjahre, der Geliebte ihres Herzens. Doch bald erholte sie sich von dieser Ueberraschung; es wurde getrunken, gegessen, man war froher Dinge, und der Harfner hüpfte für Lust, als seine theure Gattin so voll Heiterkeit sprach, so voll Vertrauen mit dem Fremdling sich unterhielt, daß jeder ande-

re, als er, dessen treuer Seele Argwohn fremde war, die frühere Bekanntschaft geahndet haben müßte. Eine höchst unglückliche Minute für das schwache, liebende Weib. Die frohesten Erinnerungen aus der Rosenzeit ihrer Jugend drängten sich in ihrem Gemüthe; jene Tage voll Glanz und Glück, sie traten so lebhaft vor sie hin; mit soviel neuem Reize geschmückt, erblickte sie den jungen Mann, den sie als ihren Retter betrachtete, — und dahin waren die Gefühle der Achtung, der Dankbarkeit, der aufkeimenden Liebe, die sich auf jene stützte. Der holde Jäger las in diesen Blicken, in diesem schüchternen Erröthen der schönen jungen Frau sein Glück; zur heftigsten Flamme erwuchs seine Leidenschaft, und kaum zügelte er noch Wort und Blicke in des Gatten Gegenwart. Ein kühner Entschluß wurde Meister in seinem Innern, ohne Rede verstand ihn die Frau, und half zu seiner Ausführung.

Der getäuschte Harfner ermahnte endlich zum Aufbruch, und der junge Mann erbot sich zur Begleitung, bis er sie ganz ausser Gefahr wüßte. Im Gehen vollendeten einige leise geflisterte Worte seinen Sieg. Als sie den Eingang einer tiefen, waldigen Schlucht erreichten, aus welcher fernher ein Bach rauschte, klagte die Treulose über heftigen Durst; ein Stein bot ihr Sitz an, und der Gatte eilte unverdrossen über Stock über Stein hinab, Wasser aus der tiefen, unwegsamen Schlucht zu holen. Es kostete Mühe — und als er wiederkam, war der fremde Jäger mit der jungen, liebreizenden Gattin entflohen; dahin Frau und Harfe! Der Betrogene rief voll Verzweiflung aus: ich Thor, der ich dir zu Liebe meine Harfe verbrannte! Noch bis auf den

heutigen Tag ruft eben so in den Hochlanden und auf den schottischen Inseln jeder, dem Undank für Liebe, Güte und Treue zu Theil wird.

Die Mumie der Lady Kilsyth und ihres Säuglings.

Nro. 22.

Graf William Kilsyth gehörte zu den Anhängern des Prätendenten von Schottland, dessen mühevolles Leben unter oft erneuerten, vergeblichen Versuchen, sich die Krone seiner Väter wieder auf das Haupt zu setzen, ruhmlos hinschlich. Williams Gattin, Lady Johanna, war die Tochter des Lord William Cochrane, aus der Familie der Grafen von Dundonald. Er heirathete sie als Wittwe; sie hatte mit dem Grafen Dunder in kurzer Ehe gelebt. Die Schlacht bey Killikranky kostete ihrem ersten Gatten das Leben, und die junge, schöne Wittwe fand ungefähr ein Jahr nach dieser Begebenheit in der Bekanntschaft mit dem Grafen Kilsyth Veranlassung zu dieser zweyten Ehe. Bey einem Besuch auf den Gütern seiner Familie hatte sich jene angeknüpft. Ein goldner Ring, an der Aussenseite mit Myrten geziert, an der innern mit der Inschrift: yours onlly and ever, (dein, einzig und ewig) schloß das schöne Bündniß. Festlich ward die Vermählung gefeyert, aber schon den Tag nachher verlor die Lady, beym Lustwandel im Garten, ihren Ring von dem Finger. Man hielt diesen Verlust für eine üble Vor-

bedeutung, und bot große Belohnung dem, der ihn wieder finden würde. Keine Stelle in dem Garten blieb undurchsucht, undurchwühlt, allein der Ring ward nicht wieder gefunden. So unter traurigen Aussichten begann die neue Ehe, und so wenig der Verlust des Ringes daran Schuld seyn konnte, so war und blieb und endete sie doch sehr traurig.

Eingeschaltet sey hier, daß beynahe hundert Jahre vergingen, ehe des Ringes wieder gedacht wurde. In dem Jahre 1796 fand ihn der damalige Besitzer des Gartens, als er bey dem Umgraben ein Stück Erde zerschlug. Die Inschrift rechtfertigte jene alte Sage, und bezeugte die Aechtheit des Fundes.

Graf Kilsyth verwickelte sich nach seiner Verbindung mit der schönen Lady in die bürgerlichen Unruhen und Verschwörungen, welche in dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Schottlands innern Wohlstand zerrütteten; er mußte mit andern Großen dem Schwerd der Rache entfliehen, und ward in dem Jahre 1715 seiner Titel, Aemter und Güter verlustig erklärt. Mit ihm floh seine Gattin nach Flandern; seine ganze Familie traf mit ihm gleiches Unglück. Mehr als einmal wagte der Graf heimliche Rückkehr, durchzog die Gegenden, die ihm sonst eigen gewesen waren, in schlechter Bettlerbekleidung, und ward von seinen ehemaligen Dienst- und Lehensleuten beherbergt, und im Stillen unterstützt. Auf die traurigste Weise fand er in Holland sein Grab. Dort hatten sich mehrere von den Großen aus Schottland gesammelt, und berathschlagten sich oft heimlich in einem abgelegenen Hause. Aber der Arm ihrer Feinde reichte bis dahin, und was offenba-

re Gewalt dort nicht vermogte, mußten List und bübischer Verrath vollbringen. Durch Geld geblendet bot des Hauses Eigner die Hand dazu. Es war um das Jahr 1717, als bey einer wiederholten Versammlung dieser Unglücklichen die Decke des Saales plötzlich einstürzte, und die meisten erschlug. Kaum einige entkamen. Der Hauseigner hatte mit Hülfe einiger Mitgedungenen die Balken, welche die Decke hielten, durchsägt, die nun auf ein gegebenes Zeichen niederstürzten. Lady Kilsyth war nebst ihrem Gatten und einzigen, ganz kleinen Sohne, der, wie die Sage geht, auf ihrem Schoose gesessen habe, unter den Erschlagenen. Ihre und des kleinen Sohnes Leiche wurden kostbar zubereitet, um sie gegen Verwesung zu schützen, und nach Schottland geführt, wo sie unter grossen kirchlichen Feyerlichkeiten in der Familiengruft zu Kilsyth beygesetzt wurden. Beyde theure Leichen lagen in einem starken hölzernen Sarge, diesen umschloß ein bleyerner, diesen wieder ein starker hölzerner; aller Raum zwischen dem innersten hölzernen und bleyernen Sarge war mit einer weißen, aus wohlriechenden Harzen und Kräutern zusammengesetzten Masse ausgefüllt, die durch ihre küttartige Festigkeit das Eindringen der Luft verhinderte. Ein fester Kütt war über das Ganze gezogen. In der Gruft zerfiel endlich nach mehreren Jahren der äussere, hölzerne Sarg; der bleyerne wurde nun sichtbar, aber er widerstand lange. Endlich begann die Zeit ihr verderbliches Gewerbe auch an ihm, die ohnehin dünnen Bleyplatten wurden bald so zerstört, das es nur des Druckes eines Fingers bedurfte, um diese zweyte Umgebung zu durchstoßen. Hinter ihr zeigte sich jene küttartige Ausfüllung.

Wenn die Neugierde auch davon etwas wegnahm, so ward ihr der innerste hölzerne Sarg sichtbar, dessen Neuheit auffiel. Aber bis zu dem Jahre 1796 begnügten sich die Neugierigen mit diesen äussern Bemerkungen; damals liessen sich einige junge Leute die Gruft zeigen, und ihr roher Muthwille unternahm es, den bleyernen Sarg aufzubrechen. Wie sehr erstaunten sie, darunter den Deckel des hölzernen Sarges so rein und unversehrt zu finden, als wär' er kürzlich erst verfertigt. Dabey blieb es nicht; sie öffneten auch diesen, und ihr Entsetzen war namenlos, da sie in dem Sarge die Leichen der Lady und ihres Sohnes erblickten, so ganz unversehrt, unberührt von Fäulniß, daß sie mehr zu schlafen, als todt zu seyn schienen. An der einen Wange der Mutter verbarg ein schwarzes Pflaster die Wunde, wodurch sie getödtet worden war.

Jene Frevler, welche zuerst den Sarg gewaltsam geöffnet hatten, hüteten sich anfangs davon zu sprechen; aber doch nicht lange blieb die Sache verborgen, man flisterte da und dort davon, und bald wurde die Neugierde vieler Menschen im höchsten Grade aufgeregt. Auf einmal strömte eine große Schaar gemeinen Volkes aus der Gegend zusammen, hin zur Kirche zu Kilsyth, und verlangte die Oeffnung der Gruft. Ihr Verlangen ward unbändig, man mußte die Gruft öffnen, und den Sarg; alle staunten das Wunder an. Und nun flog die Neuigkeit von Mund zu Mund, von Ort zu Ort, und von nahe und fern kamen unzählige Menschen, deren Neugierde gestillt werden mußte. Jeder Zug des Gesichtes, jeder Umriß, jedes Glied war vollständig, das Gewand so rein, die Farbe der Bänder daran so frisch und schimmernd, jedes Fältchen an

den Kleidern so wohl erhalten, daß es schien, als sey vor wenigen Stunden erst die Einsargung geschehen. Höchst rührend, erschütternd für zarte Gemüther war der Anblick der unglücklichen Mutter, noch im Jugendglanze hinweggerafft aus der Reihe der Lebendigen, mit dem einzigen Söhnlein zu ihren Füßen, dem sich noch kaum erst eine Blüthe von Lebensfreuden geöffnet hatte. Der Kleine lag mit der ganzen Heiterkeit eines glücklich schlummernden Kindes, seinen Gliederchen fehlte die Fülle und Derbheit nicht, welche wir an recht gesunden Kindern bemerken. Kein Stäubchen war auf dem reinen, schmucken Gewande zu entdecken, kein Mangel an der ganzen Gestalt. Ob die Mutter schlafe, oder todt sey, konnte man in geringer Entfernung, bey dem bleichen Lampenschein schwer unterscheiden; Bestimmtheit war in allen Umrissen, und ihren Zügen Ruhe eingeprägt; nur der Kenner konnte unter gewisser Beleuchtung an dem Gesichte Merkmale von schauderhafter Angst nicht verkennen, so daß sich ungerufen der Gedanke ihm aufdringen mußte, die Lady sey eines gewaltsamen Todes gestorben. Ein Augenzeuge, Herr Rennie, Pfarrer in Kilsyth, äussert über den Anblick dieser merkwürdigen Leichen, daß Worte nicht fähig seyen, einen richtigen, umfassenden Begriff von der Zartheit und Reinheit beyder Gestalten zu geben. Eben so wenig kann es meine kleine Abbildung, die aber doch der wörtlichen Beschreibung zu Hülfe kömmt. Der Rückblick auf die oben kurz berührte Geschichte dieser Unverweßbaren macht ihre Ansicht noch wirksamer.

Als der Sarg zuerst geöffnet wurde, verbreitete sich der herrlichste Wohlgeruch nicht nur in der Gruft, sondern

Nro. 23.

Nro. 24.

er durchdrang die Kirche, und erhielt sich viele Wochen lang. Es ist wahrscheinlich, daß der innerste Sarg mit einer starken, dem Branntwein ähnlichen Flüssigkeit angefüllt gewesen seyn mußte, welche den ganzen Inhalt gesättiget haben mogte. Noch war auf dem Grunde des Sarges der Ueberrest davon vorhanden. Das Kopfkissen der Mutter ist mit wohlriechenden Kräutern gestopft, und man vermuthet, auch der Leib sey damit ausgefüllt.

Man konnte erwarten, daß durch den häufigen Zutritt der Luft, wenn besonders jene Wohlgerüche ganz verdünstet seyn würden, beyde Leichen in Staub zerfallen müßten; aber sie erhielten sich bisher noch eben so unversehrt, das Fleisch bleibt so fest, daß es nicht einmal dem Druck des Fingers nachgiebt, und wenn kleine Messerschnitte darein gemacht werden, sich noch in seinem ursprünglichen Zustand zeigt. Hätten sich nicht die frevelnden Hände der Neugierigen genahet, nicht Körper und Kleid durch Betasten und Beträufeln mit Lampenfett verunreinigt, so würden sich diese Mumien, wären sie durch einen Deckel von Glas geschützt worden, vielleicht Jahrtausende lang in unverletzter Reinheit und Zartheit erhalten haben.

Die Zanannah, Frauenwohnung der Hindus.

Nro. 23.

Sehr selten wird Fremden aus Europa, die sich am Ganges aufhalten, der Eintritt in die Frauenwohnungen

der Hindus verstattet; am leichtesten noch gelingt es Europäerinnen von Stande, Frauen oder Töchtern vornehmer englischer Beamten in Indien. Was diese in diesem innersten Heiligthum des Hauses erblickten, ward von einigen ihren Landsleuten, und so durch den allverbreiteten Ideenaustausch und durch das große Verbindungsmittel der Nazionen, die Litteratur, der übrigen gebildeten Welt mitgetheilt. Die kleine Darstellung Nr. 23. wodurch ich meine sämmtlichen Leser, im Bilde wenigstens, in diesen sonst Männern unzugänglichen Ort einführe, erweckt in mir die Erinnerung an das, was ich früher in den Nachrichten einer solchen begünstigten Europäerin, Mistreß Kindersley, gelesen habe.

Es erforderte viele Bemühungen, ehe ihrer Neugierde dieses Fest bereitet wurde, sich in dem Innersten des Frauenhauses eines Vornehmen zu sehen, worin seine Sklavinnen ihr Pflanzenleben verhauchten. Eigentliches Leben mag es nicht mit Recht genannt werden, dieses ungeschäftige, mühelose Beysammensitzen der indischen Frauen, dieses nimmersatte Schwelgen in Süßigkeiten und Weichlichkeiten aller Art, das nach unsern Grundsätzen durch gänzlichen Mangel an Freyheit völlig unschmackhaft seyn muß. Der Wink des Herrn ist in diesen Wänden allmächtig, und Abgeschiedenheit von der übrigen Welt erstes, unerläßliches Gebot.

Die Zanannah ist ein einfaches, mehr oder weniger geräumiges Gebäude, gewöhnlich mit einem großen Zimmer, dessen Decke gewölbt ist. Nur eine einzige große Fensteröffnung erhellt es, und diese kann durch aufgerollte Matten geschlossen werden. Sie gewährt die Aus-

sicht, wo möglich auf einen Fluß, oder See, oder auf eine reizende Gartenanlage. Bey reichen Leuten sind in dem weitern Bezirke, der diese Wohnungen umschließt, Gärten mit Lauben, Grotten, Springwassern, Bädern, zum Gebrauch für die Hausbewohnerinnen, befindlich. An den Seiten des Hauszimmers werden kleinere, niedrige Kammern angebracht, denen bloß durch die Thüröffnung Licht zufällt; stille, der Hitze des indischen Himmels unzugängliche Schlafstätten, worin sich die trägen Bewohnerinnen des Hauses, den größten Theil des Tages, dem Schlummer auf Polstern hingeben. Um die Kühlung, nach welcher unter dem Gluthimmel am Ganges, jedes menschliche Wesen lechzt, noch mehr einheimisch in der Zanannah zu machen, wird Quellwasser in unterirdischen Kanälen künstlich hineingeführt, das aus einem, in der Mitte des Zimmers befindlichen Becken freundlich emporhüpft, und sanft murmelnd Schlaf und Ruhe lockt. Wie lieblich sind die Töne dieser kleinen, crystallhellen Springwasser; in dem Becken selbst spielen zarte, glänzende Fischchen, den Hausbewohnerinnen zur Augenweide.

In dem Zimmer fehlt es an Tischen, Stühlen, Schränken, und was sonst in unseren Wohnungen zur Zierde und Bequemlichkeit dient; dagegen ist der Fußboden mit künstlich gewirkten Tapeten belegt, und an den Ehrenplätzen, den nächsten an der Fensteröffnung, liegen Polster, mit bunten, oder reichen Stoffen bezogen, mehr oder minder kostbar nach dem Vermögen des Hausbesitzers. Die Bewohnerinnen der Zanannah sitzen mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen; die vornehmsten auf Polstern, geringere Sklavinnen auf den Fußteppichen. Schön sind

diese Frauen der Hindus nicht; besonders unangenehm für europäische Schönheitskenner ist ihre Gesichtsfarbe; die hellesten darunter sind doch nur mehr gelb, als weiß, die dunkelsten fast schwarz, und je näher ihre Farbe der weißen kömmt, um so höher ist ihr Kaufpreis. Sie halten es für hohe Schönheit, lange, weitgeschlitzte Augen, und recht lange, hochgewölbte Augenbraunen zu haben. Zwar die Natur ertheilt den Hindus diese Schönheit nicht selten, aber welchen Töchtern sie versagt ward, denen hilft älterliche Zärtlichkeit dazu, die nicht achtend der Gefahren und Schmerzen, welche für die Kleinen daraus entstehen, die Haut aus den Augenwinkeln wegschneiden, damit diese länger werden, und die Augen mehr Spielraum bekommen. Man kann nicht leicht größere, feurigere Augen, mit langen, schwarzen Wimpern und Augbraunen sehen, als bey diesen indischen Schönheiten, die wenigstens in dieser Hinsicht auf Schönheit Anspruch machen könnten, wenn die Farbe ihrer Haut schöner wäre. Fast alle sind klein, aber ihr Wuchs ist sehr zart; höckerige, schiefe, sieht man nicht unter den Hindus, auch fühlt sich ihre Haut gar fein an.

Die Kleidung dieser Frauen ist nicht ohne Reize. Die Herrschaft der launigen, flatterhaften Mode, die bey den Europäerinnen so festgegründet ist, hat über die Frauen der Hindus wenige Rechte erlangen können; seit Jahrhunderten schon hat ihr Gewand den nehmlichen Schnitt. Es besteht aus langen, nicht sehr weiten Beinkleidern von Seidenzeug, Gold- oder Silberstoffen, aus einem sehr feinen, langen, faltenreichen Hemde von Musselin, und aus dem Jemden, einem Oberkleide, das aus dem feinsten,

bunt oder reich gestickten Musselin verfertiget wird. Es hat enge Aermel, die bis an die Knöchel der Hand reichen; die Schösschen daran gehen nur eben bis unter die Aerme. Eine so leichte Kleidung deckt kaum die Blösse; aber mehr ist auch nicht nothwendig unter der glühenden Zone Indiens. In die Zanannah kömmt kein Mann außer der Eigenthümer, und Frauen bey Frauen — wozu da sich mit Verhüllungen quälen, die in dem heißen Lande nur lästig seyn würden. Das lange, kohlschwarze Haar ist auf der Stirne gescheitelt, und fällt nachlässig den Rücken hinab. Ein Schawl von Silberflor wird gewöhnlich über den Kopf als Schleyer geschlagen, und wallt zwanglos über Brust und Schultern herab. Es gehört am Ganges zu den Künsten der Koketterie, diesen Schawl reizend zu falten, und ihn so zu behandeln, daß auch er mehr locke als verhülle.

Großes Vergnügen gewährt den Frauen der Hindus allerley Schmuck von kostbaren Steinen und Perlen. Den Hals zieren Perlen, reihenweise, in bunter Mischung mit Rubinen, Amethysten, und andern Edelsteinen. Oft fehlt diesen die künstliche Bearbeitung, sie sind roh, und nur durchbohrt, um aufgefaßt werden zu können. Man sieht diese Frauen mit reichen, schimmernden Hals- und Armbändern prangen, und Hand- und Fußknöchel sind von Ringen umgeben, welche Besetzungen von Edelsteinen haben. Die Ohrringe bestehen aus Bündeln von Perlen; Finger und Zehen schimmern von prächtigen Ringen. Da diese Frauen an den Verrichtungen des Hauswesens keinen Theil nehmen, so würde die Langeweile sie tödten müssen, wenn sie nicht auf allerley Zeitverkürzungen sinnen wollten. Darunter behaupten die Verschönerungskünste den ersten Rang.

Sie reiben Haare und Augbraunen mit Blättern, welche die natürliche schwarze Farbe noch erhöhen; ein schwarzes Pulver, welches durch ein feines Messerchen an die Augen gebracht wird, und auf den untern Wimpern liegen bleibt, dient dazu, die Augen lebhafter zu machen. Sie färben die Nägel an Händen und Füßen roth, und bemahlen die innere Fläche der Hände und Fußsohlen mit allerley bunten Farben. Bäder, welche täglich öfter wiederholt werden, nehmen einen Theil der Zeit hinweg; Damen von Stand schmauchen Tabak aus langen, kostbaren Pfeifen, indeß ihre Dienerinnen Kaffee oder Erfrischungen reichen, andere die Trommel schlagen, und noch andere nach dem Takte der Musik tanzen. Auf die Terrassen ihrer Gärten lockt sie bisweilen die köstliche Abendluft, die nirgends erquickender ist, als in Indien. In ihren Lustwandel bey des Mondes lieblichem Licht mischt sich Scherz und Freude, und oft gesellt sich Muthwille zu ihnen: die Schaukel wird benutzt, so sehr sie heftiger Bewegung abhold sind, oder es werden oft sogar kleine Schauspiele, Maskeraden, Possen aufgeführt, worin Vermummte in Thiergestalten Rollen zu spielen haben. Aber nie darf sich ein Mann in diese Zeitverkürzende Spiele mischen, höchstens ein Eunuche nähert sich ihnen.

In jeder Zanannah der Fürsten und Großen behauptet eine von den Frauen den ersten Rang; der Eigenthümer ertheilt ihr ihn. Sie wird Bigum genannt, kleidet sich prächtiger, erhält tiefere Ehrenbezeugungen und Dienste von allen andern; oft ist es die, mit welcher der Mann das erste Ehebündniß schloß, oft die, welche ihm die ersten Vaterfreuden in einem Sohne bereitete. Es ist sehr selten,

daß eine von den Frauen der Hindus die Erlaubniß erhält, die Zanannah zu verlassen, um eine Bekannte zu besuchen. Geschieht es, so sitzt sie verschleyert in einem bedeckten, mit Vorhängen so genau verschlossenen Wagen, daß auch nicht das Mindeste von ihr zu sehen ist; oder sie nimmt in einem Tragsessel Platz, der aber sehr fest verwahrt wird, und selbst den Trägern keinen Blick zu der Person, welche sie tragen, verstattet. Der eifersüchtige Hindu würde die Arme morden, von welcher er überzeugt wäre, sie habe sich dem Anblick fremder Mannspersonen dargeboten.

Gewohnheit ist es, was diesen Frauen das eingesperrte Leben und die äußerst einförmige Tagesordnung sogar erträglich macht; es ist Schande für eine Frau, öffentlich zu erscheinen. Manche Aeltern verkaufen ihre junge Tochter als kleines Kind in die Zanannah eines Großen; woher sollte sie wissen, wie es ausserhalb der hohen Mauern, von welchen sie umschlossen wird, zugehe? Wie können Güter sie reizen, welche sie nicht kennt? Sie ist nicht unglücklich — ihr Herr und ihre Gespielinnen, die unter gleichen Vorurtheilen aufwuchsen, sind ihre Welt; was kümmert sie die übrige?

Oft wird die junge Indierin schon in ihrem zwölften Jahre Mutter, aber noch ehe sie das zwanzigste Jahr erreicht, ist die Blüthe dahin; das Alter naht; von dem funfzehenten Jahre an dunkelt ihre Farbe mehr und mehr. Der indische Himmel beschleunigt ihre Reife, aber auch ihr frühes Verwelken.

Der König von Gingiro und sein Land.

Nro. 24. 25.

Zu den merkwürdigen Erdstrichen des Innern von Afrika gehört das Königreich Gingiro. Es liegt südlich von Abyssinien an dem Flusse Zebee, der seinen Ursprung auf den Bergen von Narea nimmt. Bis jetzt sind unsere Kenntnisse von diesem Lande und seinen Bewohnern sehr mangelhaft geblieben, und selbst das Wenige, was wir davon wissen, ist aus alter Zeit, aber glaubhaft und merkwürdig, so daß die Wißbegierde lüstern wird, und es bedauert, nicht mehr davon erfahren zu können. Die Entfernung dieses Landes von den gewöhnlichen afrikanischen Karavanenstraßen erschwert die Nachrichten, und was einer der keckesten und neuesten Reisenden in das Innere von Afrika, der Engländer Bruce von Gingiro und den benachbarten Ländern anführt, ist nur Wiederhall älterer Bemerkungen, oft wahres Echo, Wort für Wort, bisweilen sogar verstümmelt nachgesprochen. Die erste Nachricht von dem Reiche Gingiro und von seinem Könige giebt uns der Spanier Tellez in einer Geschichte von Aethiopien, welche in spanischer Sprache in dem Jahre 1660 zu Coimbra erschienen ist; französische, englische und deutsche Gelehrte haben seinen Bericht in ihre vaterländische Werke übergetragen.

Nro. 25.

Nro. 26.

J. C. Bock sc.

Es war noch vor der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, als ein abyssinischer Monarch, Negusa Segued, von den Jesuiten gewonnen, dem Pabste als Christ zu huldigen sich entschloß, und eine Gesandtschaft nach Spanien abordnete, welche den König Philipp den Zweyten um ein Hülfscorps von tausend Mann bitten sollte, wodurch er die Unruhen zu verhüten hoffte, die sein Uebertritt zum christlichen Glauben bey seinen Unterthanen erregen könnte. Der Jesuite Anton Fernandez und ein abyssinischer Neubekehrter, Tecur Egzy, wurden zu Gesandten ernannt; sie sollten sich, um türkisches Gebiet zu vermeiden, nach Melinda wenden, wo sie portugiesische Schiffe zu der Ueberfahrt nach Europa gewiß zu finden hofften. In dem Monat März des Jahres 1613 begannen die Abgesandten ihre Reise, durchzogen das Gebirgland Narea, erreichten die Königreiche Gingiro, Cambate und endlich Alaba, wo sie aber keine gute Aufnahme fanden, und endlich genöthiget wurden, wieder heim zu reisen. Erst an dem Flusse Zebee, der Grenze von Gingiro, werden die Nachrichten anziehend. Die Reisenden stehen hier auf sehr hohem, felsigem Ufer; tief unter ihnen im Abgrunde tobt der Fluß, und jenseits starren eben so steile Felsen empor, als diesseits. Eine Brücke führt über den Abgrund. Aber welche Brücke! Wer schaudert nicht bey dem Anblicke derselben in meiner kleinen bildlichen Darstellung Nr. 25.? Wir sahen in Boissels kühner Rhonefahrt, (S. 3tes Heft der Geschichtl. Denkwürdigkeiten, ꝛc.) einen ähnlichen Verbindungsweg mit dem einzigen Unterschied, daß die Breite der Rhone dort, wo ihre beyden Felsengestade ein übergelegter Balken vereinigt, nicht beträchtlich, der Balken selbst von

bedeutender Dicke ist, der Fluß Zebee dagegen eine weit beträchtlichere Breite hat, seine Gestade also viel weiter von einander entfernt sind, und in schwindelnder Tiefe tobend hinrauscht. Und doch ist diese Brücke nur ein einziger, ungeheuer langer Baum, vielleicht ein Palmbaum von ungeheurer Länge, der los auf beyden Felsen aufliegt, und sich unter den Tritten der Darübergehenden wie ein grüner Zweig krümmt. Sie fassen Muth, sie drängen sich sogar, hinüber zu kommen, denn die räuberischen Galla's sind ihnen im Rücken, und bedrohen ihre Freyheit und ihr Gepäcke. Jenseits sind sie sicher vor ihren Angriffen. Einer geht hinter dem andern; keiner will der Letzte seyn. Dieser Fluß umschließt fast das ganze Königreich Gingiro, so daß eine große Halbinsel daraus wird; hat er diesen fast kreisförmigen Lauf vollbracht, so eilt er dem Meere an der Küste von Melinda zu. Gingiro ist von einem Negervolke bewohnt, das den Kaffern an Farbe, nicht aber an Gesichtsbildung ähnlich ist. Ihres Landes Name bezeichnet einen Affen, und Tellez ist der Meinung, den König des Landes könne man vorzugsweise mit diesem Namen belegen, wegen seiner Farbe; wegen der seltsamen Art, sich seinem Volk auf dem Throne zu zeigen, die ich nachher beschreiben werde, und wegen seiner sonderbaren Gebehrden.

Unter diesen Voraussetzungen haben meine Leser nicht viel Würdiges von dieser afrikanischen Majestät zu erwarten, aber Seltsamkeiten aller Art, und diese will ich ihnen hier mittheilen. Schon die Wahl eines Königes von Gingiro charakterisirt ihn und sein Volk.

Wenn ein König gestorben ist, wird sein Leichnam in mehrere Zeuge gehüllt, und in die Haut einer frisch ge-

schlachteten Kuh verborgen. Aber nun fliehen alle nahe und ferne Verwandte des königlichen Hauses, alle, die Hoffnung haben, dem Verstorbenen in der Regierung zu folgen, in die dichtesten Wälder, als wollten sie sich vor der Ehre, die sie alle im Stillen suchen, verbergen. Den Priestern und Zauberern steht das Recht zu, den neuen König zu wählen; sie halten Zusammenkünfte, und entscheiden, wer von den Entflohenen es werden soll. Sogleich ziehen sie aus, ihren neuen Herrscher zu suchen. Die Volkssage behauptet, bey ihrem Eintritt in den Wald zeige sich auf ihre Zauberformeln der Vogel Liber, einem Adler an Kraft und Größe ähnlich; er fliege vor ihnen her, und deute durch sein Geschrey den Ort an, wo der Erwählte sich verborgen habe. Sie folgen dem Vogel, und finden den neuen Regenten in der Gesellschaft von Löwen, Tigern, Leoparden, Schlangen. Der künftige Thronfolger sieht die Zauberer kaum, als er bewaffnet auf sie losgeht, und diejenigen mit Wunden überhäuft, oft sogar tödtet, die sich seiner bemächtigen wollen. So wird er förmlich erkämpft, denn die Zauberer wehren sich gegen ihn auf das Heftigste, doch ist ihre Absicht nicht, ihm zu schaden, sondern nur ihn festzuhalten. Er muß endlich der Menge erliegen, und wird mit Gewalt hinweggeführt. Man soll glauben, der Thronfolger bestehe darum so hartnäckig auf seiner Weigerung, weil er sich für zu schwach halte, die Last der Regierung zu tragen. Aber bald beginnen neue Angriffe, denn der Zug wird nun von andern Feinden beunruhigt. Es sind Glieder einer andern Familie, welche von den ältesten Zeiten her das Recht behauptet, den König auf den Thron zu setzen. Gewaffnet lauern

sie mit allen ihren Anhängern, greifen die Wahlherrn an, und reissen den König aus ihrer Mitte. Dadurch schwingen sie sich bey ihm zu hoher Gunst, und zu den ersten Staatsämtern auf. Unter großem Jubel wird die Residenz erreicht, und Anstalt getroffen, den König auf seinen Thron zu setzen. Und welcher Thron — auf der Dachspitze des königlichen Hauses. Dieses ist rund, wie ein Thurm gestaltet, etwa 25 Palmen hoch und ziemlich eben so weit. In der Mitte ist ein hoher Pfeiler aufgerichtet, an welchem sich die schlechtgefügten Bretter des Daches im Kreise wie in einem Mittelpunkte sammeln. Auf der Spitze ist ein Gerüste, wie ein Wagenrad *) geformt, horizontal angebracht, auf welches Teppiche gelegt werden, damit es zum Sitze dienlich sey. Zu beyden Seiten dieses runden Königspallastes, der aus rohen Steinen und Lehm aufgeführt ist, führen Stufen zu diesem Gerüste empor. Dieß ist der Thron, den bey jeder Feyerlichkeit der König besteigt. Die untern Enden der Dachbretter stützen sich auf die Wand des Hauses. Ich glaube, meinen Lesern werde durch die kleine Abbildung Nr. 25. dieser seltsame Königsthron anschaulich werden. Der Pfosten oder Balken, der

---

*) Wer sich dabey ein Wagenrad dächte, wie unsere Räder sind, mit Speichen durchbrochen, würde sich, glaub' ich irren. Man muß sich das Rad, aus einem Blocke geformt, denken; in Portugal sind dergleichen noch an Bauerwagen gebräuchlich, (S. meinen Abriß der Sitten und Gebräuche aller Nazionen 3. Bd. Taf. II.) und im 17ten Jahrhunderte waren sie es auch in Spanien, wo Tellez schrieb. Auf unsern Wagenrädern würde der König schlecht sitzen. Sobald man sich die Sache so vorstellt, so wird es auch verständlich, warum Tellez sagen konnte, der Thronsitz sey wie bey einem Käfig, denn jeder Käfig hat einen runden, jenem Blockrade ähnlichen Boden.

aus der Mitte des Hauses emporragt, und dem Throne zur Stütze dient, wird mit Sorgfalt im Walde ausgesucht. Er muß fest, gerade, aber nicht dick seyn. Ist der Baum gefunden, so wird ein Mann aus einer andern begünstigten Familie an den Baum geschleppt und getödtet. Dafür werden der Familie bedeutende Vorrechte verwilliget. Sie muß aber, wenn das Haus des Königes erbauet ist, noch einen Mann hergeben, im Fall das Haus nur eine Thüre hat; sind zwey Thüren daran, so kostet es zwey Männer; sie werden an der Schwelle getödtet, und mit ihrem Blute werden die Thürpfosten bemahlt, noch ehe der König das Haus betritt. Dafür aber darf auch keiner und keine, die zu dieser Familie gehören, als Sklaven ergriffen und verkauft werden, welches unter der übrigen Volksmasse häufig vorfällt. Denn wenn der König Waaren von fremden Handelsleuten eintauscht, so sind Sklaven der Preis, womit er bezahlt, und um diese zu erhalten, sendet er seine Diener aus, welche die schönsten Leute beyderley Geschlechtes aufgreifen, und vor den Thron führen. Dagegen sträubt sich keiner von den Unterthanen, auch nicht mit einem Worte. Eine lange Reihe von Jahren, vielleicht von Jahrhunderten, hat in Gingiro dergleichen grausame Gewohnheiten und Rechte geheiligt.

Die siegreiche Schaar, welche den neuen König in ihrer Mitte hat, führt ihn nach der Ankunft in der Hauptstadt zuerst in ein Zelt, worin er sich zu der eigentlichen Thronbesteigung vorbereiten muß. Am siebenten Tage nach dem Tode des vorigen Königes erscheinen die Zauberer vor dem Neuerwählten, und überreichen ihm einen Wurm, der aus der Nase des Verstorbenen ausgekrochen

seyn soll; der Wurm ist in ein Stückchen Seidenzeug gewickelt. Der neue König muß ihm zwischen den Zähnen den Kopf zerquetschen. Hat er muthig diese Großthat vollbracht, so erschallt ihm das gellendste Vivat, er wird unter großem Lerm als König ausgerufen, und steigt nun die Stufen an seinem neuen Hause hinauf, um auf jenem Dachgerüste seinen geheiligten Platz einzunehmen. Seine Thronbesteigung ist das Signal zu großer Betrübniß, und vielen Blutvergießens, denn sogleich ruft er alle erste Beamte, Günstlinge des vorigen Königes vor sich, und erklärt ihnen: es sey nun Zeit, ihre Liebe zu dem vorigen Fürsten dadurch zu krönen, daß sie ihm in die andere Welt nachfolgen; sie könnten nicht verlangen, daß er dort ohne sie lebe, da sie überzeugt seyn müßten, ihr Freund erwarte sie dort, um sie wieder zu seinen Günstlingen zu erheben. Sie werden sogleich alle ermordet.

Nun kann der verstorbene Regent des Landes beerdigt werden. Ruhig geht es auch dabey nicht zu; der Leichnam wird über die benachbarten Felder hingeschleppt, unter beständigem Zurufe: er mögte sich gefallen lassen, die Fluren zu segnen. In einem heiligen Hain ist ein Loch gegraben, worin man die Leiche niederlegt. Sie erhält keine Bedeckung mit Erde, denn die Erde ist zu schlecht, um einen Bruder der Sonne zu bedecken. Dafür hält sich der König von Gingiro, nur der Himmel ist eine würdige Wölbung über seiner Gruft. An dem Rande des Grabes werden mehrere Kühe geschlachtet, aber nur ihr Blut fließt auf die Leiche, und fortan werden diese Sühnungen täglich mit einer Kuh wiederholt, bis der neue König stirbt. Den Zauberern und Priestern kömmt das Fleisch des geschlachteten Thieres zu gute.

Nach traurigen Ereignissen folgen nun auch freudige; der neue König wählt sich unter denen, die ihn siegreich eingeführt haben, seine Günstlinge, erste Staatsbeamte, und obgleich jeder sein hartes Schicksal voraus weiß, wenn der König stirbt, so drängt sich doch alles zu der Ehre, in der Zahl der Königsfreunde zu seyn. Die alte, grausame Sitte soll die Freunde des Königes desto besorgter für sein Wohl machen, weil ihr Leben an das seinige unauflöslich geknüpft ist.

Das Haus des vorigen Königes wird den Flammen geopfert, mit allen Kostbarkeiten, die sich darin befinden mögen. Gleiche Sitte herrscht in Gingiro, wenn ein Privatmann stirbt; nicht nur sein Haus, sondern auch alle Pflanzungen, Bäume, Gartengewächse um dasselbe her, werden gänzlich verwüstet, damit seinem Schatten nicht die Lust anwandle, diesen Ort zu beunruhigen, und unter den Bäumen, die er pflegte und pflanzte, sich zu belustigen.

Der König hält sich der Sonne an Macht und Ansehen gleich; will er ausgehen, so muß er es vor Sonnenaufgang thun, denn ist erst die Sonne an dem Horizonte erschienen, so muß sich jener den ganzen Tag über in seinem Hause verborgen halten, der Thron wird nicht bestiegen, und die Geschäfte des Staates ruhen. Zwey Sonnen, so sagen die Männer von Gingiro, können nicht zu gleicher Zeit der Erde erscheinen, und ist die natürliche Sonne dem Könige zuvorgekommen, so erlaubt sein hoher Rang nicht, ihr zu folgen, er muß, um seine Ehre zu retten, am nächsten Morgen desto früher aufstehen, damit er vor ihr öffentlich erscheinen kann.

Auf seinem Throne sitzend, giebt der König fremden

Gesandten Gehör. Der Jesuite Fernandez hatte einen Brief von dem abyssinischen Kaiser an jenen, und um dieses Schreiben ehrenvoll zu empfangen, stieg er herab von seinem luftigen Sitze, fragte nach des Kaisers Gesundheit, und stieg wieder hinauf. Er las sitzend den Brief. Die Unterhandlung wird durch einen Dolmetscher gepflogen, welcher, so oft ihm der eine oder andere Theil etwas sagt, oder so oft er die Antwort an einen oder den andern bringt, die Fingerspitzen seiner beyden Hände küßt, und niederkniet. Der Dolmetscher steigt jedesmal die Treppen zu dem Throne auf und ab, und durch das viele Hin- und Herlaufen wird die Unterredung höchst langweilig.

Der rabenschwarze König trägt, wenn er sich schmückt, ein weißseidenes Gewand, aber auch schwarze indische Zeuge werden nicht verschmäht. Sklaven und Sklavinnen dienen ihm als Gegengeschenke, wenn ihm jemand etwas Angenehmes überbracht hat. Dem Jesuiten Fernandez ward eine Sklavin geschenkt; Tellez sagt aber: der Pater dankte für dieses Geschenk, da er keine Weiber mit sich zu führen gewohnt sey. Der König entschuldigte sich, und gab dem Pater einen Sklaven und einen Maulesel, welche er dankbar annahm, doch den Sklaven nur in der Absicht, um ihm durch die christliche Taufe die Freyheit zu schenken.

Eine Uebereinstimmung des Namens Gingiro, Affe, mit der Lebensweise und Handlungsart des Königes von diesem Negerlande, findet der Berichterstatter auch in der Gewohnheit, daß, wenn in einem Kriege der König von Gingiro verwundet wird, ihn die Nächststehenden, oder seine nächsten Verwandten sogleich tödten, wenn er nicht selbst eilt, Hand an sich zu legen, damit er nicht in Fein-

des Gewalt gerathe, noch von diesem getödtet werde. Und eben diese Gewohnheit, fügt Tellez hinzu, haben auch die Affen. Merken die übrigen, daß einer von ihrer Schaar verwundet sey, so tödten sie ihn. Sie fallen über ihn her, und erweitern die Wunde so lange durch gewaltsames Zerren und Kratzen, bis entweder die Eingeweide herausfallen, oder auf andere Art der Tod erfolgt.

Dem Gesandten ging es wohl in dem Lande Gingiro; der König gab ihm sogar Leute mit, die ihm den Weg nach Cambate zeigen, und ihm den Uebergang über den Fluß Zebee erleichtern sollten. Gleich nach der ersten Tagereise ward der Fluß erreicht. Der Uebergang setzte die Reisenden in nicht geringe Verlegenheit; ohne Zweifel fiel ihnen die Brücke wieder ein, über welche sie ihren gefahrvollen Einzug in das Land gehalten hatten. Der zweyte Uebergang, um aus dem Lande zu kommen, war nicht minder gefahrvoll. Der Fluß ist breit, tief, und hier gar keine Brücke, auch kein Boot oder Kahn zum Uebersetzen vorhanden. Die Begleiter tödteten am Strande eine Kuh, und machten aus der Haut derselben einen Sack, worin sie einen Theil des Gepäckes verwahrten. Durch Hineinblasen dehnte sich der Sack aus, und dem darin befindlichen Wind wurde der Ausgang verwehrt. Das war also das Boot zur Ueberfahrt der Leute, und ihrer Habseligkeiten. Es wurden zwey Stangen an die aufgeblasene Kuhhaut sehr fest angefügt, wie zwey Tragestangen an einer Sänfte. Zwischen diese zwey Stangen hing sich an jeder Seite der Blase einer von denen, die übergesetzt werden wollten, und nun schwamm die gefüllte Haut auf dem Wasser, und die beyden daran Hängenden wurden von ihr, schwebend,

bis an den halben Leib im Wasser, fortgeführt. Aber keiner durfte sich bewegen, wenn nicht Lebensgefahr daraus entstehen sollte; keiner durfte schwerer seyn, als der andere, sonst sanken die Stangen, wie die Wagebalken, und der Mann an der Seite, wo sie sanken, wurde unter Wasser getaucht, indeß der andere sich hob. Vor dieser so schlecht angeordneten, fliegenden Brücke schwamm ein geschickter Schwimmer, hielt an einem Strick die beladene Kuhhaut, und zog sie, als Wegweiser, nach sich; hinten nach schwammen zwey andere, kraftvolle Männer, und schoben die Kuhhaut vor sich her. Des Stromes Gewalt legte diesem Uebergang große Hindernisse in den Weg, und so brauchte die Gesandtschaft einen ganzen Tag, bis sie mit dem Gepäcke über den Zebee kommen konnte.

Die Ebene von Culloden, der Prätendent in der Irre, und Mac-Jan, der arme Bergschotte.

In den Schottischen Hochlanden wütete gegen die Mitte des achtzehenten Jahrhunderts die Furie Rebellion, welche von den eitlen Hoffnungen des jungen Prätendenten von Schottland immer wieder neue Nahrung erhielt. Der Kern der braven Hochländer ward dadurch aus den stillen Hütten hervorgerufen, ein Opfer von Aufwieglungen und Fanatismus. Gewiß unglücklich ist ein Volk, das von thörigtem Interesse der Einzelnen irre geleitet, eingebildete Rechte zu vertheidigen, oder neue zu erringen strebt,

wenn bestimmter Wille, und wohlberechnete Kraft dem rohen Schwarm sich entgegen stellt. Selbst an Menschenzahl geringer, siegt doch in solchem Fall der geübte Gegner, der mit seinen Kampfmitteln zu haushalten versteht, und seine Heere durch einen Gedanken leitet. So fanden die Rebellen von Schottland, den sogenannten Prätendenten an ihrer Spitze, in der merkwürdigen Ebene von Culloden, in dem Jahre 1746 das Grab ihrer Hoffnungen, und die letzte Strafe für ihre Unbesonnenheit.

In dem alten Wohnsitze der Familie Forbes, Cullodenhause, brachte der junge, unerfahrne Fürst noch die letzte Nacht vor jenem denkwürdigen Treffen hin. Die Häupter seines, an sich kleinen, Heeres waren unter sich zerfallen; Eigennutz der Einzelnen durchkreuzte sich vielfach, und niemand folgte gern. Der Prätendent selbst hatte so wenig Muth, zu hoffen, ihm werde der Sieg zu Theil, daß seine Freunde, als der Morgen anbrach, der sein Schicksal entscheiden mußte, ihn kaum vermögen konnten, sein Roß zu besteigen.

Die Bewegungen der Schlacht selbst haben für die Leser nichts Anziehendes; die Resultate nur. Wenige Stunden entschieden alles. 2500 Rebellen blieben auf dem Wahlplatze, viele wurden gefangen, alle zerstreut, und der Sieg kostete die Gegner kaum 200 Mann. So sehr war Einigkeit des Willens bey dem Heere der Schottländer zerstört, daß, als die Schlacht begann, eine ganze Abtheilung aus den Clans (bergschottischen Familien) mit fröhlich klingender Feldmusik aus Reihe und Gliedern we
und heim zog. Viele Erderhöhungen in der Ebene, a
welchen jetzt wieder Gras wuchert, und Feldbau gedeih

sind den Enkeln Zeugen des Unglücks ihrer Vorfahren. Der Prätendent war nicht unthätig in dem Gefechte; in dem dichtesten Kampfe ward ihm das Pferd erschossen, worauf er ritt. Er floh endlich, verlassen von den Freunden, in das abgelegene Haus eines Beamten, des Lord Lovat, zehn englische Meilen von der Stadt Inverneß; wenige von den Seinigen fanden ihn dort; sie verweilten dort die Nacht hinburch. In dem Fort Augustus, wohin er des andern Tages eilte, fand er keinen Ruhepunkt, denn der Feind war ihm auf der Spur. Jetzt floh er auf die Gebirge, und in die öde Thäler, die er mehrere Tage lang unstät durchirrte. Ganz allein, in den elendesten Kleidern blieb oft kaum noch eine Hütte, oft nur eine Felsenschlucht sein Aufenthalt. Bisweilen lag ein einziger Gefährte seines Unglücks mit ihm in den abgelegensten Wäldern.

Abtheilungen von dem Heere der Sieger verfolgten alle seine Schritte, und die Summe von 180000 Thlrn. war dem zugesichert, der ihn einliefern würde. Der brave Sinn der hochschottischen Männer erprobte sich gründlich an dieser gefährlichen Lockung. Mehr als funfzig Personen mußte sich der Prätendent während dieser unstäten Flucht gänzlich anvertrauen, und nicht bey einem einzigen regte sich der Gedanke, ihn des Geldes wegen zu verrathen.

Die Erinnerung knüpft an diese Scenen sehr merkwürdige Charakterzüge, die meine Leser nicht ohne Theilnahme lassen werden. Einst trat der Flüchtling in die Hütte eines armen Mannes, Mac-Jan, der nicht Theil an der Rebellion genommen hatte; aber der Mann hatte

Mitleiden, und gelobte den Gast zu bewahren. Mehrere Wochen lang hielt er auf das Strengste Wort; Frau und Kinder darbten, der Schotte stahl mit Lebensgefahr, um jenen Fremdling zu nähren. Der Flüchtling entkam glücklich weiter. Wohl wußte der Schotte den unermeßlichen Preis, der ihn für seinen Verrath lohnen würde. Nach einiger Zeit quält den armen Mac-Jan und die Seinigen der Hunger in einem sehr harten Winter; das letzte Haberbrod ist aufgezehrt, das letzte Schaaf geschlachtet, und der Hungertod grinst ihn, und Frau und Kinder an; da geht der Arme hin, und stiehlt einem Reichern eine Kuh, wird ertappt und zum Galgen verurtheilt. Man kennt die Strenge der Gesetze auf den brittischen Inseln; ohne Gnade wird das harte Urtheil vollzogen. Ehe er zum Tode geht, nimmt der Unglückliche die Mütze ab, faltet die Hände, und dankt Gott mit freudigem Herzen, daß doch nie ein Armer von ihm gekränkt, nie anvertrautes Gut verletzt, nie der Fremde oder Nothleidende ihn vergeblich angesprochen habe, sein geringes Vermögen mit ihm zu theilen. —

An einem andern Orte des Gebirges, von seinen Verfolgern gedrängt, weiß der vornehme Flüchtling keine andere Stelle mehr, wohin er sich rette, als das Haus eines seiner Feinde. Er betritt die Schwelle mit den Worten: „Deines Königes Sohn kömmt, um Brod und einige Kleider von dir zu erbetteln. Du bist nicht mein Freund, ich weiß es, aber ich halte dich für einen Ehrenmann, der mein Zutrauen nicht mißbrauchen, und sich meine unglückliche Lage nicht zum Gewinn machen wird. Tausche diese Lumpen, die mich kaum decken, gegen andere Kleider, und

verwahre jene; vielleicht kömmt ein Tag, an dem ich sie dir wieder mit Vortheil austauschen kann." — Gerührt bietet ihm der Hauseigenthümer die Hand, hilft, und schweigt. In den Einöden von Glengary irrte er sechs Monate umher, oft nur wie durch Zauberwerk seinen Verfolgern entrinnend; endlich gelang es seinen zerstreuten Freunden, ein Caperschiff aus St. Malo zu miethen, welches in Lochrannah heimlich landete, und den Verfolgten in dem elendesten Zustande aufnahm. Das Schiff brachte ihn glücklich nach Frankreich, wo ihm eine Freystatt bereitet war.

Selbst englische Geschichtschreiber bestätigen es, daß die siegreichen Engländer nach der Schlacht bey Culloden sich niedrig betragen haben. „Weder Verwundete, noch Wehrlose, noch Unbewaffnete, sagt der biedere Garnett, wurden verschont; der englische Soldat schien dem Henker die Mühe ersparen zu wollen!" —

Der Saal der Affen in Sir Levers Museum.

Nr. 26.

Wie viel der Einzelne vermöge, wenn er mit Eifer der Erreichung seiner Absichten nachstrebt, das bezeugt der ausserordentliche Schatz von naturhistorischen Seltenheiten, welchen Sir Ashton Lever in London sammelte. Aber auch England nur kann der Schauplatz einer solchen unermüdbaren Thätigkeit seyn, und nirgends in der Welt kann das Fach der Naturgeschichte, wenn es auch nur von einem Privatmann als Liebhaberey gepflegt wird, so schnelle Bereicherungen erwarten, als in London. Der Schiffer darf nur wissen, was in dem Mutterlande Bezahlung findet, so benutzt er die entferntesten Weltgegenden zur Befriedigung seines Speculationsgeistes. Hätte der Besitzer des Museums seine dazu bestimmten Summen einzig für die Naturgeschichte der Thiere anlegen wollen, so wäre seine Sammlung vielleicht die Erste und Vollständigste auf der Erde geworden; aber seine Liebhaberey umfaßte alles, was Natur und Kunst der entferntesten Weltgegenden betrifft, und dafür war sein Leben zu kurz, sein Vermögen für diese Spanne Zeit nicht groß genug. Ich habe den Saal der Affen aus dem Museum in Nr. 26. meinen Lesern zur

Belustigung abgebildet, allein ich will die Ansicht des Ganzen nicht dadurch unterbrechen, daß ich diese einzelne Parthie in der Beschreibung besonders aushebe. Mehrere Abbildungen der schönsten Vögel, welche dem Museum zur Zierde dienen, und von Dr. Schaw in London in einem besondern Werke aufgestellt und beschrieben worden sind, habe ich früher in meinem Tempel der Natur und Kunst benutzt; hier sey eine kurze Schilderung des Ganzen, womit sich in Deutschland kein fürstliches Institut der Art messen kann, meinen Lesern nicht unwillkommen.

Sir Lever starb, und seine naturhistorischen Schätze wurden der englischen Regierung angeboten, damit dadurch die Lücken in dem sogenannten brittischen Museum ergänzt werden könnten. Allein, wer kann es einem so armen Staate, wie England, verdenken, daß dieses Erbieten verworfen wurde? Ohne den Zusammentritt einzelner Naturfreunde und reicher Privatleute hätte die kostbare Sammlung vereinzelt werden müssen. Man schoß die Summe des Werthbetrages zusammen und verlooste das Ganze. Ein Loos gewann es. So glaubte einst die englische Königin Elisabeth nicht Geld genug zu haben, um eine prächtige Perle zu kaufen, die sich ein Kaufmann erhandelte, um sie in Essig aufzulösen und auf seiner Königin Wohlseyn zu trinken.

Levers Museum fiel glücklicher Weise dem Naturforscher Parkinson zu, einem Mann, der diese Schätze weder vergrub, noch zerstreute, wie es vielleicht mancher aus Wucher, mancher andere aus menschenfeindlichem Sinn, Spleen, gethan haben würde, überdieß ei-

nem Mann, dem Kenner das Lob einer reinen Begeisterung für Wissenschaften und Künste beylegen. Er wurde sogar ein neuer Schöpfer und Wohlthäter des Leverschen Museums, und ließ ein eigenes Haus dazu erbauen, zu welchem der Zutritt jedem offen steht. Es gehört zu den angenehmsten Unterhaltungen in London, in den herrlichen Sälen dieses reichen Gebäudes umherzugehen, und Auge und Verstand zu laben.

Man tritt in einen Vorsaal und Gang, welche zu den Zimmern führen; schon hier hängen an den Wänden Geräthschaften, Werkzeuge, Waffen der Wilden aus Amerika. Ein runder Saal, welchem von oben das Licht zufällt, folgt nun; er ist mit Glasschränken an den Wänden besetzt, worin dergleichen ähnliche Gegenstände von den Sandwichinsulanern, und den Einwohnern von Königs Georg Sund zur Schau stehen. In dieses Saales Mitte prangt ein sehr großes Prachtgefäß von italienischer Faenza (Fayance), welche unter dem Namen der Majolica bekannt ist; eine große, eirunde, tiefe Schaale mit Mahlereyen von Raphael. Die Leversche Majolica gehört zu den schönsten Werken der Meister aus alter Zeit. Sonst stand sie in Florenz, und zierte die Kunstsammlung der Mediceer; einst wurden alte, nicht mehr geachtete Dinge in dem Pallaste der Großherzoge öffentlich versteigert, unwissende Leute setzten das kostbare Gefäß dazu, und ein englischer Admiral, der gerade zu Florenz war, kaufte es. Von ihm erhielt es Sir Lever. Goede beschreibt es umständlich in seiner Reise durch England. Die Hauptverzierungen daran sind zwey idealisch groteske Figuren mit

Satyrköpfen, Drachenflügeln, und doppelten Fischschwänzen. Sie sitzen zu beyden Seiten der ovalen Basis, beugen ihre Aerme nach dem obern Rande des Gefäßes zurück, verbretten ihre Flügel unter ihm, und bilden so die Handhaben. Auf dem Boden des Gefäßes selbst ist ein altrömisches Seegefecht in Farben vorgestellt; die Aussenseite, und Basis umgiebt eine doppelte Reihe von Figuren, welche eine Blumenguirlande tragen, und eben so voll Laune und Witz erfunden, als leicht ausgeführt sind. Das Seegefecht wird besonders gepriessen; alle Figuren sind voll Leben, Bewegung und Ausdruck, und die Farben sind so unversehrt, daß sie erst kürzlich aufgetragen zu seyn scheinen.

Von diesem runden Saale aus tritt der Beschauende in einen kleineren, der auch von oben seine Beleuchtung erhält. Er dient zu Aufbewahrung der Mineraliensammlung, worin unter andern Kostbarkeiten ein ostindischer Sardonyx von so bedeutender Größe liegt, daß man ein großes Gefäße daraus verfertigen könnte. In einigen Schränken des Zimmers sieht man Muscheln, Versteinerungen, seltene Hölzer. Ein anderes, daran stossendes Zimmer zeigt merkwürdige Fische, und allerley Seltenheiten aus Indien. Rechter Hand öffnen sich zwey Kabinette, deren Inhalt manchen Beschauern große Denkwürdigkeiten liefert; in einem Glasschranke sieht man dort die türkischen Prachtkleider, welche eine von den Günstlinginnen eines türkischen Sultans der Lady Montague zum Geschenke machte, deren Briefe über die Türkey auch durch deutsche Uebersetzungen bekannt worden sind. Zwey andere Glasschränke enthalten Fußbe-

kleidungen von fast allen bekannten Nazionen aus den verschiedensten Zeitaltern; andere die Staatskleidungen englischer Herren und Damen aus den Zeiten der Königin Elisabeth, Cromwell's Panzer und Helm, u. dergl. In dem zweyten Seitenkabinette wird eine Sammlung von Eiern der Vögel aufbewahrt. Linker Hand sind drey Kabinette, von denen das eine der Anschauung meiner Leser sich besonders empfiehlt. Hier beschäftigen das Auge eine Menge ausgestopfter Affen von den verschiedensten Größen, und, damit der Besuchende recht viel Belustigung finde, hat sich ein erfinderischer Geist an ihnen erschöpft, jedem eine, bey Menschen gewöhnliche, Beschäftigung anzuweisen. Fast alle Stände und Erwerbszweige sind hier nachgeahmt; hier erbietet sich ein großer Pavian, als Tanzmeister, zu zierlichen Tanzlektionen; jener kann auf seine Fechtkünste stolz thun; der schustert, jener schneidert; hier liest einer, und ein anderer schreibt; ein paar lustige Brüder zechen, ein paar andere spielen im Bret; jenem tischt ein pfiffiger Marqueur Leckerbißchen auf; dort in einer Ecke hat sich ein Affe als Barbier aufgepflanzt, der einem Cameraden den Bart abnimmt; eine junge Schöne ordnet vor dem Spiegel den seltsamen Kopfputz, indeß nicht fern davon ein Quacksalber seine Universalpillen anpreißt.

Diesem närrischen Einfall, der sich aber des großen Beyfalls vieler Beschauenden zu erfreuen hat, mußte die natürliche Stellung dieser Thiere preis gegeben werden; aber überraschend bleibt für den ersten Augenblick dieses bunte Gemische von seltsamen Gestalten, welches auch dem Ernsthaftesten ein Lächeln abgewinnt.

Das zweyte Kabinett, welches diesem sich anschließt, enthält Amphibien und Weichwürmer, in Spiritus, das dritte Mißgeburten. Der Aufseher führt nun die Besuchenden in einen großen, runden Saal, der, von oben herab vortheilhaft erleuchtet, durch seinen Inhalt sowohl, als durch seine Verzierungen sich als den Hauptpunkt des ganzen Gebäudes ankündigt. Acht Säulen, dorischer Ordnung, von polirtem Marmor, tragen eine Gallerie, welche in verhältnißmäßiger Höhe an der Saalwand hinläuft. Eine vortheilhafte Bauart, welche den entzückendsten Anblick der Gegenstände, womit die Wände in großen Glasschränken besetzt sind, gewährt. Dieser prächtige Platz wurde für besonders tauglich gehalten, die herrliche Sammlung von mehr als fünftausend ausgestopften Vögeln in sich zu fassen. Parkinson hat neuerlich noch treffliche Stücke hinzugefügt, und wird nicht müde, täglich Vermehrungen anzubringen, so daß die Neugierde bey wiederholten Besuchen immer wieder neue Nahrung findet.

Es würde eitler Versuch bleiben, den Eindruck zu schildern, welchen die bunte Farbenpracht so vieler schönen Geschöpfe, an Größe und Umrissen so verschieden, vom Condor aus Peru, der Ochsen anfällt und zerreißt, bis herab zum Colibri, der sich aus zwey kleinen Baumblättchen ein Nest für sich und seine Jungen schneidert, auf den Beschauenden macht. An der Wand der Gallerie ist diese Sammlung fortgesetzt, und eine bequeme Treppe führt auch dahin. Vor den Säulen stehen zu beyden Seiten lange Tafeln mit horizontalen Glasschränken, in welchen eine Sammlung von Insecten aufgestellt

ist. Ein kleines Kabinett, das sich an den großen Rundsaal anschließt, zeigt Muscheln, Fische, und manches Allerley aus China. Es ist als Durchgang in einen andern großen Saal zu betrachten, worin die ausgestopften vierfüßigen Thiere stehen. Es ist interessant zwischen dieser Welt von Geschöpfen umherzuwandeln, wie Adam im Paradiese, und jedes mit Namen zu nennen, und wenn gleich hier mehr Lücken sich zeigen, als in der Sammlung der Vögel, so enthält sie doch auch sehr wichtige Stücke. Mehrere Hausgeräthschaften und Kleinigkeiten aus Herkulanum und Pompeji, und gar manche Trümmer aus der Römer Zeit, in England ausgegraben, womit einige Wandschränke dieses Saales angefüllt sind, mögten lieber wo anders eine Stelle gefunden haben.

Von diesem Saale tritt man in den Hof, wo, unter besondern Hallen, Elephant, Rhinoceros, Hippopotamus, diese Riesen unter den vierfüßigen Thieren, aufgestellt sind.

Die brave dänische Pfarrerin zu Norderhoug,

in dem Jahre 1716.

In Gefahren erprobt sich der Muth — Gleichviel Mann oder Weib, wer muthvolle Thaten vollbringt, macht auf Heldenehre Anspruch. So die Pfarrerin von Norderhoug, Anna Colbiörnsen.

Es geschah in dem Jahre 1716, daß der bekannte König Carl XII. von Schweden, dieser Freund kriegerischer Unternehmungen, Norwegen mit gewaltiger Heeresmacht anfiel. Er selbst hatte seine Hauptstellung zu Christiania; der Wunsch, das reiche Silberbergwerk zu Kongsberg wenigstens zu zerstören, wenn ihm dessen Besitz nicht werden könnte, veranlaßte ihn, einen Theil seiner Reiterey dahin zu schicken. Dem Obrist Löwe ward dieser Auftrag. An der Spitze von 800 Dragonern drang er durch ein Verhau in dem Harestuer Walde vor, und erreichte, ohne von den Dänen beunruhigt zu werden, die Kirche von Norderhoug. Der Obrist erkohr sich die Wohnung des Pfarrers zu seinem Nachtlager, und erfüllte sowohl den übrigen Theil des Pfarrhauses, als auch die nächstgelegenen Bauerhöfe mit seinen Soldaten.

In dem dänischen Hauptlager zu Gillebek ging Nachricht von den Bewegungen der Schweden ein, es wurde daher auch von dort aus eine Abtheilung von Dragonern abgesendet, welche sie beobachten sollte. Und so geschah es, daß die Dänen an demselben Abend in dem Meyerhofe Steen einrückten, der nur eine Stunde von Norderhoug entfernt lag. Den Schweden ward dieses Naheseyn des Feindes verkundschaftet, die Dänen wußten nichts bestimmtes von ihren Gegnern.

Aber in dem Pfarrhause zu Norderhoug ging es jetzt wild und hart zu, denn die Schweden wollten plündern nach damaliger Kriegessitte, forderten mehr, als man geben konnte, drohten mit Mord und Brand; und der Pfarrer lag sehr krank zu Bette, als dieser Schwarm bey ihm eintraf. Haus und Habe waren verlohren, ohne seine brave, muthvolle Ehehälfte. Diese, rasch besonnen, trat heraus vor ihre Thür, und hieß den Anführer willkommen, und hatte die Hände voll zu thun, und zu geben, und ihr freundlicher Eifer wendete die Plünderung des Hauses und der benachbarten Höfe ab. Sie versprach die beste Bewirthung, und ihr glattes Wort ebnete auch die faltenvollste Stirne. Dabey hatte sie Augen und Ohren überall, und nichts entging diesen getreuen Schildwachen.

Die schwedischen Reiter waren kaum zu dem reichlichen Bier- und Branntweinvorrath niedergesessen; als sie sogleich von ihrem Weiterzuge sprachen, und ohne Scheu vor der ämsigen Hausfrau, die je mehr und mehr geschäftig that, laut beschlossen, mit Anbruch des folgenden Tages die dänischen Dragoner zu Steen aus ih-

rem Posten zu vertreiben, und von da ohne Verweilen nach Kongsberg zu gehen.

Der Pfarrerin war es nicht möglich, so viel zu erfahren, ohne den Gedanken zu fassen, ihre bedrohten Landsleute davon zu benachrichten, und, so viel sie, mit schwacher Kraft, vermögte, den Angriff zu begünstigen, den diese auf die Schweden wagen sollten. Die brave Frau verwahrte im Innersten, was sie hörte und dachte, verdoppelte die Sorgfalt um ihre lieben Gäste, und ließ es im Pfarrhause, und in den umliegenden Höfen, besonders an Bier und Branntwein gar nicht fehlen. Schon das that gute Wirkung. Aber wen sollte sie nach Steen schicken? Eine List hilft; und darin, sagt man, sind Frauen Meister! Es mußte etwas in der Küche mangeln, was für den Abendtisch erforderlich war, und gern gab daher der Obriste der Pfarrerin Erlaubniß, ihre Magd auszuschicken, um das Fehlende zu holen. Aber lange konnte diese nicht ausbleiben, ohne Verdacht zu erregen; sie ward daher nur zu dem Kirchvogte gesendet, der den Auftrag erhielt, Nachrichten nach Steen zu besorgen. Das befolgte dieser getreu. „Wenn ihr, ließ die Pfarrerin ihren Landsleuten sagen, eine Flamme hoch aufsteigen seht, alsdann ist es Zeit, anzugreifen; auch mag sie euch zum Wegweiser in dunkler Nacht dienen, denn wo die Flamme auflodert, dahin richtet euren Lauf!“

Indessen verdoppelte die Pfarrerin ihre Geschäftigkeit um den schwedischen Obristen, so daß dieser ihr volles Vertrauen schenkte. Er fragte sie, welches der richtigste Weg nach Steen sey; dahin wollte er seine

Vorposten ausstellen. Die Pfarrerin bezeichnete und empfahl ihm einen entgegengesetzten, auf welchem sogleich Wachen ausgestellt wurden.

Der schwedische Obriste ließ sich nun wohl seyn im Hause, und war für sich und seine Mannschaft ganz sicher. Einer von seinen Leuten sollte bey den gesattelten Pferden vor der Thür wachen.

Indeß kam Nachricht nach Steen, die Schweden seyen so nahe; die Einladung der Pfarrerin wurde gehörig angebracht, aber der Oberbefehlshaber der Dänischen Dragoner, ein Ausländer, weigerte den Zug dahin, weil ihm die Zahl der Feinde überlegen sey, und er den Weg nach Norderhoug nicht wisse. Dieser Feige meinte, das Beste sey, sich augenblicklich zurück zu ziehen. — Nicht also, erwiederten die dänischen Offiziere, und ihrem Wunsch, den Feind zu überfallen, traten die Gemeinen bey. Und sogleich stand ein Wachtmeister auf, Thore Hovland mit Namen, der erbot sich, da er des Weges wohl kundig sey, voraus zu reiten, und den Zug zu führen. Der Befehlshaber mußte nachgeben, und Thore Hovland mit einem seiner muthigsten Kameraden machten den Vortrab.

Die Nacht brach ein, und war kalt; der ganze Pfarrhof war mit schwedischen Reitern erfüllt; da ging die Pfarrerin zu dem Obristen, und bat, daß er erlauben mögte, in des Hofes Mitte ein Feuer anzuzünden, damit seine Leute sich erwärmen könnten. Der Obriste gab Erlaubniß, und sogleich loderte hoch die Flamme, denn auf der Pfarrerin Geheiß wurde recht dürres Holz und Stroh in Menge herbey geschleppt, dem Feuer zur

Nahrung. Die Leute lagen sorglos umher, und die Wirkung des Branntweins wurde nur desto heftiger.

Kaum hatten die Dänen Steen verlassen, als sie, wie die Weisen den Stern, die Flamme im Pfarrhofe zu Norderhoug als sichern Wegweiser vor sich sahen. Frisch ging es darauf los. Dem Rann mit den gesattelten Pferden des Obristen wurde noch tüchtig eingeschenkt, er schlief ein, wie die andern, man zog die Offizierspferde in den Stall und verschloß ihn fest.

Nichts hinderte das Vorrücken der Dänen. Thore Hovland und sein Gefährte waren so eilig dabey, daß sie nahe bey dem Pfarrhofe nicht einmal warteten, bis die übrigen sich an sie schlossen, sondern allein ansprengten, zwey ausgestellte Schildwachen erlegten, und das Gemetzel im Hofe begannen. Der Obriste saß in der Stube, und ward nicht wenig überrascht, als der dänische Wachtmeister seine Pistole zum Fenster herein auf ihn abdrückte, doch ohne ihn zu treffen. An Gegenwehr konnte er nicht denken, er mußte sich zum Gefangenen ergeben. Thore Hovland hatte das eigene, daß er nie ausritt gegen den Feind, ohne, ausser seiner gewöhnlichen Rüstung, noch ein großes Schlachtschwerd aus den Zeiten der Tourniere am Sattel bey sich zu führen; das wußte er auch überall, und besonders jetzt so gut zu gebrauchen, daß ganze Reihen, wie Halme wichen, wo er mähte. Nach und nach hatten sich beyde Theile gesammelt; die Anzahl der Schweden war zwar weit beträchtlicher, als die der Dänen, aber sie konnten ihre Kraft weder sammeln, noch äussern, und mußten endlich mit vielem Verlust an Leuten und

Pferden entfliehen. Die Schweden fochten Schritt für Schritt, und vor dem Dorfe draußen war noch der härteste Standpunkt, wo viele den Tod fanden; gleichsam die letzte Anstrengung vor der förmlichen Flucht. Nicht weit von dieser Wahlstatt setzten sich die Schweden, um mit dem kommenden Tage ihren Angriff zu erneuern. Die Pfarrerin trieb, als kaum der Morgen gekommen war, die Neugierde hinaus auf das Schlachtfeld; eine Bäurin begleitete sie. Todte und Schwerverwundete lagen umher. Und eben kam eine Patrouille von einem schwedischen Unteroffizier mit einiger Mannschaft, die von den wieder gesammelten Flüchtlingen abgeschickt waren, die Zahl der Feinde, und ihre Stellung zu erforschen. Der Unteroffizier sprengt an, und setzt der Pfarrerin die Pistole auf die Brust, mit der Drohung, zu schießen, wenn sie nicht sage, wo die dänischen Dragoner seyen, und wie stark ihre Anzahl sey! Die Bauerfrau fiel sogleich in Ohnmacht; aber die Pfarrerin bewieß auch hier ihren Muth. „Hat dich, sagte sie, dein König darum bewaffnet, damit du Weiber tödtest?" — Der Unteroffizier zog beschämt sein Gewehr zurück, indem er seine Fragen wiederholte. „Du kannst leicht erfahren, wo die dänischen Dragoner sind, sagte sie; hinter der Kirche setzen sie sich so eben in Ordnung, um euch von da aus das Geleite zu geben; und, wie viel? das weiß ich nicht, denn zählen konnte ich sie nicht, da es mir schien, es seyen ihrer so viele, als Sand am Meere!"

Spornstreichs eilte die Patrouille von dannen, und auf ihren Bericht entfloh der übrige Schwarm, ward noch fliehend verfolgt und die Unordnung wurde endlich

so allgemein, daß einzelne von den Landleuten theils getödtet, theils gefangen eingebracht wurden.

Der Tag ward der Freude gewidmet; die Leute von Norderhoug bewirtheten ihre braven Landsleute kostbar, und im Pfarrhause war festliche Tafel für die Offiziere. Als gedeckt war, führte die Pfarrerin den Wachtmeister Thore Hovland herein, und erbat sich für ihn einen Platz an der Tafel, da er den Zug geführt, und an der Ehre der dänischen Waffen großen Theil habe.

Ohne Zweifel ließen die Gäste die muthige Pfarrerin von Norderhoug, deren männliche Besonnenheit so folgereich gewesen war, bey manchem Glase hoch leben!

Höchstes Zartgefühl.

Einer edlen That gedenkt die ältere Geschichte des Königreichs Castilien, deren Erzählung die innigste Theilnahme erwecken muß, so lange noch Menschen von zartem Gefühl auf der Erde leben. Spanien ward durch innere Kriege zerrüttet; endlich siegte König Peter, dem ein Prinz von Wales seinen rüstigen Arm geliehen hatte, über seinen Mitbewerber um die Krone von Castilien, Heinrich von Trastamara aus dem Hause der Guzmann; seine Mutter war die Seitengeliebte von Peters Vater gewesen, und jetzt hatte ihm dieser ausserehelliche Sohn den Besitz der Krone streitig gemacht.

Der Sieger, dem der Beyname des Grausamen nicht mit Unrecht von den Zeitgenossen gegeben ward, und der auch von späteren Geschichtschreibern, welche seine Thaten ohne Partheilichkeit abwogen, mit diesem unrühmlichen Beynamen belegt worden ist, dürstete nach Rache; über jedes, noch so schuldlose, Mitglied der Familie Guzmann fiel sein Haß wüthend her, und ihr Blut floß. Als er nach Sevilla kam, wo eine alte, achtbare Matrone, Mutter des Dom Juan Alfonso de Guzmann lebte, so war diese die erste, an deren Martern seine Rache sich zu kühlen suchte. Durch seinen Machtspruch ward sie in den Kerker geschleppt, und zu dem Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Der Holzstoß wurde zu Sevilla auf einem freyen Platze errichtet, und die alte Frau darauf stehend festgebunden. Ihre Dienerinnen begleiteten sie bis zu dieser schrecklichen Stelle, alsdann traten sie zurück, und in die Thränen der Treue mischten sich die Thränen vieler im Volke, denen von dieser unschuldigen Matrone in den Tagen des Glücks Gutes zugekommen war.

Der Holzstoß lodert, und schon zischt die Flamme an der Armen hinauf; ein heftiger Wind treibt ihr Gewand empor, und droht, ihren Körper schamlosen Augen zu enthüllen. Das sieht die Getreueste von ihren Getreuen, die Kammerfrau Isabella Davalos; sie liebt ihre Gebieterin bis in den Tod, fliegt hin zu dem Holzstoß, ersteigt ihn, kniet nieder bey der Unglücklichen, umfaßt fest ihr Gewand, daß der Sturm daran vergeblich seine Macht versucht, und so wird sie mit jener zugleich in Asche verwandelt. Welches Opfer! Welche Gefühle, die es forderten!

Die Familie der Guzmann ließ die theure Asche von beyden sammeln; eine prächtige Kapelle in der Kirche des H. Isidor zu Sevilla verschließt den Aschenkrug, und an dem Marmordenkmale der Matrone ist diese wahrhaft erhabene Scene abgebildet. Da sieht man das Mädchen knieend vor der Verlassenen, sich an sie schmiegend, von Flammen umgeben. So ehrten die Zeitgenossen das Andenken dieser Großthat, aber sie beurkundeten ihre Theilnahme noch ehrenvoller durch einen Familienbund, der jedes Mitglied der Familie Guzmann feyerlichst verpflichtete, keinen von dem Geschlechte der Davalos, der in Noth sey, hülfelos zu lassen, es koste was es wolle! Das war doch auch schön!

Die heiligen Flammen zu Abscheron und der brennende Barigazzo.

Nro. 27.

Die Natur giebt ihren Freunden große Räthsel zu lösen, und nur die genauesten Beobachter durchdringen ihre Geheimnisse! Wenn ich mir vorgenommen hatte, meinen Lesern den brennenden Barigazzo zu schildern, so drängt sich mir die Pflicht auf, einer ganz ähnlichen Erscheinung, welcher gleiche Ursachen zum Grunde liegen, hier zu gedenken, und ihre kurze Beschreibung, gleichsam als einleitenden Vortrag hier voraus zu schicken.

Nro. 27.

Nro. 28.

J.C. Beck sc.

Es sind die heiligen Flammen der Gebern, Anhänger der alten Lehre Zoroasters, der sich reine Feuerflamme als die würdigste Versinnlichung der Gottheit dachte, und seine Schüler das Feuer als das Heiligste betrachten hieß, ohne deswegen zu verlangen, daß sie es anbeten sollten. Schon in dem alten Persien wurden daher in besondern, steinernen, einfachen Gebäuden, Feuer von den Priestern unterhalten; aber das Bleibendste, welches keiner Pflege bedarf, ist einheimisch in Persien; es erzeugt sich auf der sandigen und felsigen Halbinsel Abscheron an dem Caspischen Meere. Dieser Landstrich hat in einem Umkreise von zwey Meilen die merkwürdige Eigenschaft, daß, wenn die Erde von dem darunter liegenden felsigen Grunde, auch nur zwey bis drey Zoll tief abgenommen, und nun der kahle Platz mit einer glühenden Kohle oder mit brennendem Licht berührt wird, sich augenblicklich blaue Flammen daraus emporheben, die nicht eher wieder verlöschen, bis man sie durch Aufwerfen von Erde erstickt. Wird eine Röhre von Holz oder Metall, oder nur von Papier, zwei Ellen tief in den Boden eingegraben, und ihr unteres Ende wohl mit Erde umbaut, und an die obere, aus dem Boden hervorragende Oeffnung eine glühende Kohle gelegt; so steigt sogleich eine Flamme aus der Röhre, die fort brennt, bis man ihr durch Bedeckung der obern Oeffnung die Luft benimmt. Also Feuer, das aus sich selbst sich entwikkelt, in sich selbst den Stoff hat, der zu seiner Fortdauer nothwendig ist; Feuer der Gottheit, sagen die Gebern, heiliges Feuer; und darum bauten sie in diesem Flammenbezirke Tempel, worin die Gottheit verehrt

wird. Es sind steinerne Gebäude mit gewölbten Kuppeln, von keiner beträchtlichen Höhe. Aber der Tempel selbst liegt in dem Innern dieser Wohnungen tiefer, so daß die gemauerten Wände, in welchen mehrere Rizzen, Lücken, gelassen worden, das Erdreich unmittelbar berühren, welches so, durch diese absichtlich gelassenen Oeffnungen, in Verbindung mit dem Innern steht.

Die unterirdischen Hallen sind einfach kirchlich ausgerüstet, und mit einem Altare versehen; sie bedürfen keiner Fackelbeleuchtung, denn in jeder steht, nahe dem Altare, eine weite, hohle Röhre, woraus ununterbrochen eine prächtige blaue Flamme emporsteigt, die ohne Dunst oder Rauch Licht verbreitet. Nur mit einem Löschhute kann man sie vertilgen, und dann, wie erst gesagt wurde, durch Auflegen und Anblasen einer glühenden Kohle, oder durch Annäherung eines brennenden Lichtes augenblicklich wieder entstehen lassen.

Wird an eine von den Oeffnungen der Seitenmauern brennendes Licht gehalten, so kömmt diesem sogleich die blaue Gottesflamme entgegen, und nicht nur an diesem einem Risse lodert sie fort, sondern leckt, rechts und links unmerklich an allen andern hin, und entzündet die übrigen in dem ganzen Gebäude. Sogleich ist nun die Beleuchtung vollständig, und währt fort, bis sie dadurch getilgt wird, daß man in jede Ritze der Mauer einen festen Körper vorschiebt, der den Zugang der Luft hemmt.

Zu diesen, der Gottheit geweihten Hallen wallfahrten alljährlich die Gebern, die sich noch in Persien und an dem Indus, der Weise ihrer Vorfahren getreu, erhal-

ten haben; ihr Weg ist sehr weit und beschwerlich, aber verdienstlich und herzerhebend scheint es ihnen, hier zu beten, wo die Flamme sich ihnen so rein und wunderbar enthüllt. Dreyßig bis funfzig fromme Pilgrime fehlen dort niemals; mit leerer Hand kömmt keiner, und ihre Gaben nähren die Priester, die dort der Tempel warten. Ehe noch Tempel erbaut waren, welches auf Abscheron wohl noch nicht viel über hundert Jahre seyn mag, und vor undenklichen Zeiten schon, kamen dergleichen Pilgrime auf diese Halbinsel, setzten sich um die Ritzen an dem Boden her, aus welchen Flammen stiegen, und beteten; jetzt geschieht es bequemer. Nahe bey den Tempeln, in demselben Bezirke tritt ein Felsen zu Tage aus, der zwei Fuß von der Erde in horizontaler Richtung eine fast sechs Fuß lange, und drey Fuß breite Oeffnung hat, aus welcher beständig die blaue Flamme vordringt. Bey stillem Wetter hält sie sich niedrig, aber bey starkem Winde gewinnt sie an Umfang, und erreicht oft eine Höhe von acht Fuß. Nie wird der Fels durch die Flamme verletzt. Auch hier finden die Gebern Stoff zu andächtiger Bewunderung und sitzen umher, ihr Gebet zu verrichten. Kaum zwanzig Schritte hinter dem Felsen ist ein Brunnen, über achtzig Fuß tief in dem felsigen Boden ausgehauen, ein Werk uralter Zeit; darin quillt das trefflichste Wasser reichlich.

Diese merkwürdigen Flammen dünsten nicht; sie verbreiten einen Geruch, dem Naphta ähnlich, durchaus unschädlich; Rauch ist gar nicht dabey. Wer sich in diesen Hallen Speisen kochen will, setzt entweder seinen Topf in eine von den Maueröffnungen, oder er steckt

drey oder vier Röhrchen in die Erde, so daß ihre obere Oeffnung etwas vorsteht. Jene Oeffnung, oder diese Röhren werden auf die oben erwähnte Weise entzündet, und die Speisen im Topfe kochen trefflich, ohne daß sich die Hand um das Feuer bemühe.

Der größte Theil der Pilgrime ist arm, geht fast nackend, nur die Hüften mit einem schlechten Stück Zeug umwunden. Sie leben höchst ärmlich; wilder Sellerie, und eine Art von Artischocken aus Jerusalem, Kräuter, Wurzeln, die sie in der nördlichen Gegend ausgraben, füllen ihre Speisetöpfe; mancher von ihnen betet nicht nur für sich selbst, sondern hat auch Aufträge von andern, die Gottheit durch Gebete für die begangenen Sünden zu versöhnen. Fromme Büßende bezeichnen sich die Stirne mit Safran, und sehr fromme fügen Gelübde hinzu, während ihres Aufenthaltes auf Abscheron eine Hand nicht von dem Kopfe abzubringen, oder sie an einen andern Körpertheil anzudrücken, und nie davon zu entfernen, und dergleichen Dinge, welche den tiefsten, thörichtsten Aberglauben bezeichnen.

Auch zum Kalkbrennen wird auf dieser Halbinsel die heilige Flamme benutzt; man gräbt ein Loch in den Boden, legt Kalksteine locker hinein, so daß Luft zwischen durchziehen kann, und lockt nun auf die oft genannte Weise Feuer hervor; es erscheint, und nach drey Tagen ist der schönste Kalk gebrannt.

Aber nicht Persien allein ist in dem Besitze dieser Naturmerkwürdigkeit; auch Italien hat ähnliche nur minder reiche Stellen aufzuweisen, unter welchen der Barigazzo, ein Berg auf den hohen Alpen von Modena,

die reichhaltigste enthält. Ueber diesen Berg führt eine sehr schöne Landstraße, die oft dem Sandsteinfelsen mit großer Mühe abgewonnen werden mußte, und das Verkehr zwischen der Lombardie und Toskana sehr erleichtert. Sie nimmt ihren Zug durch ein kleines Dorf, das mit dem Berge gleichen Namen führt, und fünf und vierzig italienische Meilen von Modena entfernt ist.

Unter mehreren Reisenden und Gelehrten, welche in ihren Werken der Flammen des Barigazzo erwähnen, ist der Abt Spalanzani der eifrigste, thätigste, gründlichste. Was er über diese Naturmerkwürdigkeit sagt, ist das Gedachteste und befriedigt am meisten. An dem südlichen Abhange des Berges findet der Reisende eine kleine, staubige, unfruchtbare Ebene, in deren Mitte die wunderbare Flamme aufsteigt. Mit Gewißheit läßt sich erweisen, daß eben diese Stelle schon über zweyhundert Jahre lang die nämliche Beschaffenheit gehabt habe, aber höchst wahrscheinlich hatte sie solche schon vor Jahrtausenden, und wohl eben so lange als die Halbinsel Abscheron. Spalanzani war in zwey verschiedenen Zeitpunkten an dem Berge, und stellte sogar Versuche mit der Flamme an. Bey seinem ersten Besuche, am 16. Aug. 1789 war sie erloschen, aber erst seit wenigen Stunden, denn noch den Tag vorher hatte sein Wegweiser andere Fremde hingeführt, welche die Flamme zu sehen gekommen waren. Ein Gewitter mit heftigem Sturm hatte sie verlöscht. Aber nur kurze Zeit, so entzündete sich die Flamme wieder, wobey ein Geräusch hörbar wurde, als wenn ein Holzspan in Flamme geräth, der vorher nur geraucht hat. Erst war die Flam-

me klein, verbreitete sich aber schnell nach allen Seiten hin, wie wenn Schießpulver ausgestreut ist, und, an einem Punkte entzündet, nach und nach jedes Körnchen antastet und verzehrt. Es bildete sich eine Gruppe von Flammen, die zusammen zwey Fuß im Umfange hielten, aber an Höhe verschieden waren. Die höchsten waren ungefähr anderthalb Fuß, die niedrigsten nur wenige Zoll hoch. Spalanzani sahe bald ein, diese Flammen seyen nichts anderes als brennendes Wasserstoffgas. Er machte die mannigfaltigsten Versuche damit; zuerst suchte er die Flamme mit Quellwasser auszulöschen, das gelang nicht; etwas schwächer wurde sie, nahm aber gleich wieder zu und erhielt die vorige Lebhaftigkeit. Wenn aber plötzlich die Luft benommen wurde, z. B. durch Aufwerfen eines Hutes, so verlöschte die Flamme. Die Bewohner der Gegend hatten also recht, wenn sie behaupteten: nicht Regen, sondern Wind tilge das Feuer. Die Gegend, welche dieses Feuer ausstieß, zeigte keine Spur von Ruß, wohl aber hatten die kleineren und größeren Sandsteine, womit die Erde gemengt war, eine rothe Farbe, höher oder blasser, je nachdem sie der Brandstelle näher lagen, oder entfernter von ihr waren.

Funken, die auf dieser Stelle aus dem Stahle gelockt wurden, entzündeten die Flamme nicht; auch brennende Kohlen vermogten es nicht, solche hervor zu locken, sie erloschen im Gegentheil schnell; aber mit einem Stückchen brennendem Papier, dicht über den Platz gehalten, wurde die Flamme sogleich mit dumpfem, unterirdischem Geräusche entzündet. Grüne Baumzweige, auf

die Flamme gelegt, knisterten sogleich und geriethen augenblicklich in lichte Lohe, als ob es trockues Holz auf dem Heerde wäre. Vor Sonnenaufgang besuchte Spalanzani den Platz wieder; die Flamme lohte stärker als an dem Abende vorher, fünf und funfzig Fuß davon roch er schon die Dünste des brennenden Gases, und zwölf Fuß noch entfernt, fühlte er die Wärme.

Die Neugierde der Naturforscher ist unersättlich; Spalanzani wollte der Flamme bis in das Innerste nachspüren, er ließ auf dem Platze Erde ausgraben; sogleich hob sich die Flamme höher, wälzte sich rascher, rauschte stärker, und nahm einen noch einmal so großen Raum ein, als vorher, auch erhielt sie sich in dieser Stärke.

Wurde ein Haufe Erde und Steine auf die Brandstelle geworfen und fest getreten, so störte dieß den Zusammenhang der Flamme, ohne sie zu löschen; alsdann sprangen flammende Spitzen zerstreut hervor, und täuschten die Bemühung, sie gänzlich zu tilgen, dadurch daß sie immer wieder an einem andern Orte hervorbrachen, wenn man sie an diesem durch neues Aufwerfen von Erde störte.

Am vierten August 1790 wiederholte Spalanzani seinen Besuch auf dem Berge; in der Hoffnung durch weitere Versuche noch tiefer in die Natur dieser Erscheinung einzudringen. Das Feuer brannte schon mehrere Monate ohne Unterbrechung, so sagten die Bewohner der Gegend, von denen besonders die Bewohner des nahe liegenden Wirthshauses genau unterrichtet seyn mußten, da kein Fremder bey ihnen ankömmt, dem sie nicht die

merkwürdige Brandstelle zeigen sollten. Für ein kleines Trinkgeld pflegt man auch in Barigazzo vieles zu thun. Auch dießmal, nach einem Jahre, stand nur dieselbe Stelle im Brande, und auch jetzt war die Flamme weder größer noch kleiner, als das Jahr vorher, und nirgends eine Spur von Ruß. Der neugierige italienische Gelehrte wollte aber mehr Raum zu seinen Beobachtungen, größere Feuermasse haben. Er ließ sechszehn Fuß unter der abhängigen Ebene, worauf die Flamme ihr Wesen treibt, den Anfang mit einer Grube machen, die, wenn sie horizontal bis an die Brandstelle fortgeführt wurde, sieben Fuß länger als diese geworden wäre. Die Breite der Grube betrug sechs und einen halben Fuß. Kaum war in der tiefern Gegend des Bergabhanges die obere Rinde des Bodens hinweggenommen, als sich schwarze, feuchte, sumpfigte Erde zeigte, welche stark nach Wasserstoffgas roch. Die Arbeiter kamen mit dem Graben bis an die eigentliche Brandstelle, die aber noch nicht berührt wurde. Der Geruch, den das reichlich vorräthige Wasserstoffgas verbreitete, war so stark und beißend, daß man es kaum aushalten konnte.

Am folgenden Tage wurde die Flamme auf der Brandstelle gelöscht, und nun auch hier der Boden aufgegraben, und diese Grube mit der Arbeit des vorigen Tages in Verbindung gesetzt. Jetzt war alles aufgewühlt, als der italienische Naturforscher, drey Fuß weit von der eigentlichen Brandstelle entfernt, einem von seinen Arbeitern ein brennendes Stück Schwefel auf die Brandstelle werfen hieß. Dieses berührte den Boden kaum, als sich mit unglaublicher Geschwindigkeit eine

Flamme von so großem Umfange erhob, daß die Hälfte der Grube augenblicklich davon erfüllt wurde.

Fast wäre die Neugierde bestraft worden; Hände, Füße, Gesicht wurden von der außerordentlichen Glut sehr hart mitgenommen, und ob Spalanzani gleich auf das eiligste nach dem untersten Theile seiner Grube entfloh, so wurden ihm doch die Augenbraunen und Haare versengt. Daß die Flamme so entsetzlich schnell um sich greifen würde, hatte er nicht vermuthet. Sie erreichte bald eine Höhe von acht Fuß am Tage, und maß fünf Fuß im Umfang. Nicht aus dem Boden der Grube allein, sondern auch aus den Seiten kam dieser schnelle Zuwachs. Darin zeigten sich viele horizontale Risse, aus welchen Flammen erst in horizontaler Richtung, alsdann, wenn sie stiegen, um sich mit der Hauptflamme zu vereinigen, in senkrechter sich empor wälzten. Diese Risse sind Ausflußkanäle des entzündbaren Gases, von welchem in dem Innern des Berges und der ganzen Gegend ein unerschöpflicher, unvertilgbarer Vorrath befindlich seyn muß. Unter der Erdrinde stößt man bald auf einen Kern von Sandstein mit Ritzen; dieser scheint die Schaale zu seyn, hinter welcher jener unendliche Vorrath seinen Sitz hat. Durch den Verfolg der weiteren Beobachtungen wird sich diese hier eingeschaltete Andeutung bestätigen. Es war ein Uhr des Mittags, und die Sonne auf diesen Alpen in vollem Glanze; blickte man gerade über dem Feuer in die Höhe, so sah man ein Zittern in der Luft, bis auf eine Höhe von fünf und zwanzig bis dreyßig Fuß, die von den Flammen aufstieg. Diese Luftsäule hatte Durchsichtigkeit, und krümmte sich

gegen die Windseite. Je höher sie stieg, desto mehr verdünnte sie sich. Auf zweyhundert Fuß Entfernung roch man das Gas, und bis auf vier und dreyßig Fuß war die Wärme fühlbar; aber in einer Nähe von fünf Fuß konnte niemand die Hitze ertragen, welche das Feuer verursachte. Der Boden selbst war nicht weit herum erwärmt. Die auflodernde Flamme machte ein Geräusch wie brennende Reisbündel, und dieses war noch in einer Entfernung von hundert und funfzig Fuß hörbar. Diese Flamme glich an Farbe der Flamme eines solchen Reisbündels; Spalanzani ließ einen neben ihr verbrennen, um sich ganz davon zu überzeugen. Aber die neue Erweiterung des Feuers hatte noch die Eigenheit, daß es Ruß an dem Boden anlegte, welches bey der alten Flamme auf der eigentlichen Brandstelle nicht geschah.

Die Flamme behielt diese ausgezeichnete Lebhaftigkeit und Stärke den ganzen Tag, und in der Dunkelheit der Nacht vermehrte sich noch die Wirkung dieses so merkwürdigen Naturschauspiels, die Flammensäule zeigte sich jetzt über neun Fuß hoch, weil man am Tage die feineren Spitzen nicht bemerken konnte. So etwas hatten selbst die Einwohner von Barigazzo noch nie gesehen; alle liefen herbey, und staunten, und erwarteten, was der Mann weiter beginnen würde, in dessen Macht es stand, ihre Bergflamme so sehr zu vergrößern. Die Ursache dieser Erscheinung war sehr einfach, es hatte durch das Aufgraben des Bodens eine größere Menge Gas die Freyheit erlangt, aus den Rizzen des Erdkerns hervorzudringen.

Es war so leicht, diese beträchtliche Feuermasse entzündet zu haben, schwerer schien es, sie wieder zu löschen. Mit Wasser, das war das natürlichste, aber ein großer Eimer voll Wasser half nichts, und das Feuer äffte nur die Umstehenden, bis sie endlich recht viel Wasser schnell darüber hingossen, wovon es verlöschte.

Der Boden der Grube sog das Wasser gierig ein, ward daher gleich wieder trocken, und an den Seiten erhielt sich die Hitze mehrere Stunden lang. Spalanzani bemerkte, wenn er die Hand oder seidene Fäden an die Risse hielt, aus welchen Flammen hervorgekommen waren, ein leises Wehen, und schloß daher ganz natürlich auf das fortwährende Ausströmen von Luft; wenn er davon auffing, konnte er ihre Bestandtheile prüfen. Er steckte ein messingenes Rohr, woran eine Blase befestigt war, in eine solche Ritze; das Rohr war mit einem Hahn versehen; die Blase dehnte sich langsam aus, hatte also Luft oder Gas eingesogen, und wurde nun durch den Hahn geschlossen. Brennender Schwefel an das Rohr gehalten, nachdem der Hahn wieder geöffnet war, entzündete sogleich das Gas in der Blase, welches nun so lange fortbrannte, als etwas davon vorräthig war.

Ein anderer Versuch des italienischen Gelehrten wurde in der Folge ein bedeutender Erwerbszweig. Dieser ließ nämlich über der lohenden Flamme ein Dach von Kalksteinplatten errichten, welches seine ganze innere Fläche jener darbot; vier Tage lang, an welchen das Feuer ununterbrochen brannte, blieb das Dach stehen, Die Steinplatten brannten auch wirklich zu Kalk, der, wenn er mit Wasser begossen wurde, sich erhitzte und

sehr guten Mörtel gab. Es war klar, man konnte die Flamme nutzen, wie die heiligen Feuer in Persien. Auch blieb es nicht bey dem Versuche. War ja, wenn er sich erweitern ließ, etwas dabey zu verdienen, und also Stoff genug das Nachdenken zu schärfen! Ein Mann von Unternehmungsgeiste, Michael Angelo Turini von Aquaria di Sestola kam auf den Gedanken, hier einen Kalkofen anzulegen. Er kaufte die Brandstelle um sehr niedrigen Preis, und hatte bald das Vergnügen, sein Vorhaben gelungen zu sehen. Spalanzani erhielt nach wenigen Monaten die schriftliche Nachricht von ihm, daß der Kalkofen erbaut, und das Brennen im Gange sey. Auch nach mehrern Jahren wurde die Anstalt fortgesetzt, die um so zweckmäßiger und ergiebiger ist, da der Berg Vorrath an Kalksteinen hat, und zu der Abführung des gebrannten Kalkes die schöne, das ganze Jahr fahrbare, Landstraße die beste Gelegenheit giebt. Auch bezeugten die Proben von dem gebrannten Kalke, nach dem Urtheil von Kalkbrennern, seine vorzügliche Güte. Der einzige Unterschied zwischen jenen Kalkbrennereyen auf Abscheron, und dem Kalkofen an dem Barigazzo ist der, daß dort nur drey, hier aber zwölf Tage erfordert werden, um guten gebrannten Kalk zu erhalten. Jene Flamme muß daher entweder weit wirksamer seyn, oder die Kalksteine jener Gegend müssen sich weit leichter brennen lassen, als die auf den modenischen Alpen.

Nach der Behauptung der Bergleute jener Gegend, nimmt die Flamme auf dem Barigazzo an Stärke und Lebhaftigkeit zu, wenn Regen bevorsteht, und wenn Gewitter einbrechen. Spalanzani hat auch darüber Be-

obachtungen angestellt, und jene Meinung während eines, mit Hagel verbundenen Gewitters bestätiget gefunden; ein Sturm, der Bäume umriß, oder spaltete, war nicht im Stande die Flamme zu löschen, die durch den obenerwähnten Graben an Umfang sehr gewonnen hatte. Es ist wahrscheinlich, daß lange fortgesetzte Beobachtungen endlich alle die Veränderungen bestimmen würden, welche dieses Naturfeuer durch Einwirkung der veränderten Jahreszeit, Luft u. s. w. leidet.

In der Nähe des Brandplatzes auf dem Barigazzo zeigen sich noch andere ähnliche Stellen, die eben diese seltsamen Erscheinungen hervorbringen. Eine führt den Namen des Höllengartens. Es ist ein kleiner Bach, der nur nach Regen Wasser hat, wohl aber beständig einzelne Lachen enthält, die ihm aus einer nahen Quelle zufliessen. Er liegt tief, von hohen Sandsteinfelsen eingeschlossen; diese Lachen sind hell, ihr Wasser ist ohne Geruch und Bewegung. In anderen Pfützen bilden sich häufige Blasen, der Geruch ist widerlich, eben so der Geschmack, und diese entzünden sich, wenn man brennendes Licht an sie bringt. An einem andern Platze, den die Landleute die Katzenschanze nennen, ist auf einer bebauten Ebene eine Grube, an deren einer Seite sich sechs Löcher befinden, woraus ein leises Wehen hervorkömmt. Wird ein brennendes Licht diesen Oeffnungen genähert, so erheben sich sechs blaue, geräuschlose Flammen. Unter der Erde stehen diese sechs Röhren in Verbindung mit einander, denn wenn man einige davon verstopft, so vermehrt sich die Flamme in den andern. In dem Jahre 1790, wo Spalanzani diesen Platz be-

suchte, sagten ihm einige Landleute, sie hätten sich hier anbauen, und aus der Brandstelle ihren Feuerheerd machen wollen; aber der Arzt von Sestola habe ihnen den Bau widerrathen, weil diese Flammen aus der Hölle kämen! Da ist es freylich kein Wunder, wenn der arme Landmann bey dergleichen Erscheinungen zittert, sobald ihm diejenigen, deren Aussprüchen er traut, weil ihr Verstand durch Wissenschaften geläutert seyn soll, dergleichen Unsinn für Wahrheit geben!

An der andern Seite des Barigazzo, nahe dem Dorfe Vetta, brennen zwey ähnliche Feuer, auf einem sehr trocknen Abhange, in thonigem Boden. Fast der ganze Abhang ist ohne alle Gewächse. Die Flammen erscheinen aber nur, wenn man brennende Späne, oder brennendes Licht an die Stellen bringt. Sogleich entzünden sie sich, und ihr Brand dauert fort, bis ein Sturm ihn löscht. Sie haben ganz die nämliche Beschaffenheit, wie die Flammen zu Barigazzo; durch Aufgraben des Bodens vermehrte sich ihre Masse und Lebhaftigkeit. Die nämlichen Eigenschaften haben drey andere Brandstellen, auf dem Rücken des Berges, welche die Bewohner der Gegend die Feuer der Raina nennen. Die eine Stelle zeigt einen Umfang ihrer Flammen, der eilf Fuß beträgt, bey einer Höhe von vier und einem halben Fuß.

Die Bergleute glauben, wenn die Feuer bey Vetta u. s. w. brennen, so vermindere sich die Flamme bey Barigazzo; allein Versuche, wobey alle in der Gegend zugleich in Thätigkeit gesetzt waren, widerlegten diese Behauptung. Die Feuer der Vetta und Raina dienen

den Hirten zu Wärmplätzen; wenn es kalt ist, entzünden sie solche, und lagern sich umher.

Durch Ausgraben des Bodens bey den Flammen der Raina wird, in einer Tiefe von $5\frac{1}{3}$ Fuß, endlich der feste Sandsteinfelsen erreicht, der zu der Masse zu gehören scheint, aus welcher das ganze modenische Gebirge gebildet ist. In diesem Kern zeigen sich Spalten, woraus die Flammen hervorbrechen; es wird dadurch höchst wahrscheinlich, daß ein unterirdischer Zusammenhang dieser Brandstellen statt finde, und daß eine ungeheure Mine des brennbaren Gases tief in den Eingeweiden jenes Sandsteingebirges verborgen sey. Woher sie ihren Ursprung, und ihre, so viele Jahrhunderte währende, Zuflüsse nehme, darüber haben verschiedene Naturforscher verschieden geurtheilt. Am geschwindesten kommen die zum Zwecke, welche dergleichen Flammen aus der Hölle herleiten, welche nach ihrer Meinung in dem Innern des Erdkörpers, als ein ewig brennender Pfuhl, einen ungeheuren Raum einnimmt, und da und dort, in Asien, wie in Europa und den andern Erdtheilen, feurige Ausflüsse aus der Rinde der Erde hervordrängt. Dagegen läßt sich denn gar nichts einwenden; die Vernunft muß sich gefangen geben, denn gegen dergleichen Unsinn richtet sie nichts aus. Andere, schon tiefer eindringende, Männer haben die Ursachen von dergleichen Flammen in Aufbrausungen saurer und alkalischer Salze gesucht — wieder andere in großen Vorräthen bituminöser und schweflichter Materien in dem Innern der Erde. Andere glaubten, sie entstehen von Schwefeldünsten, die sich in Berührung mit der Luft entzünden. Wieder

andern schien es wahrscheinlich, daß erloschene Vulkane hier noch Spuren ihrer ehemaligen grösseren Kraft äussern. Aber auf den Gebirgen von Modena ist nicht die leichteste Spur von vulkanischer Beschaffenheit des Bodens zu entdecken. Neuer sind die Meinungen, daß ehemals an den jetzigen Brandstellen große, an Thieren und Pflanzen reiche, Sümpfe gewesen seyen, die eine Erdrevolution verschüttet habe. Die entzündbare Luft entwickle sich aus der im Wasser geschehenen Verwesung der thierischen und vegetabilischen Theile, und daure so lange, weil die Ausströmungskanäle nur unbedeutend an Umfang und Anzahl seyen; oder auch, daß die entzündbare Luft aus Minen komme, die, wie die Steinkohlenminen, Ueberfluß daran haben. Spalanzani und andere mit ihm, suchen den Stoff dieser entzündbaren Luft in reichen Vorräthen von Schwefelkies, von denen sich an dem Barigazzo und in der Gegend bestimmte Merkmale zeigen. Diese verwittern leicht bey zutretender Feuchtigkeit, und entwickeln jenes Gas, das um so weniger an Zuflüssen Mangel leidet, je größer jene Vorräthe in dem Innern des Gebirges sind. Diese Behauptung scheint am gehaltvollesten zu seyn. Es ist ferner möglich, daß das aufsteigende Gas an Quellen von Steinöl, Naphta, die in jener Gegend innerlich vorhanden seyn müssen, hinstreicht, und Theilchen davon an sich zieht, welche sich in dem von der Flamme verbreiteten Geruche kenntlich machen.

Standhaftigkeit.

Auf großen Seereisen hat sich diese Zierde des Mannes, Standhaftigkeit, oft schön erprobt, immer rührend und Theilnahme erweckend. Wer kann die schauderhaften Ereignisse, welche in ältern und neuern Zeiten kühne Seefahrer betroffen haben, lesen, ohne den hohen Grad von Muth und Ausdauer zu bewundern, der jene über alle Beschwerden erhoben, und zu Besiegern aller Hindernisse gemacht hat. Die Geschichte jedes Volkes, das Seehandel treibt, hat dergleichen Gemälde aufzuweisen, die meistens keiner übertriebenen Darstellung, keiner Zusätze einer üppigen Einbildungskraft bedürfen, um selbst, und am sichersten, in dem Gewande der nackten Wahrheit Theilnahme zu erwecken. Ungeschmückt sey hier, aus dem Tagebuche des Dänischen Capitän Jens Munk, eine Skizze seiner Schicksale auf einer höchst gefahrvollen Fahrt, als Dokument starken Muthes und kühner Beharrlichkeit eingeschaltet.

Die Dänischen Könige hatten in frühern Zeiten blühende Niederlassungen auf Grönland, das damals durch grüne, schöne Weiden und urbares Feld anlockte, und den Fleiß der Anbauer lohnte. In unsern Tagen wird es den dortigen Ansiedlern sehr schwer, ihr Leben zu fristen, den größten Theil des Jahres hindurch starrt ewiger Winter überall, Eisberge thürmen sich auf Eisbergen, und das ehemalige grüne Land hat sich in die schrecklichste Oede ver-

wandelt. Die neuesten Bemühungen, einen so großen Erdstrich bewohnbar zu machen, gelingen daher nur langsam, aber doch zählte man in dem Jahre 1796 schon wieder etwas über 5000 Einwohner in den Colonieen der Dänen. Der Wallfisch- und Robbenfang veranlaßt alljährlich viele Schiffer, Grönland zu besuchen.

Als der Capitän Jens Munk lebte, war dieses von der Natur schon damals verwaiste Land eine Zeitlang ganz vernachläßigt worden, denn innerliche Unruhen und Kriege mit Auswärtigen erforderten, daß Dänemarks Könige ihren Blick einzig auf Erhaltung des Mutterlandes richteten; diese ungünstigen Verhältnisse hörten auf, und sogleich erwachte in dem betriebsamen Dänenvolke und seinem Regenten der Wunsch wieder, dem Handel neue Schwungkraft zu geben, und besonders den ehemals einträglichen nach Grönland wieder zu erneuern. Aber wie verschwunden war das Land, man mußte es gleichsam neu entdecken; mehrere Versuche mißlangen, dennoch erneuerte sie der thätige König Christian der vierte, der besonders in dem Jahre 1619 zwey Schiffe ausrüsten ließ, die er der Leitung des Capitän Munk anvertraute, mit dem Auftrage, nicht nur Grönland zu besuchen, sondern auch darüber neue Versuche anzustellen, ob in dem Norden von Amerika keine Durchfahrt nach Asien möglich sey.

Munk, schon erfahrner und in Beschwerden erprobter Schiffer, segelt in dem Monat May 1619 ab, kömmt nach Grönland, fährt die südlichste bekannte Spitze dieser großen Halbinsel, oder Insel, (denn bestimmen läßt sich dieses nicht, weil die ewigen Eiskolossen alle Untersuchung hemmen) das Vorgebirge Farewell vorbey, in Hudsons

Meerbusen, bringt vor von Küste zu Küste, wo das Treibeis mit jedem Augenblick neue Mühe verursacht, neue Gefahren bringt. Ihn hält es nicht auf; aber seine Anstrengungen sind vergebens, und als der September kömmt, schätzt er sich, nachdem er dem Tode tausendmal entgegen gesehen, glücklich, noch eine Bucht in Grönland zu erreichen, wo er landen kann. Aber wie öde, wie erstorben ist dieser Aufenthalt; Eisfluren, aus denen magerer Wald traurig hervorstarrt; Eisberge, die den Zugang in das innere des Landes sperren; keine Spur von einer Hütte, keine Spur eines Menschen. Einzeln sieht er Bären und anderes Wild der Polarländer umherirren. Länger auf dem Meere zu bleiben, war unmöglich, hier mußte überwintert werden. Der Capitän giebt der Mannschaft der beyden Schiffe Nachricht von seinem Entschluß; sie ziehen ihre Schiffe, deren Ladungen sie an das Land bringen, auf die Ufer so weit als möglich, und umbauen sie, so gut sie können, damit, wenn sich Eismassen anschieben, diese den Schiffen nicht nachtheilig werden; alsdann bauen sie sich kleine Hütten, verwahren ihre Vorräthe, und richten sich so zum harten Winter ein, der hier unausbleiblich ist.

In den ersten Wintermonaten war der Aufenthalt noch leidlich; die Mannschaft ging auf die Jagd, und manches genießbare Wildbret war gute Ausbeute, den Einsamen zur Erfrischung. Aber nach dem Neujahre stieg mit der furchtbar zunehmenden Kälte ihr Elend. Ihr Vorrath an Wein, Bier, Branntwein fror bey der sorgfältigsten Behandlung; man haute die Tonnen in Stücken, den gefrornen Inhalt ebenfalls, und ließ ihn am Feuer schmelzen, um ihn genießbar zu machen. Aber dahin war die

Kraft, selbst der Branntwein war und blieb nun Wasser, das weder stärken noch erwärmen konnte. Da zeigten sich bald die Folgen des Mangels, Krankheiten. Unter den ersten Opfern waren der Schiffschirurg und der Priester, und wozu nun die noch vorhandenen Arzeneyen, da die beyden fehlten, welche deren Anwendung verstanden!

Des Unglücklichen einziger Trost ist Hoffnung; an sie hielten sich auch die Verlassenen. Wenn nur der Frühling wiederkömmt, und die Kälte mildert, wenn man nur die Hütte wieder verlassen, und sich im Freyen bewegen kann, sagten sie, alsdann wird alles gut werden!

Der Frühling kam, aber die Kranken wurden noch kränker, die übrigen Gesunden erkrankten, und bald lagen alle ohne Ausnahme. Heute raffte der Tod einen hin und Morgen den andern, und als der Junius eintrat, wo in jenen öden Erdgegenden die Natur ihre zeugende Kraft auf einige Monate wieder erlangt, da lebten von der sämmtlichen Mannschaft beyder Schiffe noch, der Capitän Munk und zwey Matrosen. Aber auch sie lagen; Munk auf einem von den Schiffen, die beyden Unglücksgefährten in einer von den Hütten. Keiner konnte den andern helfen; es war ein Wunder, wenn sie erhalten wurden. Als Munk, der sich noch am längsten aufrecht erhalten hatte, fühlte, auch seine Stunde sey gekommen, so schloß er sein Tagebuch, packte es zusammen, und legte eine schriftliche Bitte an diejenigen, die zufällig nach ihm hier landen würden, bey, solches dem Könige von Dänemark zu überschicken. Damit glaubte er, die Erdengeschäfte beschlossen zu haben, legte sich in eine Ecke seines Schiffes, und erwartete die Scheidestunde aus dem Leben. Aber sie kam nicht; ein

anderes, zufälliges Uebel wurde das Mittel seiner Rettung. Um ihn her lagen die zuletzt Verstorbenen von seinem Schiffsvolke, deren Leichen er aus Schwäche nicht mehr hatte fortschleppen können. Bey der schnell einbrechenden Hitze, gingen sie eben so schnell in Fäulniß über, so daß der schwache, kranke Capitän den Geruch nicht ertragen konnte, wovon sie das Schiff erfüllten. Er rafft sich auf, kriecht von dannen, schleppt sich aus dem Raume hinauf auf das Verdeck, um noch, in der Todesstunde, der letzten Erquickung, der freyen Luft zu genießen. Jene zwey von der Mannschaft, die in der Hütte darnieder lagen, hatten sich etwas erholt; sie treten vor die Thüre und erfreuen sich des erwärmenden, stärkenden Anhauchs der warmen Luft; sie bemerken, daß noch einer lebe auf dem Verdeck, schleppen sich hin, finden ihren Führer, und helfen ihm herab. Auf dem neubelebten Boden durchdringt ihn neue Lebenskraft; die Freude, sich gerettet zu sehen, aus so großer Noth, wird für alle drey ein stärkendes Mittel, das die Annäherung der Gesundheit beschleunigt; nicht vergeblich keimen ihnen Kräuter aus dem verminderten Schnee hervor, sie pflücken sie mühsam, graben nach Wurzeln in dem locker gewordenen Boden, und diesen verdanken sie bald ihre Genesung. Jener öde Erdstrich ist mit dieser Wohlthat des milden Schöpfers, mit heilbringenden Kräutern und Wurzeln vorzüglich ausgestattet.

Bald jagen, fischen sie wieder, und weil die Jahreszeit zur Rückreise in die Heimath lockt, weil sie jetzt, oder nie hoffen können, Dänemark wieder zu sehen, so erhebt sich in diesen drey Männern der kühne Gedanke, eines von ihren Schiffen so viel möglich auszubessern, und die Fahrt

zu wagen. Aber welcher Gedanke! Welche Gefahren! Schon es zu wollen, war Probe des Muthes. Das kleinste von den Schiffen wurde zu der Fahrt auserkohren. Drey Mann, wie viel Anstrengung erforderte es nur, das Fahrzeug wieder flott zu machen! Es gelang, die vorzüglichsten Beschädigungen wurden ausgebessert; Lebensmittel, welche die Jagd und der Fischfang lieferten, gesammelt; alles Brauchbare von beyden Schiffen geladen, und muthig, wie Helden, begannen diese drey Männer die Reise. Laßt mich sie nicht aufzählen, die Beschwerden, welche sie zwey Monate lang erduldeten, nicht nennen die Gefahren, von welchen sie bedrohet wurden; sie waren zahllos, unaussprechlich! Das Schiff von den andrängenden Schollen des Treibeises bald leck, erforderte Leute zur Pumpe, das Steuerruder seinen Mann, die Segel verlangten Behandlung, — und in alle diese Geschäfte theilen sich drey Menschen! Man kann denken, in welchem Zustande sie nach einer Fahrt von zwey Monaten, erst in Norwegen, und nachher in Dänemark landeten. Man denke sich aber auch ihre Freude, und die Aufnahme, die dem braven Capitän von seinem Könige zu Theil wurde. Durch eine so seltene Standhaftigkeit waren die Früchte der Reise nicht verlohren, und dem Staat ein Mitglied erhalten, welches auch nachher seine Gültigkeit thätig erwieß. Denn als Dänemark kurz nachher von seinen Feinden wieder mit Krieg bedrohet wurde, stand auch Munk in den Reihen, die für ihr Vaterland muthig kämpften.

Sobald der Krieg geendigt war, erwachte die Lust an Seereisen wieder in ihm; so wenig vermogten ausgestandene Leiden, ihn von ähnlichen Versuchen abzuhalten, und

ihm die Ruhe in der Heimath wünschenswerth zu machen. Er warb Freunde und Theilnehmer unter dem reichen Adel und Bürgerstand zu Kopenhagen, denen er einen Plan zu Ausrüstung von zwey Schiffen vorlegte. Unter seiner Leitung sollten diese eine zweyte Reise nach Grönland machen, und Capitän Munk glaubte mit Zuversicht, dießmal glücklicher zu seyn, und den Theilhabern bedeutende Handelsvortheile gewähren zu können.

Die Schiffe standen segelfertig, als die Vorsehung den Plan vereitelte; denn der brave Capitän erkrankte schnell, und starb. So unterblieb der Versuch.

Die Wunderstadt Sidney in Neuholland.

Nro. 28.

Als am 13ten May 1787 England die erste Ladung von Auswürflingen, 778 an der Zahl, worunter sich 220 weiblichen Geschlechtes befanden, unter Anführung des wackern Comodore Arthur Phillips, eines Abkömmlings von deutschem Blute, absendete, um auf jener Insel, die ziemlich so groß als ganz Europa ist, eine Pflanzstadt zu begründen, da zweifelten die Menschenkenner in allen gebildeten Staaten an dem Erfolge.

Jenes bunte Gemische von diebischen Lehrpurschen, von niedrigen Raubgesellen, nichts taugenden Bedienten, von Falschmünzern, Banknotenverfertigern, Wegelagerern, u. dergl.; jene diebischen, feilen, schändlichen Dirnen aus

Englands Hauptstadt, wo sich dergleichen Gesindel, wie Nattern und Kröten in einem Sumpfe — nährt und mehrt; — diese Race, die den Ehrennamen der Menschen abgelegt zu haben schien, versunken in Trägheit und bösen Lüsten; dieser verworfene Bodensatz sollte unter dem milden Himmel von Port Jakson aufs Neue gähren, sich säubern, das noch vorhandene Gute sollte aus dem Schlamm hervortreten, das Böse gar vertilgt werden. Fleißige Arbeiter, gute Ackerleute, ehrliche, mäßige, sittliche Wesen sollten diese Menschen werden, und einem neuen Staate, auf Ordnung und Recht gegründet, die Entstehung geben. Das war ein großes Problem, und billig mogte jeder zweifeln, dem das Schwierige der Auflösung nicht unbekannt war. Was geschah? Viele von jenen Sträflingen mußten vertilgt werden aus der Liste der Lebenden; neuer Nachschub mußte die Zahl ersetzen, aber viele auch wurden verwandelt, und neugebohren, verdienten sich Freyheit und Bürgerrecht, wurden Gatten und Väter, sahen mit Reue zurück auf ihren früheren Wandel, sahen bald die Früchte der Ordnung, das eigene Feld grünend, den selbst gepflanzten Fruchtbaum blühend, sahen die Heerden gedeihen, welche sie selbst pflegten, lernten rechtlich erworbenen Wohlstand schäzen, und wurden glücklich. Das Mutterland mußte vieles aufopfern, große Summen daran wagen, große Vorräthe aller Art absenden; aber alles das wuchert jetzt; schon ernährt sich die Colonie fast selbst, und bald wird sie mit Zinsen dem Mutterlande jene Vorschüsse wieder heimzahlen können.

Damals, als noch wenig erfreuliche Aussicht zu dem Gedeihen dieser neuen Pflanzung sich zeigte, sagte der ver-

storbene Forster, der berühmte Gefährte des Weltumseglers Cook: das einzige Mittel dieser neuen Colonie Dauer zu geben, bestehe darin, daß man eine hinlängliche Anzahl rechtschaffener und geschickter Bauern durch Belohnungen ermuntere, nach Neuholland zu ziehen. Man müsse ihnen Häuser bauen, und alles reichlich geben, was zum Anfang der Wirthschaft erfordert werde; die Verbannten müßten als Knechte und Mägde bey ihnen dienen; es müßten zweckmäßige Schulen und Erziehungshäuser angelegt werden; alle Mühe sey sonst vergeblich, aller Kostenaufwand Verschwendung. — Könnte dieser Ehrenmann lesen, was jetzt der französische Gelehrte Péron, den gewiß in diesem Punkte kein Vorurtheil blendet, und der keinesweges für die englische Nazion eingenommen ist, über Sidney sagt, er würde das freudige Erstaunen mit uns theilen.

Ich gebe meinen Lesern in Nr. 28. ein kleines Abbild von einem Theile dieser merkwürdigen Stadt, und wenn ich ihnen mitgetheilt habe, was uns in den neuesten Tagen davon kund worden ist, und sie dabey in Anschlag bringen, daß funfzehn Jahr früher (denn Péron besuchte Sidney in dem Jahre 1802.) noch keine Hütte dastand, so werden sie den Ausdruck der Wunderstadt, womit ich ihre Neugierde reitzen wollte, gewiß rechtfertigen.

Gegen die Mitte des Seehafens Port Jakson, der einer der schönsten und sichersten auf der Erde ist, erhebt sich die Stadt Sidney, Hauptstadt der englischen Pflanzungen in der Südsee. Sie liegt an dem Abhange von zwey an einander stoßenden Hügeln; ein kleiner Bach fließt der Länge nach durch sie hin, und die ganze Umgebung hat mahlerische Reitze. Auf der nördlichen Hügelspitze sieht man,

auf einem nicht leicht zugänglichen Felsen, eine Schanze, besetzt mit sechs Kanonen, auf welcher die Signalflagge errichtet ist; eine andere, auch mit Geschütz bepflanzt, befindet sich auf der östlichen Spitze, und diese beyden Befestigungen, deren Feuer sich durchkreuzt, decken die Einfahrt in den eigentlichen Hafen von Sidney, der nur einen kleinen Theil des großen Hafens von Port Jakson begreift. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus, die Hospitalgebäude, worin zwey- bis dreyhundert Kranke verpflegt werden können. Eines davon ist besonders merkwürdig, weil auch sogar das ganze Gebälke in England verfertiget, auf den Schiffen der ersten Landungsflotte herbeygeführt, und so schnell errichtet worden ist, daß wenige Tage nach der erfolgten Landung die Kranken auf der Flotte ihr Unterkommen darin fanden. Auch fällt auf dieser Seite der Stadt, an dem Meeres-Ufer, ein sehr schönes Magazingebäude in die Augen, das so bequem angelegt ist, daß unmittelbar an seiner Mauer die größten Schiffe geladen und entladen werden können. Schon sind mehrere Schiffwerfte mit allen Erfordernissen vorhanden, auf welchen man Schiffe von verschiedener Größe zimmert. Das Land selbst liefert treffliches Bauholz und Masten. Auf derselben Linie mit den Hospitalgebäuden, weiter hinaus, steht das Gefängniß, welches ungefähr 200 Gefangene fassen kann, hohe Mauern hat, und wohl bewacht wird. Unfern davon sieht man ein öffentliches Gebäude, worin Wein, Branntwein, gesalzenes Fleisch u. dergl. aufbewahrt wird; ihm gegenüber ist der Paradeplatz für die Garnison, welche dort täglich mit schöner Musik aufzieht. An dem westlichen Theile dieses Platzes ist ein schönes Haus für den Gouverneur-

Lieutenant erbaut, hinter welchem sich ein sehr großer Garten ausdehnt, voll der nützlichsten Pflanzen und Obstbäume. Zwischen diesem Hause und jener Weinniederlage steht ein Erziehungshaus für arme Töchter von solchen Aeltern, die entweder zu verderbt sind, oder zu arm, als daß ihnen die Erziehung selbst anvertraut werden könnte. Hinter dem Hause des Gouverneur-Lieutenants ist ein anderes sehr großes Vorrathshaus errichtet worden, eine Art von Staats-Kornkammer, worin in großer Menge Mehl, getrocknete Hülsenfrüchte, u. dergl. aufbewahrt werden. Den Hauptplatz der Stadt umgeben die Kasernen der Soldaten, und die Wohnungen für Offiziere. Mehrere Kanonen sind dort aufgeführt, und auf des Platzes Mitte steht das Pulvermagazin. Nicht weit davon ist ein Kaffeehaus, worin sich die vornehmsten bürgerlichen und militärischen Beamten zu erholen pflegen; Billard und andere Spiele verkürzen dort die Zeit. Hinter dem Paradeplatze steht ein dicker, viereckiger Thurm, der zu einer Sternwarte eingerichtet ist; dort soll eine Kirche erbaut werden, und der Thurm Glocken erhalten; aber da der Bau zu viele Hände, und zu großen Aufwand erfordert, so beeiferten sich die Gouverneurs bisher mehr solche Anstalten zu begründen, und zu befestigen, ohne welche die Ansiedlung nicht aufkommen, sich nicht erhalten könnte. Die Reihe der öffentlichen Gebäude wird oben auf dem westlichen Hügel durch zwey schöne Windmühlen beschlossen.

Um an den andern Hügel zu kommen, muß man über den Bach gehen, welcher zwischen beyden durchfließt; eine Brücke, erst von Holz, jetzt von Stein, führt hinüber. Auch ist neuerlich an dieser Stelle eine Wassermühle erbauet

worden. Die merkwürdigsten öffentlichen Gebäude sind hier drey große Vorrathshäuser, in deren einem alle zum häuslichen Lebensbedarf und zum Feldbau nothwendigen Geräthschaften in ungeheurer Menge verwahrt werden; sie mögen Namen haben, welche sie wollen, hier sind sie zu finden, und werden den Bewohnern in festgesetzten, sehr billigen Preisen verkauft. Andere Vorrathskammern sind für Kleidungsstücke der Soldaten und Sträflinge angelegt, in andern liegt Leinewand und Tauwerk für die dem Staate gehörigen Schiffe. Eines von diesen drey Gebäuden wird als Spinnhaus für Verbannte weiblichen Geschlechtes benutzt. Das Haus des Gouverneurs, nahe dabey, zeichnet sich vortheilhaft aus; es ist in italienischem Baugeschmack aufgeführt, und von einer einfachen aber zierlichen Colonade umgeben. Ein prächtiger Garten, der bis an das Meerufer herab sich erstreckt, nimmt den Raum vor dem Hause ein; diesen macht ein buntes Gemische von Pflanzen, Blumen und Bäumen aus allen Himmelsstrichen besonders sehenswerth. Neben dem asiatischen Bambus, sagt Péron, erhebt sich die Fichte von Norfolk, die prächtige Columbia; dort reift die Pomeranze aus Portugal, die Feige von den Canarischen Inseln unter dem Schatten des Apfelbaums aus Frankreich; Kirschen-, Pfirsich-, Birn-, Aprikosen-Bäume stehen gemengt mit neuholländischen Baumarten, Banksien, Metrosideros Correen, Melaleuken, Casuarinen, Eukalyptus.

An dem Abhange eines nahen Hügels, über den Garten des Gouverneurs hinaus, steht eine Windmühle, und das Backhaus der Regierung, worin besonders Schiffszwieback verfertigt wird. Es kann täglich bis 1800 Pfund liefern.

Die Wohnung des General-Commissärs der Regierung zeichnet sich ebenfalls sehr vortheilhaft aus. Nahe dabey ist ein Zimmerplatz für Schaluppen, die von hier auf Wallfisch- und Seehundsfang auslaufen; auch sieht man unfern eine Ziegelbrennerey. Die Zahl der Einwohner erreicht jetzt schon 8000; es sind drey Schulen in Sidney angelegt, und der öffentliche Gottesdienst wird, bis die Kirche fertig ist, in einem großen Saale des Kornmagazins gehalten. Bereits ist eine Buchdruckerey dort angelegt, welche ein Zeitungsblatt ausgiebt.

Südlich von Sidney, an der Hauptstraße, welche nach der zweyten Stadt der Colonie, Parramatta, führt, liegt das Dorf Brickfield. Es hat vierzig Häuser, und wird hauptsächlich von Ziegelbrennern, Töpfern, Fayencearbeitern bewohnt. Der Boden ist ergiebiger, als um die Hauptstadt her, wo sich durch die Einwirkung des Meeres seine Fruchtbarkeit vermindert. Zwischen diesem schönen Dorfe und der Stadt ist der gemeinschaftliche Begräbnißplatz, welchen mehrere schöne Denksteine zieren.

Den Hafen von Sidney hatten, als Péron dort war, mehrere Schiffe aus verschiedenen Weltgegenden besetzt; ein höchst interessanter Anblick! Hier lagen Schiffe vor Anker, die von der Themse oder aus dem Shannon ausgelaufen waren, um an den Gestaden von Neuseeland Wallfische zu tödten; jene waren nach China bestimmt, und hatten hier nur Vorräthe für die Colonie ausgeladen; andere hatten hier Erdkohlen geladen, die nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und nach Indien verkauft werden sollten. Kleinere Schiffe sollten nach verschiedenen Inseln in der Nähe und in der Meerenge Baß fahren, um dort Pelz-

werk zu holen, welches einstweilen von Leuten, die dort ihre Anstellung hatten, eingesammelt worden war. Andere segelten nach der Westküste von Amerika, um dort Schleichhandel mit den Spaniern zu treiben; sie waren wohl bewaffnet, um sich ihren zu erwartenden Vortheil sogar zu erkämpfen, wenn es nicht anders seyn könnte. Andere Schiffe wollten nach der Nordwestküste von Amerika fahren, um Pelzwaaren einzutauschen; wieder andere sollten nach verschiedenen Inseln der Südsee segeln, um eingesalzenes Fleisch zu laden, das dort von vorzüglicher Güte ist. Amerikanische Schiffe hatten schon den Weg nach Port Jakson kennen gelernt, und die Flagge ihrer Nazion wehte beständig in dem Hafen.

„Alle diese großen Arbeiten, (dieß sind Péron's eigene Worte, die ich in der trefflich gerathenen Uebersezzung des Herrn Professors Hausleutner hier einschalte) alle diese Bewegungen der Schiffe zusammen, gaben diesen Gestaden ein Aussehen von Wichtigkeit und Thätigkeit, welche wir auf Ufern, die Europa vor kurzer Zeit noch gar nicht kannte, nicht anzutreffen vermutheten, und unser Interesse verdoppelte sich, wie unsere Bewunderung. Der Bevölkerungszustand der Colonie war für uns ein neuer Stoff zum Erstaunen und zu Betrachtungen. Nie ist vielleicht dem Staatsmann und Philosophen ein würdigerer Gegenstand des Nachdenkens vorgekommen, nie hat sich vielleicht der glückliche Einfluß der gesellschaftlichen Anstalten auf eine glänzendere und rühmlichere Weise bewährt, als auf diesen fernen Gestaden."

Ich erwähnte vorhin des Weges nach Parramatta, der zweyten Stadt der Colonie; auch über sie haben Pérons

Berichte sehr wesentliches, erfreuliches Licht verbreitet. Sie führt auch den Namen Rose-Hill, und liegt ungefähr 25 Meilen westlich von Sidney. Die Straße von der Hauptstadt dahin ist schön und so breit, daß drey Wagen neben einander darauf fahren können. Sie führt durch ungeheure Waldungen, welche das Auge ergötzen; ihre Schatten gewähren Kühlung, und die Stille, die dort herrscht, wird durch das Geschrey der schimmernden Papageyen und durch die Stimmen vieler anderer Vögel angenehm unterbrochen. Da und dort stößt der Wanderer auf freye Plätze, die mit sehr zartem, wohlriechendem Gras bewachsen sind und die schönsten Schaafheerden nähren. Diese vermehren und veredeln sich hier ausserordentlich, und schon geht ihre Wolle nach London, und wird dort höher geschätzt und theurer bezahlt, als die schönste Spanische. Der menschliche Fleiß lichtet diese großen Wälder, dafür zeigen sich schöne Aecker und hübsche Wohnungen von Fruchtbäumen beschattet. Der Reisende betrachtet gerührt diese neuen Felder, wo des Nordens schwache Getreidepflanze auf Trümmern der starken, in Neuholland einheimischen Eukalyptuspflanzen wächst; er sieht mit Vergnügen die Hausthiere seiner Heimath; die Stiere sind hier munterer, als ihre Väter auf den kalten Weiden von Britannien; die Kühe sind fruchtbarer, milchreicher unter diesem milden Himmelsstrich; die Pferde verlieren nichts an Schönheit und Brauchbarkeit, und das Schwein aus Europa hat sich durch Vermischung mit Schweinen von den Inseln der Südsee, die größer sind und besseres Fleisch haben, verbessert. Unsere Haushühner, Gänse, Enten, Tauben sind dort trefflich gediehen, und ihre Gattungen haben sich durch

andere aus Asien, Afrika und den Südseeinseln vermehrt. Noch höher steig des Wanderers Theilnahme, wenn er das Innere dieser neuen Gehöfte betritt, auf die er am Wege stößt. Hier lebten jene Nichtswürdigen, Diebe, Gauner, Schelme aller Art, Gesindel, das mit der steigenden Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustandes der Europäer sich zu mehren scheint. Dieser Auswurf, diese Schande ihres Volkes lebt hier, unbegreiflich umgeschaffen, als fleißige Landleute, als ruhige und glückliche Bürger. Kein Wort von Mord, von Diebstahl, in der ganzen Colonie die größte Sicherheit des Vermögens und Lebens! In jedem Hause wird der Reisende freundlich aufgenommen; er sieht Mütter, die um das Wohl ihrer Kleinen eifrig besorgt sind, zärtliche Frauen, brave Wirthinnen, und wenn er sich erinnert, daß es noch vor wenigen Jahren Geschöpfe waren, die zu den verworfensten gehörten, schändliche, feile Dirnen, so reißt ihn diese so ausserordentliche Sittenumwandlung zu den erhebendsten, angenehmsten Betrachtungen hin.

Die Stadt Parramatta liegt in der Mitte einer schönen Ebene, an dem Ufer des Flusses Parramatta, der für kleine Fahrzeuge bis dahin schiffbar ist. Sie hat ungefähr 180 Häuser, welche von funfzehnhundert Menschen bewohnt werden. Auch hier war in dem Jahre 1802 der Kirchenbau noch nicht vollendet. Die Einwohner finden ihren Erwerb durch Landbau, Viehzucht, und einige Handwerker. Man sieht ein gut eingerichtetes Hospital, ein festes Gefängniß, ein Arbeitshaus für weibliche Sträflinge, ein öffentliches Erziehungshaus; dort hat das oberste Friedensgericht der Colonie seine Versammlungen, und in

der Folge soll Parramatta der Hauptort für die vornehmsten bürgerlichen Verwaltungsstellen werden, alles aber, was sich mit der Aufsicht über den Handel, Schiffbau, die Schiffahrt, u. dergl. beschäftigt, in Sidney bleiben. Es ist in Parramatta ein öffentlicher Garten von der Regierung angelegt, worin ausländische Gewächse vervielfältigt werden, auch hat man hier die ersten Versuche mit Weinbau gemacht, die aber bis 1802 noch nicht gelungen waren, weil ein Glutwind aus Nordwesten alljährlich die schöne Hoffnung reichen Weinlese vernichtet, gleichsam verbrennt. An einer andern Stelle gelingen wohl noch auch diese Versuche, die für England höchst wichtig seyn würden, da es in keiner von seinen Besitzungen Wein erbaut, und daher allen kaufen muß.

Castle-Hill, Tongabee, und Hawkesburry sind noch drey andere Städte der englischen Colonie auf Neuholland, die täglich neuen Zuwachs an fleißigen Händen erhalten, deren Umgebungen die herrlichsten angebauten Felder und Weiden darstellen, und das Erstaunen des reisenden Europäers erregen. Schon diese Angaben sind ausser meinem gegenwärtigen Plan, der sich nur auf Sidney beschränken wollte; aber der Gegenstand hat zu viel Interesse für den Menschenbeobachter, als daß dieser ihn nicht gerne ganz erschöpft sehen mögte, und darum behalte ich mir noch manches Wort über die englische Pflanzung an diesem äussersten südlichen Ende der Erde bevor.

Welche Gefühle müssen sich in Péron und seinen Gefährten täglich erneuern, wenn die Erinnerung vor sie tritt, und sie in ihrem Zauberspiegel alle die Herrlichkeiten und Wunder der Natur noch einmal sehen läßt, deren An-

Blick sie sich durch so viele Gefahren, Mühen und Opfer erkauft haben! Hier zum Schlusse noch die Schilderung einiger seltenen Charaktere unter den englischen Colonisten in Neuholland.

Der ehemalige französische Obriste, Baron de la Clampe.

Die Revolution vertrieb ihn nach England; er hatte vorher seinem Vaterlande als braver Soldat in Indien Dienste geleistet, aber gegen dieses wollte er nie die Waffen ergreifen, ob sich ihm gleich in seiner neuen Freystätte Gelegenheit dazu bot. Um nicht müßig zu leben, bat er die Englische Regierung um ein Stück Land in Neuholland, das er anbauen wollte; die Bitte ward in so vollem Maße gewährt, daß er auch mit beträchtlichen Vortheilen seine neue Lebensart beginnen konnte. In dem Jahre 1799 kam er nach Neuholland, und begann seine Ansiedlung zu Eastle-Hill. Sie ging gut von statten; er hielt sich sehr eingezogen, kam in drey Jahren nur einmal nach Sidney, und schlug die Einladungen seiner besten Freunde aus, um, einem fleißigen Einsiedler ähnlich, ganz für den Landbau zu leben. Péron besuchte ihn mit dem englischen Obersten Paterson.

Nachdem sie eine ziemliche Strecke durch ein buschiges Gehölze gegangen waren, sahen sie die einfache Wohnung des französischen Obersten, umgeben von seinen Feldern. Er arbeitete mit sechs Sträflingen, welche ihm der Gouverneur als Knechte überläßt, fast nackend, wie diese. Er war durch diesen Besuch überrascht, und eilte in sein Haus, um sich anzukleiden. Man führte die Besuchenden

in das Haus, es war auch in dem Innern äußerst zierlich, und alles darin sprach um so mehr für den feinen Geschmack des Besitzers, je weniger die Gegenstände, die es enthielt, an Ueppigkeit grenzten. Als der Ansiedler hörte, wer der Fremdling sey, den ihm Paterson zuführte, ging er auf jenen zu, und umarmte ihn mit Entzücken. — Wie geht es unserem Frankreich, sagte er. — Péron gab ihm Kunde von den großen Ereignissen der neuesten Zeit. Der Mann hatte in seiner Besitzung schon ausserordentlich viel gethan; ihm war sogar eine Pflanzung von Baumwollenstauden und Kaffeebäumen, welche er selbst angelegt hatte, auf das herrlichste gelungen. Er hatte sogar versucht, von der Baumwollenstaude diejenigen feinen Farbenabstufungen zu erzwingen, welche an der chinesischen so auffallend ist, und z. B. an dem Nankin eine natürliche Farbe macht, die durch Kunst noch nicht erreicht werden konnte; und auch dieß soll ihm gelungen seyn. Irre ich nicht, sagte er, so wird die Colonie in Kurzem durch mich zwey neue Handels- und Ausfuhr-Zweige erhalten; meine Bemühungen sind das einzige Mittel, eine große Schuld gegen das Volk abzutragen, welches mich im Unglücke liebevoll aufgenommen hat.

Der Uhrmacher und Goldarbeiter Morand.

Auch aus Frankreich gebürtig; er hatte in England falsche Banknoten fabrizirt, und war als Sträfling nach Neuholland gekommen; seine Strafzeit war geendiget, und er lebte jetzt anständig von dem Erwerb seines Fleißes in Sidney, wobey ihm drey Sträflinge Hülfe leisteten. Morand erzählte seine Abentheuer seltsam genug:

„Der Krieg war zwischen England und Frankreich ausgebrochen; mir schien es leichter, unsere Nebenbuhlerin

durch die Finanzen, als durch die Waffen zu Grunde zu richten. Als guter Patriot beschloß ich, diesen Plan mitten in London auszuführen. Meine Arbeiten gelangen über alle Erwartung. Besonders half mir dabey ein Irländer, der, so geschickt wie ich, von dem nämlichen edlen Patriotismus getrieben, noch erbitterter auf England war, als ich. Unsere Banknoten waren bald so vollkommen, daß es uns selbst schwer wurde, die von uns verfertigten von den ächten zu unterscheiden. Ich triumphirte schon; ich hatte die besten Anstalten getroffen, England mit diesen falschen Banknoten zu überschwemmen; nur noch einige besondere Nachrichten in Ansehung der Nummern, womit die ächten bezeichnet sind, fehlten mir, als mein Gehülfe, den ich bis dahin für sehr ehrlich gehalten hatte, aus unserer Niederlage einige von den Zetteln stahl, an welchen noch einige, freylich kleine, aber unumgänglich nothwendige Züge fehlten. Man zog ihn ein, und da er schon einmal sich nicht gescheuet hatte, gegen die Ehre zu handeln, so scheute er sich auch nicht, alles zu verrathen; ich wurde zu ihm in das nämliche Gefängniß gebracht. Unsere Werkzeuge, unsere Vorräthe von falschen Banknoten wurden weggenommen; England war von dem Verderben gerettet, welches ich ihm zubereitete.

Ich gab die Hoffnung nicht auf, dem Tode zu entgehen; aber der Irländer war so zaghaft, daß ich überzeugt seyn konnte, nichts würde uns beyde retten, wenn ich ihm gegenüber vor den Richtern stehen müßte. Ich beschloß, ihn zu überreden, daß er sich mir vom Halse schaffte; er war ja der Urheber unseres Unglücks, und mußte daher auch Strafe dafür leiden. Daß wir sterben müßten, bewies ich

ihm in einem sehr feyerlichen Gespräche; es komme nur darauf an, uns Schande und Schmerzen zu ersparen; besser sey es daher stets, als Leute von Ehre zu sterben, als unter der Hand des Henkers. — Das erschütterte den Irländer, aber noch konnte er sich nicht entschließen. — Er hatte Kinder, ich sagte ihm, wenn er selbst kein Gefühl für Ehre habe, so sollte er doch seinen Kindern das Unglück ersparen, Kinder eines Gehenkten genannt zu werden; es sey Pflicht für ihn, sie, da er kein Vermögen für sie gesammelt habe, durch ein großmüthiges Opfer, der Schande und Entehrung zu entreißen. — Das wirkte. Wir wußten uns Queckfilbersublimat zu verschaffen; ich stellte mich, als nähm' ich es ein; er nahm es wirklich und mußte sterben, und so, da ich von diesem blödsinnigen Gauner befreyt war, konnt' ich dem Galgen entgehen, der ihn und mich erwartete. Ich kam als Verbannter nach Sidney, aber die Zeit meiner Sclaverey ist vorüber; ich nähre mich gut als Goldschmid und Uhrmacher. Zwey niedrige Verbrecher, (verurtheilte Goldschmide oder Uhrmacher) welche mit mir arbeiten, vermehren meinen Gewinn um das Dreyfache. Ich werde in wenigen Jahren in der Zahl der reichsten Eigenthümer in der Colonie seyn, ich würde schon jetzt zu den Glücklichsten gerechnet werden können, wenn mich das Mißvergnügen, meine so ruhmvolle Unternehmung in England auf eine so unglückliche Weise vernichtet gesehen zu haben, nicht ohne Aufhören quälte, und wenn ich nicht wüßte, daß selbst diejenigen unter meinen Landsleuten, welche die edlen Grundsätze meines Betragens nicht einsehen können, oder nicht zu schätzen wissen, mich für einen niedrigen Verbrecher halten.

Grabhütte der Wilden in Diemens-Land,

mit ein paar Worten über ihren Charakter, ihre Wohnungen u. s. w.

Nro. 29.

Unter den bis jetzt bekannten, im rohen Naturstande lebenden Völkern, stehen die Eingebohrnen von Neuholland und Diemens-Land mit auf der alleruntersten Bildungsstufe, und ohngeachtet einem Theil davon Europäer so nahe sind, die sich in dem Lande angesiedelt haben; so ist doch, selbst bey denen, welche diesen Ansiedelungen zunächst wohnen, seit mehr als zwanzig Jahren, auch nicht der leiseste Wunsch aufgekommen, oder gar laut geworden, sich einige von den Vortheilen zu eigen zu machen, welche sie bey jenen als Ursache ihres gemächlicheren Lebens erkennen mußten. Welcher tiefe Grad von Armuth, der diese Menschen drückt! Ganz nackend, oder doch nur mit einem schmalen Känguruhfell über der Schulter schweifen sie umher in waldigen Gegenden, die oft so verwachsen sind, daß man nicht hindurch kommen kann; rauhe Felsen hemmen ihre Pfade, Gemsen gleich erklettern sie die höchsten; bey jedem Schritt bedroht sie ein Dorn. Hohle Baumstämme, Felsenhöhlen sind ihre Wohnungen, und bisweilen nur ersetzen sie diese Zufälligkeiten durch eine Art von Hütte, aus Aesten zusammengestützt, höchst elend verfertigt. Die Pescherä auf dem Feuerlande in Amerika sind kaum noch ärmer an Lebensbequemlichkeiten.

Nro. 29.

Nro. 30.

Jagd zu Land und an den Seegestaden muß den Wilden von Diemens-Land nähren; fehlt hier der Ertrag, so entsteht Hungersnoth, die durch den entsetzlichen Ausweg, sich mit Menschenfleisch zu sättigen, wovon man auch bey diesem Volke Anzeigen gefunden haben will, nicht gehoben, sondern nur auf das kläglichste gemildert werden kann.

Und doch auch für diese Menschen hat die Natur vieles gethan; so weit wir sie kennen, zeigen sie sich uns als Wesen, die leicht begreifen und natürlichen Verstand in bedeutendem Grade besitzen. So urtheilen die neusten Reisenden; aber auch die Bemerkungen früherer Beobachter bestätigen sich, daß sie tückisch, höchst mißtrauisch, höchst feindlich gesinnt gegen die Europäer seyen, und solche, wo sie Wahrscheinlichkeit haben, durch Mehrzahl aufzukommen, mißhandeln und tödten. Aus dem Hinterhalte schaden, und, wenn Gefahr naht, auf das eiligste entlaufen, das sind ihre Fechterkünste. Nur die Verschönerungskunst wird auch von ihnen nicht vernachläßiget; sie ist allen Menschen eigen. Aus zierlichen Muscheln und Fischknochen verfertigen sie sich Halsgehänge, und der nackte Körper muß viele schmerzhafte Einschnitte erdulden, damit Ringe, Linien, Bänder und Erhöhungen entstehen, welche für schön gelten, und besonders wenn sie mit farbiger Erde eingerieben sind, zu den Auszeichnungen gehören, wodurch Ansehen bey andern erworben werden kann.

Péron hat die Wohnungen dieser Wilden in seiner Reisebeschreibung abgebildet; das roheste Bedürfniß giebt sie an, und liefert den Maßstab. Ast ist an Ast gereiht, unbehauen, wie er sich brechen ließ und sich schlingt und wendet; die Ritzen, die sich in diesem Zeltartigen Gebäude

bilden, sind mit Moos, Rasen, Steinen verstopft. Vorn hat dieser Holzhaufe eine niedrige Oeffnung; dahinein kriecht von der Familie, wen Regen oder Wind belästigen, oder wen Kälte zwingt, Schutz bey dem Feuer zu suchen, das in der Mitte unterhalten wird, und die Wohnhöhle mit Rauch erfüllt. Aufrecht kann darin kein Erwachsener stehen, sie kauern sich zusammen, oder liegen umher, den Thieren gleich.

Es ist auffallend, und ein würdiger, reicher Gegenstand des Nachdenkens, zu sehen, daß diese rohen Menschen mehr Fleiß bey der Anlage der Hütten, Nr. 29, zeigen, worin sie die Reste der Vorstorbenen zur Ruhe bringen, als selbst bey dem Bau ihrer Wohnungen. Liegt doch in dem rohesten Menschen ein Gefühl, das eine Art von Ehrfurcht gegen Todte von ihm fordert; er sondert das Stück Land ab, und erklärt es für unverletzlich, für heilig, wo die Gebeine der Aeltern und Freunde ruhen sollen. Sogar dem Diemenslandbewohner sind diese Begriffe, die ihn ehren, nicht fremde; die schönsten Stellen des urväterlichen Bodens wählte er zu diesen Ruheplätzen; auf kleinen Hügeln, wo die Bäume am üppigsten wuchern, wo ein Bach von süßem Wasser lieblich zwischen Blumen hinrieselt, nahe den schönsten Austerbänken, an dem er seine tägliche Nahrung findet, da baut er die Grabhütte, in Wahrheit eine solche Hütte hat kein unfreundliches Ansehen. Vier Stangen bilden das Gestelle, sie sind mit dem einen Ende in die Erde gesteckt, und durchkreuzen sich mit dem andern, und sind an diesem Punkte fest zusammen gebunden. Der Todte wird verbrannt, und die Gebeine werden unter einem Haufen Erde, welcher mit zartem Gras in tiefen Furchen,

im Kreise belegt ist, in dem innern Raume aufbewahrt. Damit dieser niedrige Grabhügel dauerhafter sey, sind acht hölzerne Stäbe darüber hingebogen, die sich oben an ihrer Mitte durchkreuzen, mit beyden Enden in die Erde gesteckt, und an diesen Punkten durch Steine unten am Boden festgehalten werden. Ist so der Inbau und das Gestelle in Ordnung, so wird das ganze Werk im Kreise mit einer Bedachung versehen, die aus breiten, langen Streifen von Baumrinde besteht, und im Ganzen ziemlich die Form einer großen Glocke giebt. Oben, wo sich die Stangen durchkreuzen, ist eine Binde angebracht, welche alles wohl zusammenhält, und zur Zierde sind Bänder von Rinde oben angebracht, die durch ihre Biegungen eine Gestalt bilden, welcher nicht viel von der Form einer einfachen Krone fehlt. Wenigstens gehört keine Anstrengung der Phantasie dazu, sich Umrisse einer Krone dabey zu denken.

Damit ist das ganze Denkmal in Ordnung; ungestört ruhen die Gebeine, die einem solchen stillen Hause anvertraut sind. Die zweyte, geöffnete Hütte läßt einen Blick in das Innere zu, darum ist sie der Ansicht beygefügt. An einigen von den breitesten Rinden dieser Hütten sind gewisse, plump eingegrabene Züge, grobe Charaktere, bemerkt worden, den Zügen ähnlich, welche sich die Landeseingebohrnen auf den Vorderarmen einzuschneiden pflegen.

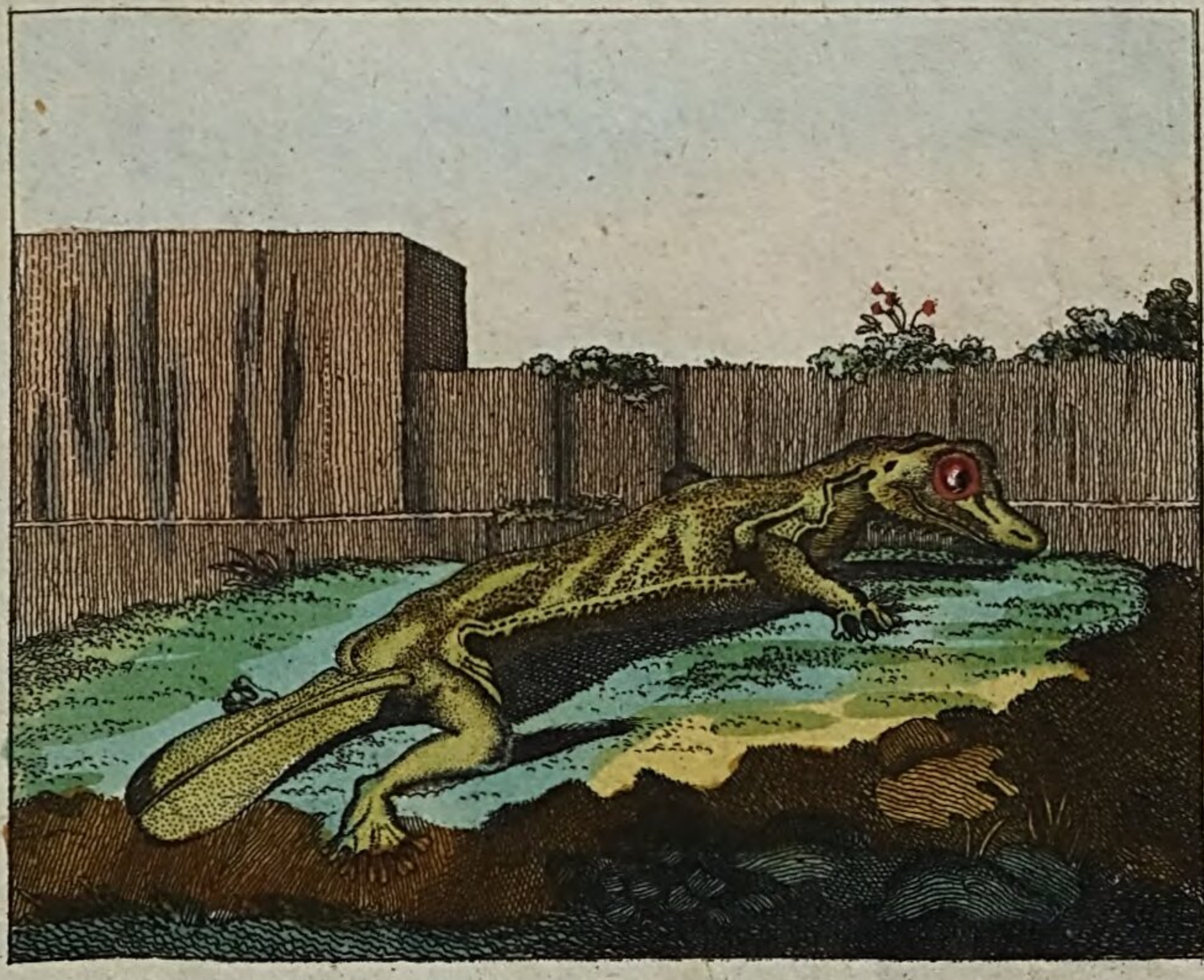
Das gestreifte Känguruh von der Insel Bernier.

Nro. 30.

Durch die Entdeckung von Neuholland und Diemens-Land wurden mehrere ganz neue Arten von Beutelthieren bekannt, welche dort einheimisch sind, und diese ungeheuren Landstrecken gleichsam als Eigenthum bewohnen, weil vierfüßige Thiere von anderer Beschaffenheit gänzlich fehlen. Das große braune Känguruh mit kurzen Vorderfüßchen, und desto längeren und stärkeren Hinterfüßchen, die ihm die Möglichkeit verschaffen, anstatt auf vier Füßen zu gehen, ungeheure Sprünge zu machen, sich über weite Felsenschluchten hinwegzuschleudern, kennen meine Leser schon seit Kook's Reisen um die Welt; es ist in allen Lehrbüchern der Naturgeschichte abgebildet; Péron hat ein anderes, liebliches Thier von derselben Art, nur zarter, kleiner, bunter gefärbt dargestellt, welches ich hier meinen Lesern verkleinert in Nr. 30 liefere. Eine ganze Familie des grau gestreiften Känguruh, welches besonders auf der Insel Bernier zahlreich haust. Noch fehlt uns die genaue schriftliche Schilderung davon, aber gewiß wird sie bald erscheinen. Bis dahin einige Worte, die Péron seiner trefflichen Abbildung, zufällig nur, beygegeben hat. Er glaubt, das

Nro. 31.

Nro. 32.



graue Känguruh werde sich leicht zum zahmen Hausthiere umschaffen lassen. Wenn er sich im Geiste die Vortheile denkt, welche den jetzt so armen Einwohnern von Diemens-Land und Neuholland daraus zufließen werden, daß sie, durch das Verkehr mit Ausländern endlich doch ermuntert, die ersten Schritte zur Cultur machen, und das Leben in bürgerlicher Gesellschaft ihrem so unsichern, traurigen Wandel vorziehen; wenn er dabey die Wohlthaten ermißt, welche der Schöpfer jenen weiten Erdgegenden zugetheilt hat; so erwähnt er auch dieses zierlichen Thieres, dessen zarter Körperbau schon bey dem ersten Blick gefällt. Ueberdieß ist sein Fleisch weit schmackhafter, als das Fleisch des großen, braunen Känguruh, und wird, gezähmt, und als Hausthter gepflegt, nahrhafte und angenehme Speise für diese Menschen geben.

Weibchen und Kleine des Kasuar von Neuholland.

Nr. 31.

In dem dritten Hefte der geschichtl. Denkwürdigkeiten ꝛc. versprach ich meinen Lesern auch die Abbildung des weiblichen Kasuars von Neuholland, die wir der herrlichen Reisebeschreibung des gelehrten Péron zu verdanken haben. Hier ist sie. Gewiß eine angenehme Gruppe. Die alte ist von dunklerer Farbe, als das Männchen, und der schöne, blaue Streif am Halse ist bey ihr weniger ausgezeichnet.

Das Auge ist roth. In dem ersten Alter sind die Jungen weißlich, mit lichtbraunen Streifen, die um das Auge sich in einem größeren braunen Fleck sammeln, und über den Hals und Rücken der ganzen Länge nach hinziehen, gegen hinten zu an Breite zunehmend. Wenn die Kleinen heranwachsen, verlieren sich diese Streifen, und die zarten, haarartigen Federchen, die den Körper bedecken, nehmen eine graue Farbe an, die dann immer dunkler wird. Das Fleisch und die Eier dieser merkwürdigen Vögel geben eine sehr schmackhafte Speise.

Der Plattkopf.

Nr. 32.

Der französische Naturforscher Lacepede hat das hier abgebildete, und von ihm zuerst beschriebene Geschöpf, welches zu den Eidechsen gehört, mit dem Namen des Plattkopfes belegt. Mit Recht behauptet er, daß wenige eierlegende vierfüßige Thiere gleich merkwürdig durch die Eigenthümlichkeiten der Gestalt seyen, wie dieses. Er glaubt, es sey ein Uebergangsgeschöpf, wodurch mehrere Eidechsenarten sich an einander anschließen. So scheint der Plattkopf vorzüglich zwischen dem Chameleon, dem Gecko, und dem Wassersalamander inne zu stehen; von diesen drey Eidechsenarten vereinigt er die Hauptcharaktere. Der Kopf, die Haut und der allgemeine Körperumriß scheinen von dem Chameleon entlehnt zu seyn. Der Schwanz gleicht dem des Salamanders; die Füße gleichen den Füßen des Gecko; auch ist keine Eidechse leichter zu erkennen, als diese,

wegen der Vereinigung dieser drey auffallenden Charaktere; überdieß sind noch andere an ihr bemerklich, die zu den eigenthümlichen gehören. Der Kopf, auf welchen der französische Naturforscher bey seiner Namensbestimmung vorzüglich Rücksicht genommen hat, ist sehr abgeplattet; der untere Theil gänzlich; die Maulöffnung reicht bis unter die Augen hin, und noch etwas weiter; die Zähne sind ausserordentlich klein, aber sehr zahlreich; die Zunge ist platt, gespalten, der Zunge des Gecko ähnlich. Die untere Kinnlade ist so schmal, daß man bey dem ersten Anblicke glauben mögte, das Geschöpf sey an diesem Theile des Kopfes beschädigt, oder vielmehr, daß es gar keine untere Kinnlade habe. Die Kopfform ist ziemlich einem Dreyecke ähnlich, wie bey dem Kopfe des Chameleon; aber dieses Dreyeck ist sehr in die Länge gezogen, und der Kopf weder helmartig, noch gezähnelt, wie bey jenem Thiere. Der Kopf ist überdieß sehr groß; seine ganze Länge beträgt ungefähr die Hälfte der ganzen Länge des Rumpfes. Die Augen sind dick, nehmen viel Raum ein, stehen sehr weit vor; die Hornhaut läßt die Iris deutlich durchscheinen; der Augapfel stellt sich als eine vertikale Spalte dar, wie in dem Auge des Gecko; diese Bildung läßt vermuthen, daß er sehr fähig sey, sich auszudehnen, und sich zusammen zu ziehen, um Licht aufzunehmen, oder abzuhalten. Man findet die Nasenlöcher fast an der Spitze der Schnautze. Die äußerst kleinen Ohrenöffnungen haben ihre Stellen unfern der Ecken des Maules. Die Haut an dem untern Theile des Halses ist faltig, die ganze untere Seite des Körpers flach, platt.

Jeder von den vier Füßen des Plattkopfes ist in fünf Zehen abgetheilt; an ihrem Ursprung sind diese durch die Haut der Schenkel vereinigt, welche sie an der obern und untern Seite bedeckt; dann aber sind sie sehr abgesondert, besonders die Zehen an den Hinterfüßen, wovon sich die innere von den übrigen fast so, wie der Daumen an einer Hand, trennt. Mehrere Eidechsen zeigen die nämliche Beschaffenheit der Füße. Gegen die äussersten Spitzen der

Zehen hin, befindet sich eine Haut, die sich an beyden Seiten ausbreitet, auch sind die Zehen dort an der Unterseite mit kleinen Schuppen besetzt, die sich, wie Dachziegel, eine über die andere hinschieben; gewöhnlich sind sie in zwey Reihen geordnet, welche sich an dem Ende der Zehen ein wenig von einander entfernen, und durch diese Trennung einem sehr gebogenen, sehr starken, unterwärts gekrümmten Nagel Raum verschaffen. Der Schwanz ist dünne, und viel kürzer als der Leib; er erscheint sehr breit und platt, weil er mit einer Haut bekleidet ist, die auf beyden Seiten sich ausbreitet und diesem Theile des Körpers die Gestalt eines Ruders giebt. Allein bey genauer Untersuchung kann man den eigentlichen Schwanz, welchen diese Haut bedeckt, oben und unten als eine kleine, der Länge nach hinziehende, Hervorragung erkennen. Auf meinem kleinen Nachbilde wird diese Eigenheit deutlich bemerkbar. Die Haut dieser Eidechse an dem Kopfe, an dem Leib, an den Füßen und dem Schwanze, sowohl an der obern, als untern Seite, ist mit einer sehr großen Anzahl kleiner, erhobener Punkte, die mehr oder minder auffallen, besetzt. Aber eine sehr merkwürdige Eigenheit des Plattkopfes ist, daß der ganze obere Körpertheil sich von dem untern durch eine Verlängerung der Haut unterscheidet, die sich von der Spitze der Schnautze bis an den Ursprung des Schwanzes erstreckt. Auch über die vier Beine und Füße breitet sie sich aus, und sondert an ihnen die obere Seite von der untern.

Diese Eidechse ist nur in Afrika einheimisch; auf der Insel Madagaskar scheint sie besonders häufig; auch von den Gegenden am Senegal hat sie der Naturforscher Adanson mitgebracht. Die größte unter fünf, welche Lacepede bey seiner Beschreibung vor Augen hatte, maß acht Zoll, sechs Linien in ihrer ganzen Länge; der Schwanz war zwey Zoll, vier Linien lang. Die Farbe dieses Geschöpfes läßt sich nicht leicht bestimmen; sie wechselt häufig, wie bey mehreren andern Eidechsen. Sie hat darin besonders Aehnlichkeit mit der Farbe des Chameleon; bald erscheint die

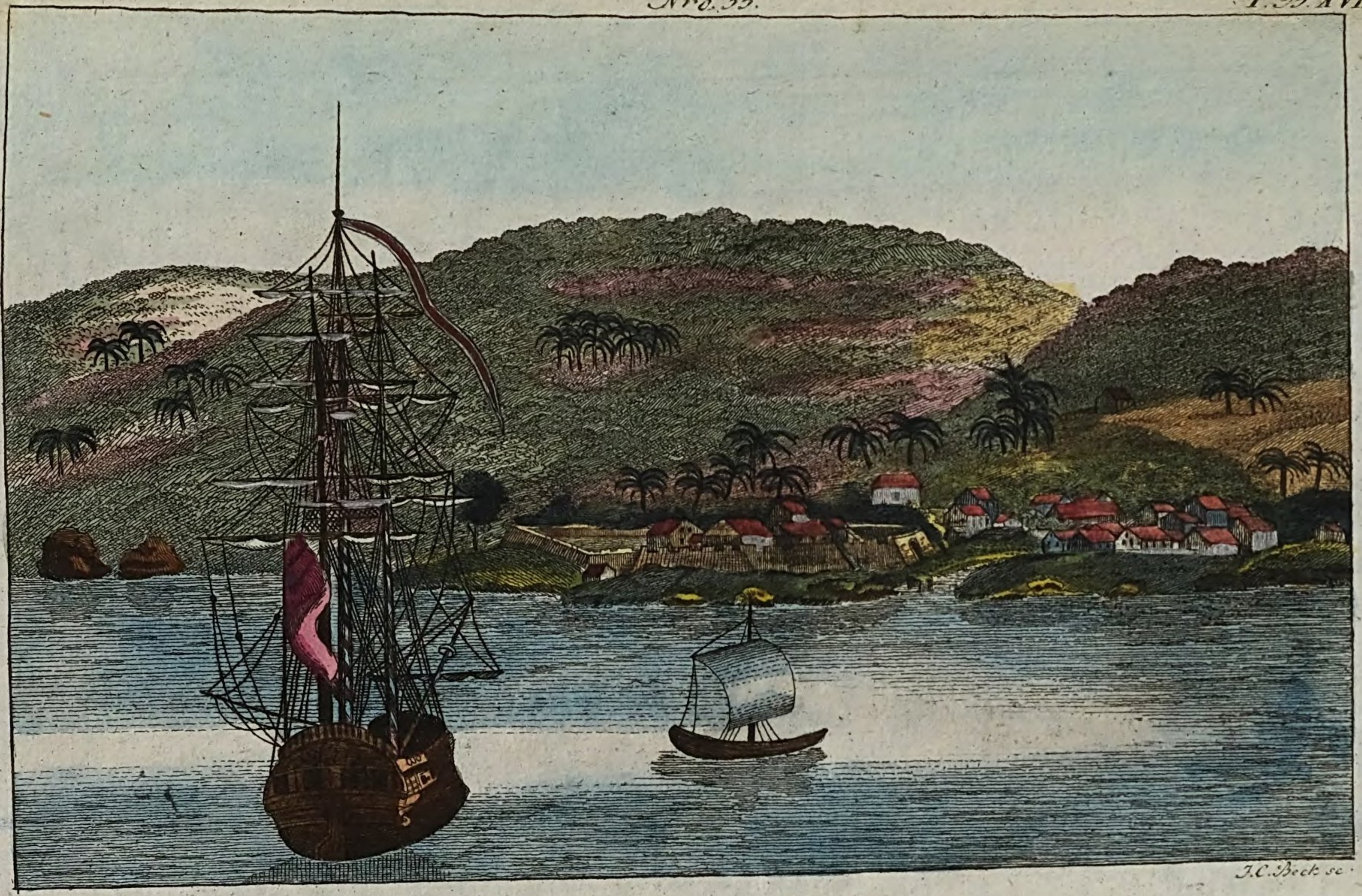
Haut, entweder nach und nach, oder auf einmal, in verschiedenen Abstufungen von roth, gelb, grün und blau. Diese Wirkung, welche Herr Bruyeres zuerst beobachtet hat, scheint in unmittelbarem Zusammenhange mit dem verschiedenen Zustande dieses Geschöpfes zu stehen. Eben so verhält es sich auch mit dem Chameleon. Der einzige Unterschied zwischen diesen beyden Thieren in Ansehung des Farbenwechsels besteht darin, daß die Farben bey dem Chameleon nur an der Haut des Bauches sich verwandeln, bey dem Plattkopf aber an dem oberen Körpertheile statt findet, indeß die ganze untere Seite, von der Spitze der Kinnladen, bis an das Ende des Schwanzes, beständig einerley Farbe, nämlich eine glänzende gelbe behält. Mehrere haben dieser Eidechse unter dem Namen der Famocantrata erwähnt.

Die Madegassen betrachten sie als ein Abscheu erweckendes Wesen; so bald sie eine gewahr werden, drehen sie sich um, bedecken die Augen, und entfliehen so schnell, als möglich. Der Gelehrte Flaccourt, der eine Geschichte von Madagaskar geschrieben hat, sagt sogar, diese Eidechse, seine Famo - cantrata, sey sehr gefährlich; sie springe an den Negern hinauf, und hänge sich, mit Hülfe jener Hautverlängerung an beyden Seiten des Körpers so fest an ihre Brust, daß man sie nur mit scharfen Messern von sich schaffen könne. Bruyeres hingegen sah davon nichts. Er versichert, keine von diesen Eidechsen sey giftig; er nahm sie oft in die Hand, und ließ sie an seinen Fingern nagen, ohne je davon Schaden genommen zu haben. Er ist geneigt, zu glauben, die Furcht der Madegassen vor dieser Eidechse rühre daher, weil sie nicht davongeht, wenn sich ihr Menschen nähern. Im Gegentheile sie geht stets rasch vorwärts, mit aufgesperrtem Rachen; man mag lermen, wie man will, nichts hält sie ab, vorzurücken. Aus dieser Ursache erhielt sie von den Matrosen den Namen der taube n. In einigen Gegenden Frankreichs nennt der gemeine Mann auch den Erdsalamander so. Der gewöhnliche Aufenthalt des Plattkopfs sind Bäume; auch dieß

hat er mit dem Chameleon gemein. Er hält sich in Löchern verborgen, aus denen er nur Nachts, und in regnerischer Zeit hervorgeht. Man sieht ihn alsdann mit Lebhaftigkeit von Ast zu Ast springen; der Schwanz, obgleich nur kurz, dient ihm zur Stütze; er weiß ihn um dünne Zweige herum zu schlingen. Fällt er zur Erde, so ist seine Springkraft verlohren; er schleppt sich mühsam zu einem Baume hin, den er am leichtesten erreichen kann, kriecht hinauf, und setzt seine Sprünge von Ast zu Ast fort. So wie das Chameleon, geht auch der Plattkopf mühselig, und ein Hauptgrund von der schlechten Beweglichkeit dieses Thieres, wenn es auf dem Boden geht, liegt darin, daß die Vorderbeine weit kürzer, als die hintern sind, und dabey der Kopf unten einen Winkel mit dem Körper macht, so daß es bey jedem Schritte mit der Schnautze auf dem Boden anstößt. Diese Bildung ist ihm dagegen bey seinen lustigen Sprüngen auf den Bäumen vortheilhaft.

Der Plattkopf nährt sich von Insekten; daher hält er fast beständig das Maul offen, um sie zu haschen. Auch ist das Maul inwendig mit einer klebrigen Feuchtigkeit versehen, welche verhindert, daß die Beute nicht entwischen kann.

In Aegypten und Arabien wird eine andere Eidechse gefunden, welche mit dem Plattkopfe die meiste Aehnlichkeit hat.



J. C. Beck sc.

Die Insel Timor.

Nro. 33.

Kein Land, sagt der Reisende Péron, verdient vielleicht mehr die Aufmerksamkeit der Europäer, und keines ist bisher weniger bekannt worden, als die große Insel Timor. Schon aus der Ferne kündigt sie sich dem Annähernden freudig an. Eine dreyfache Kette von schroffen Felsen, die sich an der Insel der Länge nach hinlagern, bildet ein dreyfaches Amphitheater, wovon die letzten Stufen, in das Innere des Landes sich ziehend, die höchsten Punkte zu seyn scheinen. Die Gestalt dieser Berge ist sanft, sie dehnen sich einförmig aus, fast regelmäßig, und ihre breiten Rücken stufen sich unmerklich in leichten Wellenlinien ab, die sich auf dem Meerufer verlieren. An allen Seiten sind diese Berge mit mächtigen Pflanzen bedeckt; aus allen Thälern drängt sich das Grün dunkler Waldungen hervor, und über die andern Baumarten streben an allen Seiten die herrlichen Wipfel der köstlichen Palmen, dieser beglückenden Gaben der heißern Erdgürtel, hoch

empor. Für die französischen Reisenden, in deren Gesellschaft Péron war, mußte der Anblick so vieler Reize höchst erquickend seyn, da sie von den magern Küsten Neuhollands herkamen. Ihr allgemeines Vergnügen darüber äußert sich in den Ausdrücken, womit Péron dieses Annähern schildert. „Es würde vielleicht schwer seyn, anderswo eine sanftere, lieblichere Ansicht, die mehr malerischen Reiz hätte, zu finden, als die, welche wir hier genossen; von allen Seiten vom Lande umgeben, befanden wir uns wie in der Mitte eines großen See's. Selbst seine zahlreichen Bewohner, die aus seinem Schooße muthig aufhüpften, zeichneten sich durch die mannichfaltigsten, reichsten Farben aus, und wo sich unsere Blicke dem Lande zuwendeten, schien sich das Bild der größten Fruchtbarkeit noch reizender, noch interessanter zu erneuern. Welcher Abstand zwischen diesen Gestaden, und den eintönigen, unfruchtbaren, und doch so nahen Ufern des nordwestlichen Neuseelands!" — — „Von der Natur," so ungefähr äußert er sich an einer andern Stelle seiner Reise, „mitten unter den Aequator versetzt, allenthalben bekleidet mit den nützlichsten Pflanzen, versehen mit köstlichen Thieren, der schicklichste Zwischenplatz zwischen Neuholland und den übrigen Inseln des großen Meeres von Asien, bietet Timor in jeder Hinsicht, man mag auf ihre Gestaltung als Masse, auf die Umschaffungen, welche diese in früheren Zeiten erlitten hat, auf die Temperatur der Luft, auf die Erzeugnisse, selbst auf die politische Beschaffenheit Rücksicht nehmen, den reichsten Stoff zu Nachforschungen dar. Hier le-

den drey bestimmt verschiedene Menschenracen, welche seit undenklichen Zeiten, deren Anfang sich in dem nächtlichen Dunkel der Vorzeit verliert, auf diese Gestade verpflanzt, sich dem Beobachter noch jetzt in allen eigenthümlichen Grundzügen des Urvolkes, aus welchem sie entsprungen sind, darstellen."

Man findet auf Timor erstlich Nachkommen der Ureinwohner, die aber in die innern Gegenden des Landes zurückgedrängt worden sind. Noch jetzt mangelt ihnen fast alle bürgerliche Verfassung; Bogen, Pfeile und die rohe Keule von Camouny sind ihre Waffen, sie hegen tödtlichen Haß gegen die Malaien, sind sehr geübte Läufer, wohnen in Felsenhöhlen, oder in den dichtesten Wäldern, leben ausschließlich von Früchten, welche der Boden freywillig beut, und von dem Jagderwerbe, sind stets in den Waffen, stets im Kriege, bald unter sich, bald mit den Malaien, ungezähmt in allen ihren Wünschen und Neigungen, Menschenfresser, so wie man sagt, und vereinigen in sich alle Kennzeichen der Negerrace, eine schwarze Farbe, kurze, krauße, wollige Haare, u. s. w.

Die andere auf Timor anwohnende Menschenrace mit charakteristischer Verschiedenheit, begreift die Malaien, welche lange Haare und eine kupferrothe Farbe haben. Abkömmlinge jener wilden Bewohner von Malac, deren Kriegsmuth die ganze Inselgruppe von Asien eroberte, bleibt in diesem Volke noch der Charakter der Unabhängigkeit, die Kühnheit und der Stolz welche seine Vorfahren auszeichneten, unverkennbar.

Diesen zur Seite findet der Beobachter auf Timor Chinesen; auch sie sind schon seit mehreren Jahrhunderten auf den meisten Inseln Asiens einheimisch, geschickte Arbeiter am Webstuhl und in der Werkstatt des Bildschnitzers, unermüdbar in langweiligen Verrichtungen dieser Art, fertige Handelsleute, dabey niedrig, schwach; Leute, welche nie und nirgends zu befehlen wissen, und nie der Herrschaft über andere werth sind.

Unabhängig von diesen drey Völkerstämmen, welche eigentlich die Volksmenge auf Timor ausmachen, findet man auf dieser Insel einige Abkömmlinge von Portugiesen, elende Ueberreste jener Eroberer Asiens in alter Zeit, klägliche Zeugen des wandelbaren Glückes der Völker und des Wechsels ihrer Größe. Die Portugiesen wurden von den Holländern besiegt, und diese behaupteten sich bisher in dem Besitze der Insel, der neuerlich sehr wankend geworden ist. Sie haben feste Plätze hier, unter denen das Fort Eintracht bey Coupang den ersten Rang behauptet, und der Sitz des Gouverneurs ist. Nr. 33. giebt meinen Lesern eine Ansicht von dieser so angenehm liegenden Besitzung der Holländer. Vor einigen Jahren landeten Engländer auf Timor, eroberten die Veste, und machten sich zu Meistern der Insel; allein sie drückten ihre neuen Unterthanen auf das grausamste, und beraubten sie. Die Insulaner griffen zu den Waffen, erstürmten die Veste, worein jene sich gezogen hatten, ermordeten 70 bis 80 Engländer, und kühlten ihren Durst nach

Rache nur dadurch, daß sie die Getödteten auffraßen. Unvertilgbarer Haß glüht jetzt in jedem Bewohner der Insel gegen alles, was englisch heißt.

Noch hat Péron seine umständliche Schilderung von Timor nicht bekannt gemacht, sie wird dem zu erwartenden zweyten Bande seiner merkwürdigen Reise einverleibt seyn; aber einzelne Züge zu dem Gemälde lassen sich auch jetzt schon aus dem, was er bereits davon bekannt gemacht hat, ausheben, Züge von Wichtigkeit, die nach ausführlicheren Angaben lüstern machen. Ich will diesen Forscher auf einigen seiner Ausflüge auf der Insel begleiten. — — Ich ging, sagt er, am 25. Aug. 1801 Morgens früh an das Gestade; es war Ebbe, und zahlreiche Gruppen von Malaien waren beschäftigt, verschiedene Seegeschöpfe zu sammeln, welche die zurücktretenden Wellen auf dem Strande gelassen hatten. Eine so große Menge der mannichfaltigsten Gegenstände von der Art hat mein Auge nie beysammen gesehen, Fische, Weichwürmer, Schnecken, Muscheln; alles regte und rührte sich auf diesen Ufern, aber das allerreichste und seltsamste Schauspiel gewährten die Thiere, welche man unter dem Namen der Madreporen kennt. Das ganze Ufer war ein zusammenhängendes Werk dieser Geschöpfe, die unter dem Wasser ihre Wohnungen vom Meeresgrunde herauf errichten; alle Felsen, auf denen ich damals trocknes Fußes wandelte, waren belebt, und zeigten so sonderbare Formen, mit so mannichfaltigen, reichen, reinen Farben, daß die Augen davon wie geblendet wurden.

Diese Thiere sind es, welchen alle kleineren Inseln jener Bay ihre Entstehung verdanken, und der unglaubliche Fleiß, welchen so unzählige Millionen Geschöpfe bey diesen Gebäuden unter dem Wasser fortgesetzt anwenden, Gebäuden, die so hart wie der härteste Marmor sind, verursacht, daß diese Inseln täglich an Masse zunehmen. Selbst mitten auf den Bergen in dem Innern von Timor, da wo jetzt tiefe Thäler sich bilden, Bäche ihre Bahn gebrochen haben, findet man die Trümmer von den Arbeiten dieser erstaunenswürdigen Thiere, und die Phantasie erschöpft sich dabey, durch welche Mittel diese großen Korallenklippen, diese Gebäude von Madreporen, zu einer solchen Höhe über die gegenwärtige Meeresfläche gestiegen seyn können. — — Einst, bey meinen Wanderungen in die von der Küste etwas entfernteren Gegenden, die ich mit drey Gefährten angestellt hatte, wurden unsere Sammlungen von Naturseltenheiten bald so groß, und so lästig, daß wir, um auszuruhen, eine beschattete Stelle suchen mußten. Die Hütte eines Malaien bot uns Ruhe und Schutz, wir wurden mit vieler Herzlichkeit aufgenommen; setzt euch, gute Männer aus Frankreich, war das erste Wort, was uns der vermuthliche Herr vom Hause sagte. Wir begehrten einige frische Kokosnüsse; sogleich kletterte ein junger Mensch mit unglaublicher Behendigkeit auf benachbarte Kokosbäume, schnitt vier Früchte ab, hielt zwey zwischen den Zähnen, die beyden andern in den Händen, und gleitete mit der nämlichen Schnelligkeit, als er hinaufgestiegen war, wieder herab von den Bäumen. — — — Ich sah in

der Hütte eine von den Sagayen, Lanzen, und näherte mich ihr, um sie genauer zu betrachten; ich bat einen von den gegenwärtigen Männern, mich mit deren Gebrauch: bekannt zu machen. Indem er mir diesen zeigte, mußten sich seiner Erinnerung die letzten Kriegsereignisse auf der Insel lebhaft vorstellen; er schrie voll Eifer; Engländische Männer, böse Männer! Dabey schwang er seine Lanze mit großer Heftigkeit. Er wurde fast wüthend, ergriff eine Kokosnuß, steckte sie auf die Spitze seiner Lanze, und gab dadurch zu verstehen, so hätten er und seine Streitgenossen die Köpfe der Feinde unter kriegerischen Tänzen umhergetragen. Seine Pantomime ging noch weiter; er zeigte in Gebehrden, die Leichen der Eeschlagenen seyen in Stücke gehauen und gefressen worden. — —

Dieser schreckliche Zug von Rachsucht scheint es zu bestätigen, was andere früher behauptet haben, daß auch diese Insulaner Menschenfresser seyen, wenigstens so entsetzlich unversöhnliche Feinde, daß nichts den Blutdurst und die Rache stillen kann, als wenn von dem Gegner nichts mehr übrig ist, und seiner Leiche sogar auch das Grab nicht zu Theil wird. Welche Uebersspannung, welcher Wahnsinn, in welche dergleichen Bewohner der heißen Erdstriche fallen! Die Malaien auf Timor sind um so weniger zu entschuldigen, wenn der Vorwurf der Menschenfresserey sie trifft, da ihre Insel alle, auch die köstlichsten Naturgaben so leicht und so vollauf darbeut.

Diesem wenig angenehmen Schauspiele folgte ein anderes, erfreulicheres; der Malaie, in dessen Hütte

die Fremdlinge waren, hatte fünf Weiber; als jene sich näherten, waren diese schnell entflohen, in eine Art von Weiberzimmer in dem Innern der Hütte. Als Frauen neugierig, wie alle sind unter jeder Zone, blinzten sie durch die schmalen Oeffnungen, welche in der Wand von Bambusrohrstäben waren; die Fremdlinge schauten denn auch, wie das junge Männer zu machen pflegen, nach dieser Wand hin, aus deren Ritzen fünf Paar große schwarze Augen hervorleuchteten. Der Malaie merkte den Wunsch seiner Gäste, und gab seinen Weibern ein Zeichen, hervor zu treten. Sie erschienen sogleich; die älteste war kaum 25 Jahre alt, und alle zeichneten sich durch jene Regelmäßigkeit der Verhältnisse, Zierlichkeit des Wuchses, Zartheit der Umrisse, und durch jenen Ausdruck von Gefühl, von Ruhe und Sanftheit in den Gesichtszügen aus, welche auf Timor als Mitgabe von Mutter Natur für alle junge Frauen betrachtet werden können. Die malaischen Weiber legten bald ihre natürliche Schüchternheit ab, und empfingen freudig verschiedene kleine Geschenke von den Fremdlingen. Bey dem Abschiede beeiferte sich jede, den Dank auf das lebhafteste zu äußern, zu dem sich alle verpflichtet fühlten; jede gab ein kleines Geschenk zum Andenken.

Timor wird von mehreren kleinen Königen, malaischer Abstammung, beherrscht, allein ihre Gewalt ist sehr beschränkt, über alle gebietet der holländische Befehlshaber. Einige Bemerkungen werden meine Leser mit einem solchen Könige bekannt machen.

Der, dessen Péron umständlicher erwähnt, hieß Amadima, war ein Mann von mittlerer Größe, von angenehmen, geistvollen Gesichtszügen, ungefähr 45 Jahre alt. Er besuchte den französischen Naturforscher in seinem Zimmer, von Prinzen und ersten Beamten umgeben: seine Kleidung war von geblümtem Kattun, und den Kopf hatte er mit einer Binde umwunden, die in zwey Erhöhungen, wie Hörner, sich endigte. Das Gefolge zeichnete sich durch Raublust aus, unter den Händen haschten sie weg, was zu erwischen war; auch war ihre Geschicklichkeit in dieser Gaunerkunst außerordentlich. Amadima erstaunte über nichts, was ihm gezeigt wurde, mehr, als über den Phosphorus; seine willkührliche Entzündbarkeit, die Eile, womit er sich verzehrt, die Farbe dieses Feuers schien dem Monarchen ein Wunderwerk; er unterließ nichts, was ihm durch Bitten und Gaben den Besitz der Flasche, worin der Phosphorus war, verschaffen konnte. Umsonst bot er eine große Anzahl Hühner, Schweine, Hämmel dafür; er sah, daß er das Aeußerste thun müsse. Mit Selbstvertrauen ruft er einen von seinen ersten Hofbeamten, und läßt sich einen schönen Betelbeutel reichen. Er sucht darin nach, und zieht endlich ein kleines Päckchen Leinewand hervor, wickelt es aus einander, und nimmt daraus einen spanischen Piaster, seine höchste Kostbarkeit! Diesen bietet er nun mit der lächerlichsten Zuversicht; seine Miene scheint zu sagen: einem solchen Preise wirst du nicht widerstehen können! Auch um diesen Preis war der Phosphorus nicht feil für ihn. Er wußte sich kaum zu fassen, und

bat endlich nur um ein Stückchen. Péron suchte ihm die Gefahr bekannt zu machen, in welche ihn der Besitz dieses Feuers bringe; umsonst, Amadima hätte ihm Freundschaft aufgekündigt, wär' ihm hierin nicht willfahrt worden. Er gab dem Könige ein Stück von zwey Zoll Länge, und wickelte es in feuchte Leinewand. Dieses köstliche Geschenk ward in den schönen Betelbeutel gelegt. Die malaische Majestät ging sogleich von dannen, nachdem Péron den landesüblichen Kuß auf die Nase erhalten hatte; das Hofgesinde entfernte sich zugleich.

Aber kaum waren alle hinweggegangen, so kamen sie voll Entsetzen wieder; der Phosphorus hatte sich entzündet, und den prächtigen Beutel verzehrt; die dienstfertigsten unter den Hofleuten hatten sich die Hände verbrannt.

Der Phosphor erhielt hinfort von den Malaien den Namen: Schreckfeuer! Péron stillte den Kummer des Fürsten durch das Geschenk von einem bunten Taschentuche. Auch war dieser nicht undankbar. „Mann Péron, sagte er, du bist Amadima's guter Freund; morgen will ich dir ein Schwein schicken." Er selbst brachte es am folgenden Tage, und ward zu Tische gebeten. Die französische Speisenzurichtung fand er köstlich, und sein starker Appetit machte dem Gastmahle viele Ehre. Wein war nicht vorhanden, er mußte schlechten Branntewein trinken, fand aber auch diesen so vortrefflich, und kostete so reichlich da-

von, daß der Gastgeber viele Mühe hatte, zu verhindern, daß sein Gast sich nicht betrank.

Während des Mahles betrug er sich mit der würdigen, behaglichen Miene, welche denen eigen ist, die zu befehlen gewohnt sind.

Es ist in Timor Sitte, die Vorderzähne mit ziemlich starken Silberblättchen zu belegen, welche so fest mit der Glasur der Zähne zusammenhängen, daß sie durch die stärksten Angriffe mit den Nägeln nicht losgebrochen werden können. Péron sah zwey Männer, welche sich durch diese Zierrathen auszeichneten, essen, ohne daß jene Silberblättchen wankten; allein im Drang der Geschäfte vergaß er, sich den Kitt bekannt zu machen, wodurch diese feste Vereinigung des Metalls mit der Außenseite der Zähne möglich wurde.

Noch ein schöner Zug, den Péron mittheilt, verbreitet Licht über die Gebräuche und den Charakter der Malaien von Timor; Amadima kömmt eines Tages, zeitiger als sonst, zu Péron; iß heute Reis mit mir in meinem Hause, sagt er. — Aus seiner Miene spricht mehr Zärtlichkeit, als gewöhnlich, und doch zeigen seine Gebehrden und Ausdrücke etwas Festliches, was dem Fremdling auffällt. Amadima nimmt ihn bey der Hand, und Péron folgt in die königliche Hütte. Dort erblickt er eine sehr große Anzahl festlich geschmückter Sklaven. Nahe dabey wird ein ganzer Hammel gebraten, und mehrere Weiber des Kö-

niges sind mit dessen Zurichtung beschäftigt. Bald wird der Hammel mit Reis aufgetragen; Amadima zerlegt ihn, und reicht seinem Gast ein Stück von wenigstens sechs Pfund, sich selbst legt er ein weit grösseres vor, er zerreißt es mit den Nägeln und Zähnen, auf die schnelleste, geschickteste Weise. Den Vorzug in der Hast des Essens und einer Art von Gefräßigkeit dem malaischen Könige streitig zu machen, das war nicht Pérons Sache. Nach gestilltem Appetit gab der malaische König einem seiner Sklaven einen Wink; sogleich brachte dieser eine Flalsche Rum; der König schenkte davon in eine Kokosschaale tapfer ein, und sprach zu seinem Gast: „Mann Péron, du bist der Freund des Königes Amadima; König Amadima ist Freund des Mannes Péron; Mann Péron, der König Amadima will dir seinen Namen geben; willst du ihm den deinigen geben?“ — Péron antwortet ohne Bedenken: „Mann Péron will dem Könige Amadima seinen Namen geben.“ Voll Freude wurde jetzt Rum in starken Zügen genossen, und hinfort hieß Péron Amadima, Amadima Péron. Der König stellte seinen Sklaven den Gast als Freund seines Herzens vor.

Das Landhaus der Dame Van-Esten, und Neas Strohhütte.

Eine merkwürdige Parallele.

Das Landhaus der Dame Van-Esten, von Malaischer Abstammung aus Amboina, Wittwe eines ehemaligen holländischen Gouverneurs auf Timor, hat die herrlichste Lage an dem Meeres-Ufer. Umher liegen die trefflichsten Pflanzungen; kühle Bäche durchirren die schönen Fluren, und der Weg dahin führt gleichsam durch einen Wald von Bananasbäumen, Mangobäumen, Kokosbäumen, und tausend andern, die in Europa völlig unbekannt sind. Die Besitzerin des Landgutes ist an Jahren schon ziemlich vorgerückt, sehr dick, aber sie weiß noch in Sprache und Gebehrden die Würde ihres ehemaligen Ranges zu behaupten. Als ihr Gatte starb, wurde sie die Erbin seines Vermögens, welches ungeheuer war, für jene Gegend wenigstens. Funfzehnhundert Sklaven bearbeiten die kostbarsten Pflanzungen auf der Insel, welche ihr Eigenthum sind. Durch die schreck-

lichsten Erpressungen hatte ihr Gemahl diesen Reichthum erworben. Seiner Wittwe gebührt das Lob der Sanftheit und Gefälligkeit; sie ist im Umgang angenehm und heiter, darum fehlt ihr auch nicht die Liebe der Eingebohrnen.

Näher der Wohnung erweitern sich die reihenweise gepflanzten Bäume zu einem breiten Lustgang, der in der Mitte gepflastert, und mit feinem Sande sorgfältig bestreut ist. Diesen Gang unterbricht auf einem schönen Rasenplatz ein großes viereckiges Bassin, dessen klares, kühles Wasser sehr vielen schönen Karpfen zum Aufenthalte dient. Der Weg führt endlich an ein Gitter, das von steinernen Säulen gestützt ist, und sich in einer durchflochtenen Gitterthüre öffnet. Dieß ist der Eingang der Wohnung. Der Eintretende sieht diesem Gitter gegenüber einen breiten Säulengang, mit doppeltem, von Säulen getragenen Schirmdache, dessen oberer Raum einen zierlichen Saal in chinesischem Geschmack darstellt. In dem Hintergrunde eines Hofes, der von diesem Säulengang anfängt, steht das Wohnhaus; zwey Reihen von Gallerien, die an der Außenseite angebracht sind, halten die Sonnenstrahlen ab. Der Fußboden dieser Gallerten, die auf Säulen ruhen, ist gebohnt, wie in den Zimmern der vornehmen Europäer; sehr hübsche Lehnstühle, und große Gefäße von Bronze, die man in diesen Gegenden, wo beständig Betel gekauet wird, immer neben sich hat, stehen umher. Diese Gallerien waren, als Boullanger die Dame vom Hause besuchte, der Orr, wo sie ihre Gäste empfing. Sie war in eine

sehr schöne Pagne, (Schürze) von reichem Stoff gekleidet; an ihrer Linken standen dreyßig junge Sklavinnen, in zierlichen baumwollenen Pagnen und weißen Leibchen; ihre langen, schwarzen Haare umwanden den Kopf in Flechten. Rechts der Gebieterin standen einige Sklaven in weißen kurzen Westen und weiten langen Beinkleidern. Andere Sklaven mit langen rothen Schärpen geschmückt, zeigten sich in der untern Gallerie. „Diese Ordnung, diese einförmigen und sonderbaren Kleidungsarten, sagt Boullanger in Péron's Reise, diese jungen, sorgfältig geschmückten Mädchen, die sich als eben so viele Nymphen um ihre Göttin zu gruppiren schienen; der Ort des Auftrittes; die Kühle des benachbarten Waldes; das sanfte Gemurmel des Baches; die Aussicht auf den Ocean, auf dessen Gestade das Haus stand; dieß alles zusammen hatte etwas Großes, Edles, Anmuthiges und Malerisches, das uns alle bezauberte."

Aber die Scene wird noch anziehender; die Sklavinnen entfernen sich, und kommen sogleich fröhlich wieder mit allen Erfordernissen zu einer prächtigen, ausgesuchten Collation. Ihr Anstand ist gefällig, einnehmend; zierliche Tassen, Zuckerschalen, Theegefäße werden den Fremden geboten, andere bringen Gebacknes, Eingemachtes, Confekt von der mannichfaltigsten Art; ihr Gang ist voll Anmuth, abgemessen; sie führen verschiedene Wendungen dabey aus, und jede zeigt ihre Reize unter andern Gesichtspunkten. Die Besuchenden verweilen, bis es Abend wird; sie sind in Sorgen wegen des Rückweges in der Dunkelheit; aber plötzlich macht die

Erscheinung von mehreren Sklaven in rothen Mänteln ihre Sorge schwinden. Jeder hat eine brennende Fakkel von Lavenienblättern in der Hand, die ein helles Licht verbreiteten. Während der Begleitung wiederholten sie, in gleichen Zwischenräumen ein klägliches, durchdringendes Geschrey, welches diesem seltsamen Gefolge noch einen ganz eigenen Charakter gab.

Zu dieser glänzenden Schilderung ist Neas Strohhütte ein merkwürdiges Gegenstück. Pérons Beschreibung derselben und ihrer Bewohner erweckt ohne Zweifel die Theilnahme eines jeden, dessen Brust vom Gefühl des Schönen und Edlen belebt wird.

Péron, der während seines Aufenthaltes auf Timor, wie ich früher anführte, oft am Meerufer lustwandelte, um seiner Liebe an naturhistorischen Gegenständen neue Nahrung, seinen Sammlungen von naturhistorischen Seltenheiten neue Ausbeute zu verschaffen, hatte dort einen ehrwürdigen Greis malaischen Stammes, kennen gelernt, dessen edle, freye Gesichtszüge ihn täglich mehr anzogen. Oft hatte ihm der Greis die Auswahl aller Gegenstände angeboten, die ein reicher Fischfang ihm verschafft hatte. Der Greis nannte ihn bald seinen Herzensfreund, und erbat sich von ihm einen Besuch in seiner Wohnung. Péron erfüllte endlich die Bitte. Das Häuschen lag in einem höchstreizenden Thale, nahe der Hauptstadt Coupang. Ein junger Sohn des alten Malaien diente als Wegweiser. Der führte den Gast gerade auf das prächtige Landhaus der Madame Van-Esten

zu; aber auf einmal lenkte er auf einem schmalen Fußsteige ab, und sie standen vor einer niedrigen Hütte. Die Einfachheit dieses kleinen, ärmlichen Strohhäuschens gab der herrlichen Landschaft neue Reize; blühende, Früchte tragende Bäume schirmten die Hütte durch ihr dichtes Schattendach; auf den Zweigen flatterten die buntfarbigsten Vögel; ein klarer Bach rieselte nahe an dieser Freystätte edler Einfalt vorbey.

Vor der Strohhütte saß der Greis, und spielte auf dem Sasounou, (einem mit Saiten bezogenen Instrumente,) ein jüngerer Sohn begleitete sein Spiel mit der Flöte. Wenige Schritte davon spann seine Frau Baumwolle zur Watte, woraus die Malaien ihre Schürzchen, Pagnen, weben, und die Tochter von 12 bis 13 Jahren bereitete kleine Reiskuchen, die sie am andern Tage zu Markte bringen wollte.

Alles stand auf; die Freude war allgemein. Setzt euch, gute Männer aus Frankreich, hieß es. Der Tag war schwül; der Weg hatte Schweiß gekostet; zur Erquickung ward in einem langen Bambusrohre warme Büffelmilch geboten. Péron, und zwey von seinen Gefährten, die ihn begleitet hatten, tranken, und boten nun dagegen allerley nützliche und sehr angenehme europäische Geschenke, der Mutter ein rothes Tuch, der Tochter Bänder, Spiegel, Nadeln, den Söhnen Messer, Feilen, dem Vater ein Beil und eine kleine Säge. Wie unendlich viel thaten sie mit diesem wenigen, wie sehr gewannen sie sich aller Herzen!

Man wurde vertrauter, man kam sich näher. Der Greis hieß Neas, die Gattin Sorézana, die Tochter Elzérina, der ältere Sohn Pone, der jüngste Cornélis. Cornélis hatte Gesichtszüge voll Reinheit und Ausdruck, war herzlich gut, höchst lebhaft, voll Geist und Phantasie. Pone, stärkeren Gliederbaues als jener, verrieth Kriegesmuth in seinen Zügen; er war ernst, nachdenklich, aber auch sein Herz voll Güte, nur schien die Aussenseite minder sanft. Ueber Elzérina hatte die Natur alle Reize ausgegossen, welche sie dort den Mädchen verleiht, die einst schöne Lebensgefährtinnen werden sollen. Unter den Augen ihrer guten Aeltern aufblühend, war sie bescheiden und schüchtern, noch reicher an zarten Gefühlen, als ihre Brüder.

Indeß Péron dem Greis Glück zu so herrlichen Kindern wünscht, sieht er, daß jenem Thränen aus den Augen fließen, hört ihn, im Gefühl eines tiefen Grams, folgende Worte sprechen: Männer aus Frankreich, ihr seyd gut! — Er schwieg, aber sein beredtes Schweigen sagte laut genug: nicht alle Männer aus Europa sind so gut, wie ihr! Péron verstand zu wenig Malaisch, als daß er die Unterhaltung weiter hätte fortsetzen können, aber die ausdrucksvolle Geberdensprache des Greises ließ ihm über den Gegenstand seiner Trauer und Thränen keinen Zweifel. In der Folge erhielt er darüber umständlichere Aufschlüsse. Neas war König von Coupang gewesen; ihm hatte jene prächtige Besitzung eigen gehört, in deren Mitte das Landhaus der Madame Van-Esten

stand. Eine der reichsten, herrlichsten Besitzungen auf der ganzen Insel. Mehrere holländische Gouverneurs buhlten um diesen Besitz; Neas wollte das urväterliche Erbe nicht missen, und schlug jeden Vergleichsantrag aus. Das hatten schon seine Vorfahren eben so bestimmt gethan, wie er. Da kam der gnädige Herr Van-Essen, fand irgend einen Vorwand, den guten Neas verdächtig zu machen, ließ ihn seiner Königswürde berauben, und zwang ihn durch Drohungen und harte Behandlung, das reiche Erbe zu verlassen. Um eine Hütte und ein kleines Stückchen Land in diesem paradiesischen Bezirke bat der gute Mann, und diese Bitte ward ihm noch gewährt. Größer jetzt, ohne Rang und Reichthum, verstand Neas, den Muth im Unglück zu bewahren, der ein Stempel starker, erhabener Seelen ist! Er geht täglich an das Gestade zu fischen, sich und den Seinigen zum Unterhalt. Oft begleiten ihn seine Kinder, und rührend ist der Anblick ihrer Geschäftigkeit um den guten Alten. Frau und Tochter arbeiten; es ist eine Gruppe von herrlichen Menschen!

Der gnädige Herr Van-Essen ist elend gestorben; verflucht von den Malaien, die er hart bedrückt hatte, und die ihn beschuldigten, ihre Insel den Engländern feige überliefert zu haben, um sein ungeheures Vermögen zu retten, aber auch verachtet von den Engländern, die ihn des geheimen Antheils an der nachher ausgebrochenen Verschwörung beschuldigten, wodurch sie auf jener Küste ausgerottet wurden. Mir wird warm um das

Herz, bey dieser Schilderung! So rächt der Himmel Verbrechen, an der Unschuld begangen! Verächtlich bleibt ewig des Bedrückers Name auf Timor.

Péron schloß Freundschaft mit dem achtbaren Greis, und, nach dortiger Landes-Sitte mußte er seinen Namen gegen jenen vertauschen.

Am meisten zog den Französischen wackern Gelehrten der Knabe Cornélis an; dieser besuchte jenen oft, begleitete ihn oft zu der väterlichen Strohhütte und wenn er zurückging, gab er ihm weithin das Geleite. Péron sagte einst, da er vieles über Frankreich mit ihm gesprochen, viele Fragen beantwortet hatte: hast du nicht Lust, mit mir dahin zu reisen? Lebhaft, wie der Knabe war, zögerte er keinen Augenblick, ja zu sagen. Aber bald reuete den Guten diese Zusage; er hub an, vieles zu sprechen, was Péron nicht verstand. Ungeduldig darüber, daß er nicht verstanden wurde, sagte er: Mann Péron, siehe was ich machen werde! — Er häuft Sand auf, an verschiedenen Stellen, und läßt immer einen Haufen größer, als den andern werden, und nun nimmt er den französischen Gelehrten bey der Hand, und sagt: du bist Cornélis Freund; aber wenn du nach Frankreich kommst, wird ein Mann zu dir sagen: ich gebe dir soviel Geld, als dieser kleinste Haufe Sand beträgt, gieb mir dafür den rothen Jüngling aus Timor zum Sklaven; dabey zeigte er auf den kleinsten Sandhaufen — Du wirst sprechen: ich bin der Freund des Cornélis und gebe dir ihn nicht. Dann werden andere Männer kommen, und

dir soviel, andere soviel für den rothen Jüngling bieten, wobey er immer auf größere Haufen Sandes deutete — du wirst immer unbeweglich bleiben. Endlich aber wird noch ein Mann kommen, und dir soviel Geld bieten für den Jüngling aus Timor, als dieser größte Sandhaufe enthält, da wird dich das Gebot reizen, und du wirst sprechen: nimm den Jüngling hin, er sey dein Sklave! Alsdann wird er mich mit sich nehmen, ich werde dich nie mehr sehen, und Vater und Mutter nie wieder finden. Nein, Mann Péron, ich will hier bleiben.

Das Arsenal zu Toulon, mit der Ansicht dieses Seehafens.

Nr. 34.

Nichts ist geschickter, dem Menschen den Inbegriff seiner Kräfte, wenn sie von dem Geiste der Weisheit geleitet werden, deutlich zu machen, und ihn zu dem würdigen Vertrauen zu sich selbst zu erheben, als der Blick in das Innere dieser großen Anstalt. Alles trägt darin den Charakter der Größe in Plan und Ausführung. Aber nichts vermag auch das Gemüth mit so inniger Wehmuth über die kurze Dauer aller Werke menschlicher Kraft und Kunst zu erfüllen, und den jubelnden Stolz auf der Spitze seiner Glorie augenblicklich an seine Schwäche zu erinnern, als eben dieser Umblick in dem Schiffszeughause zu Toulon. — Alle Räder in der ungeheuern Maschine griffen in einander; tausend Hände, geleitet von verständiger Uebersicht, waren geschäftig; das Meisterwerk menschlicher Erfindung schwamm kühn auf des Meeres Spiegelfläche, hüpfte auf des Windes Flügeln — siehe, da schwärzt sich der Himmel; im Hochgewitter naht die Allmacht, ihr Blitz zerstört die stolze, schwimmende Veste; ein Orkan rast, eine Welle öffnet sich,

Nro. 34

Nro. 35.

und das schöne Werk versinkt; die Schlacht beginnt, Kanonendonner brüllt, und in Trümmer zerfällt das kühne Meisterstück!

Doch des menschlichen Geistes hoher Standpunkt, auch darin wird er kräftig bewährt, daß er Blitz und Wellen und Feinden Trotz beut, und neu erschaffen kann, was ihm zerstört ist, unverdrossen, unermüdbar.

Das Hauptthor zu dem Arsenal, an welchem geschmackvolle und passende Bildhauerverzierungen gerühmt werden, ist beständig verschlossen; Neugierde würde die Arbeiter stören, auch könnten sich Uebelgesinnte einschleichen und schaden; andere, geheime Anhänger einzelner Galeerenstlaven, würden leicht Mittel finden, sich diesen zu nähern, und ihre Meutereyen und Versuche zu entfliehen unterstützen.

Es bedarf entweder der Begleitung eines vornehmen Offiziers, oder einer besondern, eigenhändigen Erlaubniß des Commandanten von Toulon, die man unter diesem Hauptthore vorzeigen muß, um eingelassen zu werden.

Man kömmt auf den großen Zimmerplatz. Welches Gewimmel, welcher Zusammenlauf vieler beschäftigter Menschen, ohne alle Störung. Hier erheben sich die Gerippe neuer Linienschiffe und Fregatten, dort sind andere ihrem Auslaufen nahe. Aufseher und Meister drängen sich mit dem lebhaftesten Eifer, mit dem Feuer,

welches Napoleon in allen zu erwecken, und zu unterhalten weiß, denen er Anstellungen giebt; der Geselle und der gemeine Arbeiter, der jenen Folge leisten muß, theilt, gezwungen oder freywillig, ihren Eifer. Die Nacht unterbricht diese Arbeiten nicht, eben so wenig der Sonntag, und aus dieser ungezähmten Eile entsteht doch keine Verwirrung.

Hier behauen Zimmerleute das Holz, andere besetzen die großen Balken, welche den Kiel der Schiffe bilden, mit gekrümmten Gebälke, woran die Seitenbekleidung befestigt werden muß; wieder andere bekleiden die Seiten des ungeheuren Gerippes. Kalfaterer füllen alle Zwischenräume und Risse mit Werg aus, andere bestreichen die Oberfläche mit Talg und Harz, damit ihr die Nässe nicht schade. Große Schiffe werden an ihrer Aussenseite mit Kupfer belegt; von diesen Metallplatten tönt jeder Hammerschlag wohlklingend wieder. Fahrzeuge, welche diese Bekleidung erhalten, sind schnellere Segler, als andere, denen die Ungleichheit ihrer Aussenseite hinderlich ist; auch sind sie den Angriffen des Holzwurmes nicht ausgesetzt, der, aus Indien nach Europa gebracht, ganze Schiffe zerstört, und sogar den Dämmen in Holland gefährlich wird. Die Arbeiter singen provenzalische Lieder, und Hammer und Axt geben den Takt dazu. Galeerensklaven tragen Balken, anderes Holzwerk, Breter, Anker, Taue, u. s. w., man stellt sie bey den härtesten Arbeiten an. Eine eigne Tracht zeichnet sie aus, und ihr schneidend klägliches Geschrey mischt sich mit dem furchtbaren Rasseln ihrer Ketten.

Mit Staunen erfüllt den Beschauenden der Anblick des Bassins, welches der berühmte Ingenieur Grogniard erbaut, und damit die Absicht der Erfindung und der dabey gemachten Anstrengungen vollkommen erreicht hat. Ungeheure Hindernisse, die mit unendlichem Muthe aus dem Wege geräumt werden mußten, unbegreifliche Vorarbeiten, wozu die Lage des Platzes zwang, machen dieses Werk der Bewunderung aller Zeiten würdig. Wenn sonst große Schiffe erbauet waren, ließ man sie auf gleiche Art vom Stapel, als kleine; man schlug die Stützen los, auf welchen die ganze Last während der Bearbeitung ruht, und ließ sie auf abschüßigem, mit Holz belegtem Boden dem Meere zueilen. Man schleuderte so gleichsam diese Arbeit vieler Monate und unsäglicher Kosten in das Meer hinaus; aber die Gefahren, denen eine so große Masse bey dieser verwegenen Behandlung ausgesetzt war, mußte auf den Gedanken bringen, jene zu vermindern, oder ganz zu entfernen. Dieser Gedanke war kühn, aber ausführbar; ein Bassin mußte erbaut werden, worin das Meer selbst die Schiffe abholte und in den Hafen führte. Grogniard war es, der alle Hindernisse glücklich hob, die nicht die Natur der Unternehmung selbst, sondern noch mehr der böse Wille und Eigennutz anderer, ihm in den Weg schoben.

Das Bassin befindet sich an dem Ende des Zimmerplatzes, gegen das Meer hin. Um in dem Meere selbst ein massives Bauwesen anzuordnen, mußte erst ein ungeheurer hölzerner Kasten, größer als das Bassin werden sollte, verfertiget, und in die Tiefe versenkt werden.

Man wollte diesen auf dem Lande bearbeiten, und wie ein Schiff vom Stapel schicken; allein der Kasten konnte scheitern. Daher ward er auf der Stelle selbst errichtet, wo er in die Tiefe versenkt werden mußte. Um dieses Versenken zu bewirken, brauchte man eine sehr große Menge schwerer Sachen, wozu unter andern 1800 alte eiserne und metallene Kanonen gebraucht wurden.

Der Kasten ward hierauf in seinem innern Raume mit Quadersteinen ausgemauert, und diesem innern Becken gab man die Form eines großen Schiffes, aber größer noch, als das größte. An den Seitenwänden des Beckens sind Fugen befindlich, in welche ein Schiff-ähnliches hölzernes Gefäß paßt, dessen beyde Enden in die Fugen hineingleiten. Dadurch wird das Bassin an seiner gegen das Meer zu offenen Seite geschlossen. Große Schiffe werden in diesem Becken, das man wasserleer macht, gezimmert; man kömmt auf seitwärts angebrachten Treppen auf den Boden hinab. Ist das Schiff so weit fertig, daß es in dem Hafen selbst seine Vollendung erhalten kann, so läßt man dieses an der Oeffnung vorliegende Gefäß los, das Meer hebt es, trägt es über die Fugen empor, und nun dringt Wasser herein, wodurch das neuerbaute Schiff flott wird. Hat es nun das Bassin verlassen, so wird solches auf die bezeichnete Weise wieder geschlossen, und durch acht und zwanzig Pumpen, welche die allerstärksten Galeerensklaven in Bewegung setzen, bis auf den Grund geleert. Soll ein großes Schiff ausgebessert werden, so läßt man es von dem Hafen in das volle Bassin einlaufen, schließt

dieſes, und pumpt das Waſſer aus, damit die Arbeiter zukommen können.

Die Schiffe erhalten in dem Hafen ihre letzte Vollendung; ſie werden dort mit Maſten verſehen, aufgetakelt, erhalten Vorräthe und Bewaffnung. An der Stelle, wo dieſe weiteren Beſorgungen vorgenommen werden, herrſcht vieles Leben, ſo rege wie auf dem Schiffswerfte ſelbſt. Alles gleicht hier dem Hin- und Herwandeln in einem Bienenſtocke, der Regſamkeit in einem Ameiſenneſte.

Als die vereinigte engliſch-ſpaniſche Flotte in dem Jahre 1793 Toulon eroberte, wurden von den Engländern, welche den Hafen und das Arſenal plünderten, mehrere Schiffe verbrannt und verſenkt. Man iſt noch jetzt damit beſchäftiget, die Trümmer von einigen durch Taucher ſtückweiſe aus der Tiefe zu ziehen. Die franzöſiſche Regierung ließ in dieſer Abſicht 44 Taucher aus Neapel kommen, wovon jeder täglich fünf Franken, und die Hälfte von dem Werth der Ausbeute, die er zu Tage fördert, erhält. Sie bringen viele Dinge keines Werthes hervor, aber alles Metall kann wieder mit Nutzen angewendet werden. Die Hälfte des Betrags wird dieſen Leuten nach einer in dem Arſenal gemachten Taxe vergütet.

Die Taucher treiben ihr Geſchäft mit fünf bis ſechs Fuß langen Scheeren und Meſſern, welche an Balken von verhältnißmäßiger Länge und Stärke befeſtiget ſind. Indem ſie untertauchen, ſetzen ſie die Schneiden da an, wo ſie Gewinn hoffen und mehrere, dazu beauftragte Galeerenſklaven drücken dieſe Schneidewerkzeuge mit

Hülfe der Ramme, welche sich auf einem Ponton befindet, tiefer in das Wrak des versunkenen Schiffes. Was dadurch losbricht, wird aufgefangen. So oft der Taucher unter Wasser geht, schlägt er vorher das Zeichen des Kreuzes, und keiner bleibt länger, als zwey bis drey Minuten unter Wasser.

Um einen Mastbaum zu verfertigen, sind eine Menge Menschen beschäftiget; er ist aus sechs Bäumen zusammengesetzt, die unten und oben gabelförmig behauen, in einander eingefügt, und durch eiserne Ringe verbunden werden. Zwanzig Galeerensklaven sind erforderlich, einen eisernen Rammblock in Bewegung zu setzen, der auf dem, mit Talg bestrichenen, Mast seiner Länge nach hinabgleitet, und durch wiederholte Schläge den Ring in den Balken hineintreibt. Nach einer Stunde saurer Arbeit rückt der eiserne Ring kaum eine Linie weit hervor. Ein Mastbaum von der größeren Art hält hundert und zehn Fuß in der Länge, und neun bis zehn Fuß in seinem stärksten Umkreise; die besten Bäume dazu liefert der Norden von Europa und die Insel Korsika. Hundert Jahre Wachsthum sind erforderlich, bis eine Fichte als Mastbaum gebraucht werden kann, und ein einziger Windstoß reicht hin, den Mast umzustürzen, eine einzige Kanonenkugel, ihn zu zersplittern.

In einem besondern Gebäude spinnen vierzig Galeerensklaven Hanf für die Weber und Seiler; die Spinnräder werden durch ein einziges Rad mit gemeinschaftlicher Saite in Bewegung gesetzt, aber jeder Arbeiter kann sein Spinnrad stille stehen lassen, ohne daß dadurch die Arbeit seiner Kameraden verzögert wird. Ein Pfund

Hanf ist gewöhnlich Tagesarbeit für einen fleißigen Spinner; einer liefert mehr, der andere weniger; einer spinnt feiner, der andere gröber; der Fleißigste kann es bis auf sechs Sous Arbeitslohn täglich bringen.

Die Seilerey, Seilerbahn, ist ein ungeheurer gewölbter Saal, dreyhundert und zwanzig Toisen (1920 Fuß) lang, ein massives Gebäude von dem berühmten Vaubau. Der obere Stock ist mit einer großen Anzahl von Arbeitern besetzt, welche den Hanf für die eigentliche Seilerbahn aussuchen, und vorbereiten; aus der Verbindung von dünneren Tauen entstehen dann die dickeren und dicksten Schiffsseile, Ankertaue.

Nahe dabey ist ein Gebäude, worin viele Hände mit Verfertigung des Segeltuches, mit Zuschneiden und Nähen der Segel sich beschäftigen. Die Schmiede für das Seewesen sieht der Höhle der Cyklopen ähnlich; darin wird alles Eisenwerk für den Bedarf an und auf Schiffen geschmiedet, ausgenommen Kanonen, Anker, große Kessel, welche die National-Hammerwerke liefern. Besonders groß ist die Anzahl von Galeerensklaven, welche hier arbeiten; sie erhalten mehr oder minder Tagelohn nach dem Grade ihrer Brauchbarkeit. Drey und drey durch eine Kette vereinigt, sieht man sie hier an ungeheuren Amboßen mit den schwersten Hämmern arbeiten; ein Meister, schweißtriefend und mit Rauch und Kohlenstaub bezogen, leitet ihre Arbeit.

Eine besondere Gießerey liefert metallene Kanonen, Kessel, und Kupferblechtafeln, womit die Aussenseite der Schiffe belegt wird. Wie flüssige Lava eines Vulkans sieht der Besuchende das geschmolzene Kupfer in

Rinnen sich ergießen. Die Faßbinderey, wieder getrennt von den übrigen Beschäftigungen, ist ebenfalls ohne Aufhören im Gange; weiterhin sieht man Theeröfen, und die Kamine der Waschhäuser rauchen; man fühlt die Glut der Oefen in der Bäckerey; ein kleiner Kanal trennt diese von den übrigen Anstalten. Nicht fern davon sind die Korn- und Mehlmagazine.

Die Werkstätte der Wagner ist eben so mannichfaltig als häufig in Thätigkeit. Der Gefühlvolle trauert dort über den Anblick eines ungeheuren Vorrathes an hölzernen Beinen; er ist ungewiß, ob er den Menschen bewundern oder verwünschen soll, der so vielen Gefahren trotzt, um seine Mitmenschen auf den Wellen anzugreifen. Er verdient unsere Verachtung, setzt der französische Gelehrte Millin hinzu, wenn er, hingerissen von Privathaß, den Mitmenschen zu zerstören strebt, selbst der eigenen Lebensgefahr nicht achtend; aber der Seesoldat, der Krieger zu Lande, den nur die Stimme der Pflicht herbeyruft, der ohne Groll im Herzen zur Schlacht geht, um seines Volkes Rechte und seines Vaterlandes Ehre zu vertheidigen, sind unserer Hochachtung und Dankbarkeit werth.

Der Wagnerwerkstätte ist das Attelier der Bildhauer nahe. Hier werden alle Verzierungen aus Holz, die an dem Spiegel, an dem Hintertheile und in dem Innern der Schiffe befindlich sind, verfertigt. Man verwahrt dort noch einige Basreliefs und ganze Figuren, die der berühmte Bildhauer Puget ausgearbeitet hat.

Hat sich der Besuchende in den Werkstätten umgesehen, so muß er sich nun die Magazine zeigen lassen, die

alle auch der nämliche Raum einschließt. Sonst faßte ein ungeheures Gebäude die sämmtlichen Vorrathskammern; es wurde von den Engländern verbrannt, und da das jetzige, in Eil errichtete, nicht geräumig genug ist, so stehen mehrere kleinere Vorrathshäuser dabey. In Menge gesehen, und wohlgeordnet, geben selbst die geringfügigsten Dinge hier einen überaus gewichtigen und sogar angenehmen Anblick; jedes von diesen Magazinen sieht einem großen Kaufmannsgewölbe ähnlich, woraus man das Nothwendige für die Schiffe holt. Was nur immer zu den Bedürfnissen des Lebens gehört, hat darin seinen Platz, seine Aufschrift, und ist in herrlicher Ordnung aufgeschichtet; es ist die seltsamste und wohlversehenste Messe von der Welt.

Einer der vorzüglichsten Theile dieses großen Vorrathshauses ist das Zeughaus. Dort sind alle Gegenstände zum Angriff und zur Vertheidigung vereinigt. Kanonen, Mörser, Haubitzen, Steinbüchsen, Caronaden, stehen in Parks aufgeführt; man wandert zwischen ungeheuren Pyramiden von Bomben und Kugeln aller Art hin. Unter den Kanonen sind einzelne Seltenheiten, aus feindlicher Beute; kleine Stücke auf Füßen statt auf Lavetten, andere mit Hahn und Zündpfanne. Der Vorrath an Flinten, Büchsen, Karabinern, Stutzern, Klettereisen, Enterwaffen, Säbeln, Pistolen, ist sehr groß; allein so wie sonst sind diese Gegenstände nicht mehr prunkvoll aufgeschichtet, an einander gereiht, über einander aufgestellt. Man sieht keine Säulen von Bajonetten; tausende von Säbeln mit den Spitzen zusammengefügt, bilden nicht mehr an dem Plafond des Saales Rosetten

und leuchtende Sonnen; nur das Nöthigste wird jetzt besorgt, bis der allgemeine Friede diesen Tempel der Kriegesgöttin, die in dem Innern eine Bildsäule hat, zuschließt, und jene Todeswaffen und Zerstörungswerkzeuge wieder hieher bannt, wo man sie eben so zierlich als sonst ordnen, und für eine lange Ruhe aufbewahren wird.

Möge dieser Zeitpunkt nicht ferne seyn; möge der reine Wunsch, welchen die ganze Menschheit in Süden und Norden, in Ost und West theilt, der Wunsch eines dauerhaften, auf Recht und Ehre gegründeten Friedens bald, o bald in Erfüllung gehen! Alsdann wandere hin zu den Gefilden des mittäglichen Frankreichs, denen eine mildere Sonne lacht, nach Toulon, Marseille, Hyeres, jeder, dem die Flügel seiner Wißbegierde durch keine Verhältnisse gelähmt sind, und betrachte, froh erstaunt, die Wunder der Natur und Kunst, wovon Feder und Nadel nur schwache Schattenrisse geben können!

Staats-
Bibliothek
Bamberg

LS-Rar

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lang, Carl,

Geschichtliche Denkwürdigkeiten und Seltenheiten der Natur durch Kupferblä
tter anschaulich gemacht, und für alle Stände zum Nuzen und Vergnügen faß
lich beschrieben
Bd.: 1

Nürnberg 1813

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.n.o.50-am(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11689334-7